Nachlese in und außer mir.

Aus den Papieren des Verfassers der

Selbstbekenntnisse

oder

vierzig Jahre aus dem Leben eines oftgenannten Arztes.

Herausgegeben
und
mit einem Vorworte begleitet
vom
Verleger.

Vierter Band.

Leipzig, 1856.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Nachlese in und außer mir.

Vierter Band.

VIII.

Walther Kern.

(Selbstbekenntnisse eines Freundes.)

(Fortsetzung.)

---

13. Visiten in der Residenz.

Nach einer halb durchschlummerten Nacht im Postwagen traf ich am frühen Morgen in der Residenz ein. Hier und dort brannten noch die Straßenlaternen vom letzten Oelreste, in manchen Häusern schimmerte Licht aus den Dachfenstern, als Zeichen, daß die Mägde eben aufgestanden waren. — Ich stieg auf dem Posthofe ab und schritt bis zum völligen Tagesanbruche durch die Straßen. — Ich befand mich in meiner Vaterstadt, aber sie war mir fremd geworden; die Familie meiner Mutter hatte sich bis auf ihren Bruder, der die Bäckerei ihres Vaters übernommen, und bereits große Familie hatte, verkleinert, auch lebten meine Eltern nie in guten Einvernehmen mit dem Bäcker, da man von

Anfang an gegen die Heirath mit einen Officier — und auch früher bemüht gewesen war, das damalige Vermögen meiner Mutter zu kürzen. — Ich hatte mir deßwegen vorgenommen, nur gelegentlich einen Besuch in diesem Hause zu machen, wollte aber zuerst allein meinen Obliegenheiten in Betreff des Staatsexamens leben.

Als es hell geworden war, stand ich vor dem großen, gräflich von Roden'schen Hause, worin Friedrich Willburg als Hauslehrer wohnte; alle Vorhänge waren niedergelassen. Dennoch läutete ich an der Hausthürglocke. Nach langer Zeit wurde ein Riegel aufgeschoben und ein Mann mit weißer Schürze sahe mich verdrießlich an. Ich fragte nach Herrn Willburg, er antwortete: „da müssen Sie in zwei Stunden wiederkommen, so früh geht man hier nicht zu den Leuten. „Melden Sie mich nur," bat ich, „sagen Sie, Doctor Kern sei eben angekommen." Der Mann betrachtete mich mit etwas höflicherer Miene und murmelte, zurücktretend und mir den Eingang in die Thür gestattend: „Wollen sehen, ob Herr Willburg schon wach ist." Er ging über den Hof, der halb Garten war, in einen Seitenflügel. Nach einer Minute öffnete sich ein Fenster und ich hörte meinen Namen von Willburg's Stimme rufen. Ich eilte in das Seitenhaus, der Mann mit der weißen Schürze begegnete mir auf der Treppe und zeigte auf eine Thür, welche sich

aber schon öffnete, ehe ich vollends die Treppe hinaufgestiegen war. Willburg empfing mich mit seiner formlosen, energischen Herzlichkeit und seine erste Frage war: „Kommen Sie direct vom Gute? Wie geht's zu Hause?" Ich erzählte ihm das Ereigniß mit Emma und die Sorge des Pfarrers. — „Daß es so kommen würde, habe ich mir immer gedacht," sagte er, „nun habe ich die Last auf dem Halse — Emma ist hier — gestern Abend kam sie in einem Wagen vor das Haus gefahren." Ich erstaunte; Willburg fuhr fort. „Als ich vor etwa drei Wochen im elterlichen Hause, bei dem Auftritte, dessen Zeuge Sie waren, den entschiedenen Rath ertheilte, Emma in die Stadt zu schicken und zur Künstlerin ausbilden zu lassen, wozu sie alle Anlagen besitzt, da hatte sie uns behorcht und sich für kommende Fälle meinen Rath gemerkt; — vorgestern nun, nach einer empfangenen Ohrfeige ist sie mit einem kleinen zusammengerafften Bündel und ihrer Sparbüchse in der Abenddämmerung entlaufen, um mich bei'm Worte zu nehmen; das Mädchen hat meine vollste Sympathie, der Willenskraft und Kühnheit wegen, die sie besitzt; sie war bis zur Nacht bis in die Landstadt gelaufen, hatte hier die Post abgewartet, die Residenz erreicht und nun ist sie da — sie ist einstweilen bei der Frau des Hausmeisters gebettet."

„Und was denken Sie zu thun?"

„Ihre Energie mit gleicher Energie zu vergelten;

— da liegt schon der Brief an meinen Vater, worin ich ihm anzeige, daß Emma in der Stadt bleiben wird — sie soll Gesang und Spiel ausbilden, dazu ist sie eine hübsche, wenigstens keine gewöhnliche Erscheinung, sie wird in der Kunst ihr inneres und äußeres Glück finden."

„Aber Ihre Eltern werden das nicht billigen." Willburg lächelte mit der Miene der Ueberlegenheit. „Sie werden sich fügen, lieber Doctor — meine Mutter ist eine herzensgute, aber gänzlich materielle Frau, mein Vater ein braver, gelehrter Mann, aber so unpraktisch wie ein Kind — ihre Opposition bedarf keiner künstlichen Diplomatie — ich liebe meine Schwester weit stärker, seitdem ich neulich zu Hause war und sie beobachtete; sie wird dort von keinem Menschen verstanden."

Mit Vorsicht prüfte ich, wie weit Willburg Einsicht in Emma's Verhältnisse habe und sagte: „Wenn ich nicht irre, so sprach Ihr Herr Vater von übernommenen Pflichten, die ihm des Findling's Zukunft selbst bestimmen würden."

Der Hauslehrer horchte auf, seine grellen, grünlichen Augen blitzten scharfsinnig, dann lächelte er auf seine zuversichtliche Weise und antwortete: „Das sind Einbildungen, weiß wohl, daß man im Dorfe von vornehmer Geburt, Erscheinen eines fremden Herrn spricht, aber das sind Dorfgeschichten."

Ich merkte jetzt, daß Willburg nichts von dem mir im Wagen anvertraueten Geheimnisse wußte — oder — daß er es mir zu verbergen suchte, und schwieg deßhalb.

„Haben Sie eine Wohnung für mich gemiethet?“ lenkte ich fragend ab.

„Jawohl, ein hübsches Stübchen, sehen Sie dort, die beiden Fenster, die nach unserem Garten hinausgehen? — Er zeigte mir im Hintergrunde eines kleinen Gartens neben dem Stallgebäude weg ein Hinterhaus von der entgegengesetzten Straße. „Nun können wir uns nöthigenfalls zuwinken,“ sagte er, „die Ruhe in der geräuschvollen Residenz wird zur Vorstimmung zum Staatsexamen günstig sein, so dachte ich mir.“ Ich war damit einverstanden, dankte ihm und bat, mich hinzuführen. „Erst frühstücken wir,“ gab er zur Antwort, „es trifft sich heute Morgen sehr gut, meine gräfliche Herrschaft ist verreiset, meine beiden Junker gehen zur Reitstunde, bis elf Uhr habe ich freie Zeit. Auch werden Sie doch nicht weggehen, ohne Emma begrüßt zu haben!“ Er rief aus dem Fenster den Namen „Erich!“ Der Mann mit der weißen Schürze kam in den Hof und nahm den Auftrag in Empfang, für ein Frühstück zu sorgen und Schwester Emma zu rufen. — Das Frühstück kam, aber nicht Emma. „Ich will sie selbst holen,“ sprach Willburg, „wahrscheinlich hat der Erich gesagt, daß ein Fremder

angekommen sei und sie wittert eine Nachsetzung von der Pfarre." Bald kehrte er zurück, die Adoptivschwester an der Hand; Emma grüßte mehr mit den blauen Augen und sahe ebenso schelmisch wie verschämt aus; ihr kluger, rother Mund war mißtrauisch geschlossen, sie sahe aber heute Morgen ungemein reizend aus. Ich betrachtete sie mit doppeltem Interesse, da ich sie im Bewußtsein ihres Geheimnisses anschauete. Scherzend sagte ich, daß ich gekommen sei, sie zurückzuholen, da wurde ihre ganze Erscheinung lebendig, ihre Augen warfen Strahlen, der Mund nahm einen entschlossenen Zug an, das feine, weiße Gesicht wurde von hellrothem Feuer sanguinisch übergossen, sie blickte herausfordernd den Bruder an und sprach trotzig: „Lieber sterbe ich!" Als ich ihr meinen Scherz eingestand, blieb sie dennoch zurückhaltend gegen mich. Nach dem Frückstücke kehrte sie zu der Frau des Hausmeisters zurück und Willburg führte mich in meine Wohnung, begleitete mich nach der Post, um meinen Koffer besorgen zu lassen — dann aber blieb er vor einem Hause stehen, wo ein Glockenzug auf dem Porcellangriffe die Worte: „Nachtglocke des Dr. med. Wedekind" trug. „Der wird Ihnen Hausgelegenheit in der hiesigen Medicinalbehörde zeigen," meinte Willburg, „er ist durch mich schon auf Ihre Ankunft vorbereitet."

In einem Zimmer der zweiten Etage traf ich

Doctor Wedekind am Schreibtische sitzen, nachdem er durch ein kräftiges, baritones „Herein!“ uns hatte eintreten heißen. Bei Willburg's Stimme drehete er sich schnell mit dem Gesichte herum, sahe mich groß an und stand auf. Kaum hatte mein Begleiter meinen Namen genannt, so drückte mir Wedekind herzhaft die Hand, hieß mich, seinen Collegen, freundlichst willkommen und wünschte mir Glück zum großen „Hazardspiele.“

Er war ein großer, stattlicher Mann mit angehendem Bauche; sein Gesicht mit spitzer, aufgerichteter Nase, strengem, aber klugem und beredtem Munde, starkem, braunem Backenbarte und tiefliegenden, aber stechenden Augen, verrieth Energie, Klugheit und Frische. Er nannte sich mit Willburg „Du“ denn Beide hatten zu gleicher Zeit studirt, er präsentirte uns bereits gestopfte Thonpfeifen, von denen er selbst eine rauchte, setzte sich mir gegenüber und fragte: „Nun, lieber College, was für eine Laufbahn haben Sie eigentlich vor sich?“

„Zunächst das Staatsexamen.“

„Das ist der Salto mortale, der, wenn man glücklich fällt, Einen erst nüchtern macht, um zu prüfen, wohin man nun soll, welchen Weg man einschlagen will. Wie es viele Wege zum Himmel giebt, so giebt es auch verschiedene Wege zum festen Platze auf dieser armseligen Erde. Das Staats-

examen ist die Zugbrücke, über die man auf den Sammelplatz passiren muß, aber dann geht's rechts, links, gerade aus, quer, krumm; — in unserem medicinischen Gebiete giebt es zur Zeit drei Hauptwege — Fischer, Frank, Piper."

„Ich habe unserem Freunde schon eine allgemeine Charakteristik davon gegeben," fiel Willburg ein. —

„Gut, nun fragt es sich, wie lautet Ihr Paß? — Ich will sagen, wie die Kaufleute: worin wollen Sie machen?"

Ich sahe ihn fragend und lächelnd an, da mir seine Worte noch nicht völlig klar geworden waren; er hatte überhaupt eine ebenso sarkastische als schelmischgutmüthige Art zu sprechen, die man gern hört, uns ungewiß über Scherz oder Ernst läßt, aber durch die Frische des Ausdrucks anzieht. „Nicht wahr," nahm Willburg das Wort, „so viel ich verstanden habe, wollen Sie vorzugsweise Seelenarzt werden?" Ich bejahete.

„Ah so!" fuhr Doctor Wedekind fort, „also Seelsorger — ha! ha! früher nannte man es Irrenarzt, aber unser guter Frank hat etwas Geistlichkeit mit hineingemischt. Die Carrière ist jetzt nicht übel, müssen aber sehr fromm sein, sehr heilig, durch vieles Beten können Sie sogar auf Erden schon im neuprojectirten Irrenhause eine Anstellung finden."

„Verkennen Sie mich nicht," erwiderte ich mit

Nachdruck, „die Frömmigkeit, welche Sie andeuten, würde bei mir — vielleicht bei jedem vernünftigen Arzte — eine Heuchelei sein. Wozu hätten wir die Natur der Menschen studirt?“

„Lieber College — Sie müssen, wie ich merke, noch in die praktische Schule gehen. Wissenschaft und Praxis sind zwei ganz verschiedene Dinge — die erstere sucht Wahrheit, die letztere Brot, Titel, Orden, Capital; – ich lasse mich hängen, wenn unser Frank an Alles wirklich glaubt, was er über die fromme Lippe bringt — aber zur Sache, ich rathe Ihnen, machen Sie es wie ich, wählen Sie eine gute, solide bürgerliche Praxis, der Bürger respectirt seinen Arzt, ist dankbar und anhänglich; — ich danke für die aristokratische Praxis; man ist Bedienter vornehmer Laune, Magen- und Unterleibs-Verstimmung, wird mit einem Titelchen oder Kreuzchen abgelohnt und — verbraucht. Deßhalb, um zum Bürgerthume zu gelangen, halten Sie Sich an den alten, finnigen Piper — er besetzt alle Stellen in den Provinzen, macht Land- und Magistratsärzte — könnten Sie eine von seinem Dutzend Töchtern erwischen, so würden Sie im Sturme Landphysicus — und aufrichtig gesagt, ich bliebe in Ihrer Stelle nicht in der Residenz, reflectirte auf eine hübsche, wohlhabende Gegend im Lande und bliebe ein freier Mann.“

„Ich gestehe, über diese Specialitäten noch gar

nicht nachgedacht zu haben, glaubte nach dem Examen hier einstweilen zu bleiben, mich öffentlich als praktischer Arzt anzukündigen und zu behandeln was mir vorkäme."

„Armer College! dann müßte ich Sie bemitleiden. Sie würden höchstens einmal einem armen Teufel umsonst das Fieber kuriren oder für ein Paar verbrauchte Stiefel ein Paar neue bekommen, wenn Ihr Schuster etwa ein Jahr lang Sie für seine scrophulösen Kinder in Anspruch nähme — aber noch schlimmer — Sie würden als selbstständig beginnender Arzt die ganze Doctorenschaft der Stadt gegen Sich aufbringen."

„Aber durch welche Veranlassung?"

„Weil Sie keine Clique machen; — bemühen Sie Sich nicht um die Gunst irgend einer Parthei, die Sie schützt und anerkennt, so heißt es, der will nur in die Praxis hinein, den müssen wir demüthigen und alsbald verunglimpft man Sie öffentlich und privatim, ärgert Sie todt oder treibt Sie von hier fort. Ich gehöre zum Club „Hygiea" der seinen Mitgliedern die Collegialität garantirt, daß heißt, man braucht sich über Brotneid und Verleumdung etwas weniger zu ärgern, — man treibt die natürliche Feindschaft unter Aerzten etwas vorsichtiger, glimpflicher — ich bin bereit, Sie dort einzuführen, wenn Sie Ihr Staatsexamen gemacht haben — den alten Piper haben wir zum Ehren-

präsidenten gemacht, dafür nimmt er aus unserer Mitte die Leute für vacante Magistrats- und Physicats-Stellen, sowie für Stellvertretung in der Praxis, was immer sehr fördersam ist. Der Stellvertreter des alten Piper giebt diesem für die Einführung in die Praxis ein Stück Geld zur Entschädigung, bleibt endlich in einigen Bürgerhäusern als Hausarzt hängen, der Handwerker empfiehlt ihn beim Brauer, dieser beim Kaufmann und so kommt er herauf."

„Ja, der Wedekind hat Recht," fiel Willburg ein, „folgen Sie unbedingt seinem Rathe."

Es wurde an der Thür geklopft, eine Frau trat herein, um den Arzt zu consultiren. — Wir standen auf — „Nun," sagte Wedekind, „es freuet mich, Sie kennen gelernt zu haben, ich werde Sie besuchen." Wir gingen fort. Willburg's freie Zeit war abgelaufen, er richtete seine Schritte nach Hause, während ich meine neue Wohnung erreichte. Stube und Kammer hatte mir ein Steuerrevisor abgetreten, der straßenwärts mit Frau und Kindern wohnte, während meine Fenster hofwärts hinausgingen. Von meiner Stube aus blickte ich zunächst in einen mit kleinen Anpflanzungen umzäumten Hof, eine Durchsicht aber zwischen dem Nebenhause und dem Stallgebäude des Roden'schen Gebäudes gestattete mir den Blick bis nach dem Seitenflügel, wo Willburg wohnte, dessen eines Stubenfenster ich gerade

ganz übersehen konnte. Ich hatte zwar den guten Rath Wedekind's nicht direct abgelehnt, aber dennoch keine Neigung, demselben zu folgen; alles Cliquenwesen war mir im Grunde meines Herzens zuwider, ich nahm mir vor, ruhig meinen eigenen Weg zu gehen, meinen Lebenszweck zu verfolgen und auf Gott und meinen guten Willen zu hoffen.

Am Drückendsten war mir die Visite bei Fischer, die erst überwunden werden mußte; um mir Muth zu machen, wollte ich erst mit den anderen Medicinalräthen beginnen. Der Gedanke, mich ganz zum Arzte für Seelenkranke zu widmen, ermunterte meinen Entschluß, zunächst Frank kennen zu lernen. Aus meiner früheren Lyceistenzeit kannte ich die Aerzte dieser Stadt nicht, denn ich hatte mich in einer gewissen Harmlosigkeit nie darum bekümmert. Da fiel mir ein, den früheren Hausarzt meiner Mutter, meiner eigenen Jugend aufzusuchen, erfuhr aber, daß dieser vor einem Vierteljahre gestorben sei.

Eines Morgens ging ich erwartungsvoll im schwarzen Anzuge nach dem Hause des Medicinalrathes Frank; er bewohnte eine Officialwohnung neben dem alten, baufälligen Irrenhause der Stadt, das, wie ich erfahren hatte, verlegt und gegen eine neue, große Anstalt vertauscht werden sollte. Eine alte Magd meldete mich — Hausflur und Vorzimmer waren höchst einfach, vom Alter geschwärzt, ohne Zierrath und Wohnlichkeit. Ich trat auf den Wink

der Magd in die Studirstube, an der mir ein ängstliches, hohles „Herein" entgegen wimmerte. Das Zimmer unterschied sich sogleich von einem Gelehrtenstübchen durch seine Ordnung; nur ein alter Schrank mit Büchern verrieth den Mann der Wissenschaft, ein Büreau mit Klappe, ein glatter Sopha von Pferdehaarzeug, einige Stühle und fast ganz leere Tische gaben dem Zimmer einen unbehaglichen Ausdruck; über dem Sopha hing ein altes Oelgemälde, auf dem man nichts sehen konnte, als einige fleischfarbige Stellen von nackten Gliedern; welche aus der Nacht des tiefen Schattens hervortraten, aber bei weiterer Nachforschung eine Kreuzigung Christi im Rembrandt'schen Farbendunkel erkennen ließ; auf dem Bücherschranke stand eine kolossale bronçirte Büste, anscheinend ein Apostelkopf.

Dieses Alles hatte ich zu beschauen Zeit genug, da der kleine, tief über die offene Bureauklappe gebeugte Mann in schwarzem Anzuge, weißen Halstuche, glattem, spärlichen, etwas grauen Haar, kleinem spitzen Oberkopfe und großen Ohren eben mit Schreiben beschäftigt war, und, den Rücken mir zukehrend, von meinen Eintreten und Anreden gar keine Notiz nahm; es herrschte Todtenstille im Zimmer, nur das Kritzeln der Feder und ein leise pfeifender Athemzug des Medicinalrathes waren hörbar. Endlich legte er die Feder weg, wendete sich langsam gegen mich um, legte einen Arm über die Stuhllehne,

faltete die Hände, ließ die Daumen um einander kreisen und sahe mich groß, feierlich an. Ich wurde von diesem Gesichte etwas betroffen — es war sehr groß in der Augenbreite, sehr lang und spitz; unter einer stillen, unbeweglichen Stirn und weit ausgespannten grauen Bögen der Brauen starrten mich ein paar kalte, tiefliegende, große und graue Augensterne an. Ich nannte meinen Namen und meine Absicht. Er winkte auf einen Stuhl und begann mit hohler, klagender, engbrüstiger Stimme: „Waren Sie schon bei den anderen Mitgliedern des Collegiums?" Ich erklärte, zuerst zu ihm gekommen zu sein, da ich die Neigung fühlte, meine künftige Thätigkeit den Seelenkrankheiten vorzugsweise zu widmen. „Hm! wiederholen Sie Ihren Namen! — Kern? — Hm! Eine tiefsinnige Mutter? — Hm! — Ich erinnere mich, bin einmal consultirt worden — lebt sie noch?" —

Ich hatte den Muth zu sagen, daß ich sie zu heilen zu meinen Lebenswunsche gemacht hätte. Er starrte mich größer an.

„Kern heißen Sie? Kern? — Hm! Haben Sie die Dissertation geschrieben über die organischen Ursachen der Geisteskrankheiten?"

Ich bejahete und zog ein Exemplar aus der Tasche. Er winkte dasselbe zurück, schloß einmal feierlich die Augen und sagte: „Sie werden noch andere Erfahrungen machen müssen, es giebt andere

Dinge in der Welt, als organische Zustände — hm!" Ich bat für diesen Fall um seine wohlwollende Belehrung und platzte ohne weitere Ueberlegung mit dem Zusatze heraus: „Mir hat der Herr Landrath von Pfannenschmidt gesagt, daß ein neues Land-Irrenhaus gegründet werden solle; vielleicht hätten Sie die Gunst, mich dort zu verwenden." Ich erschrak, als ich das eben gesagt hatte, ohne genau zu wissen, ob es ein Schreck von mir selbst war, daß ich den Namen des Landraths aus einer gewissen Eitelkeit ausgesprochen hatte, oder ob es der Blick war, den der Medicinalrath jetzt auf mich richtete; — gläsern und träumerisch zwar, aber wie ein Stich durch mein eitles Gefühl, wie ein demüthigendes Bedauern traf mich dieser Blick der geisterhaften Augen. Erst nach längerer Pause fragte seine hohle Stimme: „Kennen Sie den Herrn von Pfannenschmidt?" Verlegen erzählte ich, wie er der gütige Schützer meiner Mutter und Schwester sei. Er antwortete nichts, drehte sich wieder gegen sein Büreau um, sah auf seine Handschrift und sprach langsam: „Melden Sie Sich schriftlich zum Examen, legen Sie Ihre Legitimationen bei und erwarten Sie das Folgende. Gott sei mit Ihnen!"

Ich war entlassen — er begann weiter zu schreiben. — Dies war also der Mann, den man mir als Pietisten geschildert hatte; ich wußte nicht recht, ob vielleicht mein Benehmen Schuld an der

schnellen Abbrechung des Gesprächs geworden war, in dem ich mit einer angesehenen Person eitel geprahlt hatte, oder ob es seine Art so war, mit Besuchenden zu verkehren; aber etwas unheimlich fühlte ich mich. Rascher als gewöhnlich ging ich nach Piper's Hause, das an einem freien Marktplatze lag und schon von Außen Wohlstand und Behaglichkeit verrieth. Ich trat auf die Haushalle, welche vom Dufte frischgerösteten Kaffee's erfüllt war, der aus einer großen Küche drang, wo lebhaft gesprochen wurde. Ich trat vor die offene Thür, mehre feiste Mägde schäckerten mit dem Kutscher, man sahe mich, nahm aber keine Notiz von mir und hörte auf meine Frage nicht. An dem Pfosten der breiten Treppe stand eine gedruckte Affiche, ich las: „Medicinalrath Doctor Piper, eine Treppe hoch.“ Ich folgte diesem Wegweiser und stand vor einer Flügelthür, die die Worte trug: „Sprechzimmer — Morgens acht bis neun Uhr.“ Da man auf mein wiederholtes Anklopfen nicht anwortete, so trat ich ein und fand einen Salon mit mehren Personen gefüllt, die sichtlich Patienten oder Boten von Kranken waren; zwischen ihnen bewegte sich aber ein Mann, der bald diese, bald jene Person mit ärztlichen Fragen anredete, dann aber ein Kind heranrief und einen Armverband lösete, um ihn frisch umzulegen. Ich stutzte bei den Anblicke dieses Mannes und blieb betroffen an der Thür stehen, um abzuwarten, gleich

der anderen, nach einander ein- und austretenden Personen durch die Seitenthür bald in das eigentliche Sprechzimmer des Medicinalraths zu gelangen. — Der Verband des Kindes war gelegt, der Mann begleitete dasselbe, eine Hand auf dessen Schulter gelegt, bis an die Thür und sagte! „nun gehe vorsichtig nach Hause, grüße Deine Eltern." Als er mich gewahrte, stutzte er, streckte die Arme gegen mich aus und rief mit heiterster Stimme: „Potts Tausend, seid Ihr's leibhaftig, Kern? Aber Kerl, kennt Ihr mich nicht mehr?" Ich trat auf ihn zu und reichte ihm verlegen die Hand. „Aber Kern! Mensch! so redet doch, kennt Ihr Euren früheren Commilitonen und Opponenten Müller nicht mehr, woher kommt Ihr?"

Es war der frühere Studiosus, den man auf der Universität wegen seiner Gier nach anatomischen Gegenständen. „Knochenmüller" genannt hatte. Derselbe, welcher mir einst viel Ruhestörung in mein Leben brachte und dessen Leichtsinn ich in seinen weiteren, unerwarteten Folgen schwer büßen mußte. — Er küßte mich ungezwungen, er war noch ganz derselbe muntere, frische rothbackige Mensch wie früher, er zog mich in eine entfernte Salonecke und betrachtete mich freundlich, indem er seine Frage wiederholte: „Wo seid Ihr gewesen, woher kommt Ihr?" Ich erzählte ihm meine Schicksale und meine Absicht, mich zum Staatsexamen zu melden.

Er hörte aufmerksam zu, klopfte mir auf die Backe und sagte: „Armer Kerl! — Na wartet, was ich Euch damals in Folge der verdammten gestohlenen Hand und daraus entstandenen Paukerei Uebles gethan habe, will ich Euch wieder gutmachen — hört, ich bin seit einem Jahre praktischer Arzt, bin Assistent bei unserem Alten hier, der muß Euch auch unter die Leute bringen, hat die größte Praxis, laßt's Euch ein Stück Geld kosten, das Uebrige will ich dem Alten schon insinuiren — denkt Euch, Kern, ich bin verheirathet, werde bald Vater, habe in vielen schönen Häusern zu thun, nun wir wollen uns nicht wieder in den Weg laufen." Ich erfuhr, daß er die Tochter des Böttchermeisters, durch deren Geld er als früherer Barbier, die Mittel zum Studiren bekommen hatte, geheirathet und sich der Gunst und Empfehlung Piper's besonders zu erfreuen habe. — Inzwischen waren die Personen ziemlich weniger im Salon geworden; ich wünschte vorgelassen zu werden, Müller aber hielt mich zurück und sagte: „Ich will Euch dem Alten vorläufig empfehlen." Damit huschte er in die Stube. Bald kam er zurück, winkte, flüsterte mir zu: „Kommt zu mir, heute Nachmittag, jetzt muß ich fort, der Alte schickt mich zu einem eiligen Falle," und laut rief er: „Heda, wo ist der Bote vom Kornhändler Holm?" Ein Arbeitsmann meldete sich, Müller warf mir mit dem Hute einen weit ausholenden Gruß zu und eilte davon.

Ich klopfte an die Thür — eine fettige, weiche aber polternde Stimme rief: „Wer da?“ Ich trat ein. — Wie verschieden war der Eindruck von dem in Frank's Stube. Mir gegenüber, in der Mitte des Zimmers stand eine gedrungene, wohlbeleibte Gestalt, die Hände, mit nachlässig hervorhängenden Manschetten, in beiden großen Taschen einer engen, helltuchenen Hose, die breite, kurze Brust von weit offenstehender, weißer Weste und einem breiten Bruststreifen bedeckt, trat vor dem dicken Kopfe und prallen Bauche bescheiden zurück; das rothe, gemüthliche Gesicht mit ein paar großen Warzen, eine auf der Nase, die andere auf der Backe, lächelte mich mit blanken, bläulichen Lippen an, wobei sich viele kleine Falten unter die Augenbeutel und über die dicke Nase legten; — ich wurde in späteren Jahren bei der Titelvignette des „Kladderadatsch“ unwillkürlich an Piper's Physiognomie erinnert. Im Zimmer waren nur einige medicinische Journale auf den Tischen und ein Sopha zu erblicken, aber überall lagen Instrumente, Bandagen, Bestecke, Reiseapotheken &c. kurz nur praktische Gegenstände umher. Ohne meine Anrede abzuwarten, rief er mir in freundlicher Hast entgegen: „Nicht wahr, Doctorchen, Sie sind Kern? Wollen die Anzahl der Aerzte noch vermehren helfen — nun, nun, ich heiße Sie willkommen, wir werden erfahren, was wir an Ihnen haben.“

Ich bat um seine Gewogenheit — er schmunzelte und klimperte mit Geld oder Schlüsseln in der Hosentasche; dann antwortete er: „Ich liebe recht praktische Leute, mein lieber Doctor, am Liebsten solche, die von der Pike auf gedient haben — wir werden sehen; haben Sie schon Ihre Anmeldung zum Examen bei meinen Collegen Fischer eingereicht?“ Ich erklärte, dasselbe heute Morgen noch thun zu wollen. „Den Kuckuck!“ rief er, „das müssen Sie thun, dürfen den Mann nicht versäumen, ist die erste ärztliche Person im Staate.“ Ich war zweifelhaft, ob Piper aus Ironie redete, oder ob es ein wohlgemeinter Rath war, den mir Müller's vorherige Empfehlung erwirkt hatte. — „Habe es heute Morgen eilig,“ fuhr er fort, „hat schon lange neun Uhr geschlagen, sind dort noch Leute im Vorzimmer? — Nun, auf Wiedersehen, zeigen Sie, daß Sie was gelernt haben, dann soll's schon werden.“ Damit schritt er an die Thür, öffnete sie und ließ einen Andern eintreten, den er sogleich auf seine Krankheit anredete. Ich empfahl mich, er nickte mir mitten im Krankenexamen freundlich zu, ohne im Sprechen aufzuhören. Ich ging unbefriedigt aus dem Hause, meine Vorstellung vom Medicinalrathe Piper war eine andere gewesen; je weiter ich über die Straßen schritt, desto beklommener wurde mein Herz, denn ich war auf dem Wege zu Fischer. —

An der Promenade stand sein neues, mit steinernem Balkon stolz herabschauendes Haus; schwere Gardinen und tropische Gewächse verhüllten größtentheils die hohen Fenster. Auf der Hausflur sahe Jemand durch eine kleine, ovale Fensterscheibe in der Thür, ich blieb stehen, ein Livréebediente kam hervor und fragte nach meinem Begehr. „Gehen Sie nur eine Treppe hoch in die Thür links, von neun bis zehn Uhr läßt sich der Herr ohne Anmeldung sprechen.“ Ich stieg hinauf, klopfte, es erfolgte keine Antwort; ich öffnete und trat in ein elegantes mit Teppichen belegtes Zimmer, in welchem die Bildnisse der Regentenfamilie, in goldenen Rahmen mit Kronen, die Hauptwand über einem violettsammetenen Divan einnahmen. Ein über den kostbaren Teppich gelegter Streifen von Leinen bezeichnete mir den Weg nach einer weißlackirten Flügelthür, über welcher die Büste des Hippokrates in Marmor auf einer eleganten Console stand. Mein Finger zitterte, als er an die Thür klopfte, mein Ohr horchte angstvoll — eine kaum vernehmbare Stimme erwiderte einen unverständlichen Ton. Ich trat ein — da saß Fischer vor einem Mahagoni-Schreibtische, rings umgeben von aufgestapelten Büchern und Schriftstößen, neben ihm auf dem Boden ein geöffneter Actenkasten, auf einem andern Tische ein Mikroskop unter spiegelnder Glaskuppel überall war der enge, von schweren, seidnen Gar-

dinen beschattete Raum mit Eleganz und vornehmen Zimmerschmuck gefüllt. Mit zaghafter Stimme brachte ich meine Anmeldung zum Examen vor. Fischer richtete sich von einer Akte auf, sahe mich mit zusammengekniffenen Augen an und erwiderte kalt: „Setzen Sie Sich." — Für diesen Fall stand bereits ein Stuhl unweit des Schreibtisches. — Er zog aus einem Fache einen Actenstoß hervor, blätterte eine unbeschriebene Seite auf, ergriff die Feder und fragte, ohne aufzusehen: „Ihr Name?" Er schrieb ihn flüchtig nieder. „Wie alt — wo geboren — wo haben Sie studirt — wie lange — wo sind Sie Doctor geworden, haben Sie Dissertation und Beweise?" So fragte er schnell weiter, indem e meine kurzen Antworten kurz notirte. Ich fühle meine Angst bereits schwinden, er notirte meine Wohnung, sagte, daß ich die schriftlichen Prüfungsarbeiten zugeschickt erhalten würde und blickte jetzt auf, um mich schärfer anzusehen. Ich reichte ihm meine Papiere hin, die er gleichgültig auf die Akten warf; dann schien er meine Entfernung abzuwarten. Ich glaubte in diesem Augenblicke ein feines, höhnisches Lächeln um seinen Mund spielen zu sehen, ich verabschiedete mich, er verneigte sich flüchtig mit dem Kopfe ohne zu sprechen. — Glücklicher, als ich vermuthet hatte, war diese erste Begegnung überstanden, ich sagte mir muthig, daß er mich entweder nicht mehr kenne und mich vergessen, oder

daß er mich wiedererkannt habe, aber in seiner vornehmen Stellung es unter seiner Würde halte, alte Zeiten in Erinnerung zu bringen; war ich doch gewissermaßen die Mitursache seiner Entfernung von der Universität und seiner Erhebung. Mit entlastetem Herzen trat ich auf die Straße und blickte dreister das Haus an; — zwei Fenster an der Ecke, mit einer ausgebaueten, steinernen Laube fesselten meine besondere Aufmerksamkeit, hier, wo die Spiegelscheiben bis auf den Fußboden reichten, häuften sich alle Gegenstände des Luxus; Rouleaux mit orientalischen Phantasieblättern bemalt, Gardinen mit goldenen Schnüren und Quasten, blühende Topfgewächse, ein glänzender großer Käfig mit einem feuerrothen Vogel, ein Nähetisch mit Toilettespiegel — eine schwebende Schaale an Ketten, mit grünen lebenden Ranken, die tief niederhingen; — — da bewegte sich ein weißes Gewand — der neugierige Beschauer mußte von Oben bemerkt sein, eine Dame erschien flüchtig am Fenster, blickte auf die Straße und zog sich wieder zurück — ich hatte aber genug gesehen, Elvira, die Madame Meyer, sogenannte Freiin von Waltersburg war eben am Fenster erschienen. — Voll von Erinnerungen aus der ersten Zeit meines Universitätslebens eilte ich davon. —

Am Nachmittage besuchte ich Doctor Müller; derselbe wohnte im Hause seiner Schwiegereltern; das Böttcherhandwerk versperrte fast die Passage über

die große Halle des alten Gebäudes. Müller gab mir das Bild eines bürgerlichen Arztes, dessen Streben Vertrauen und Vergrößerung der Praxis ist; rührig, immer guten Muthes, etwas Rennomage, Kühnheit, einige Kraftphrasen für das Bürgerhaus in Bereitschaft, so brach er sich die Bahn in die Berufsthätigkeit. Er kam mir, mit einer rothen Hausmütze auf dem Kopfe, in einem langen violettenen Schlafrocke und mit brennender Pfeife aus dem Hofe entgegen, wo er seine Hühner gefüttert hatte; ich mußte zunächst seine Frau kennen lernen, eine frische, bürgerliche Erscheinung mit herausfordernden Augen, dann bestellte er Kaffee und führte mich in sein Zimmer. — Auch ohne zu wissen, daß Knochenmüller hier zu Hause war, hätte ich doch sofort von diesem Zimmer darauf schließen können; — der ganze Raum war eine Todtenkammer, ein Kirchhof, ein anatomisches Museum; wohin das Auge blickte, da traf es Scelette, Schädel, Knochen, wie Waffentrophäen geordnet, Repositorien mit Spiritusgläsern, worin Herzen, Lungen, Kinder, extirpirte Geschwülste, Gehirnpräparate 2c. befindlich waren. Sopha und Schreibtisch tauchten aus dieser Schädelstätte heraus wie Gartenbänke aus dem Gesträuche einer Laube; die Tische lagen voll Instrumente, einige davon noch blutig, Bandagen, die abgenutzt erschienen, Charpie, Heftpflasterrollen, Medicamente in Gläsern und Schachteln; ein Paar Geburtszangen hingen

wie Krebsscheeren, an der Wand über dem Sopha, ein Waschbecken nebst blutbeflecktem Handtuche befand sich auf einem Stuhle neben dem Schreibtische, auf dem, außer wenigen Büchern, vorzüglich ein Stoß Papier in Receptform bereit lag.

„In dieses Zimmer wird Ihre Gattin doch nicht eintreten dürfen," sagte ich im ersten, verwunderten Umschauen.

„Ei, warum nicht? Die hat gesunde, starke Nerven, gewöhnte sich bald — und die Leute, die zu mir kommen, müssen immer etwas Schauder behalten, das giebt Respect! — glauben Sie mir, lieber Kern, wenn die Leute hier sehen, wie der Mensch in allen seinen Theilen zerlegt, bekannt und zur täglichen Umgebung geworden ist, so fassen sie Vertrauen und die Furcht, auch unter die Knochen zu kommen, attachirt sie mehr an den Arzt und dessen Rathschläge. **Memento mori!** heißt es hier und das macht die Leute um ihr Leben besorgter. Apropos? Kennen Sie diesen Schädel wohl?" Er langte einen alten, rauchigen Menschenkopf vom Ofen herunter. „Sehen Sie ihn Sich einmal genauer an — ha! ha! der ist aus Ihrer Stube wo Sie mit Schlemper zusammenwohnten, als ich die gestohlene Hand brachte, die dort oben am Repositorium hängt." Ich stutzte und meine Augen suchten die verhängnißvolle Hand. „Sie sehen, lieber Kern, es sammelt sich Alles wieder in meinem

Museum — die Hand war von der Polizei an die Anatomie abgeliefert — da habe ich sie mir zum zweiten Male geschossen — den Schädel aber hat mir die Frau des Gerichtsvogts für Geld und gute Worte lassen müssen — ach ja! alte, fidele Zeiten!"

„Und was ist aus Schlemper geworden?"

„Nun, was er schon war — er hat sich gar nicht zum Examen gemeldet, lebte flott, warf aus Desperation den ganzen medicinischen Kram bei Seite, heirathete seine Schwanenwirthin, deren Jupiter er längst gewesen war, nur mit dem Unterschiede, daß nicht er, sondern die gute Amalia Dornblüth den goldenen Regen hat fallen lassen, und zog vor zwei Jahren, nachdem der „Schwan" für vierzigtausend Thalern mit Inventar verkauft war, hier in die Residenz ein, wo er auf einer noblen Straße mit zwölf Fach Fenstern bel Etage paradirt."

„Und was treibt er?"

„Er macht sich gemeinnützig — nun, Kern, versteht Ihr diese Carrière nicht? Seht, wenn Jemand nichts auf der Welt gelernt hat, aber Geld oder Credit findet und etwas praktische Schlauheit nebst Raffinement besitzt, um nicht seine Bornirtheit zu verrathen, dabei auch Gutmüthigkeit, Appetit zu einem Kruge Bier, einer Parthie Karte und so weiter, so kann er sich leicht gemeinnützig machen; er wirft sich auf die bürgerlichen Interessen, redet an-

fangs im Wirthshause Das, was die Bürgerschaft gern will, tritt in ihren Klub, macht bekannt, daß er milde Gaben für eine unglückliche Familie sammelt, macht Commissionsgeschäfte für die Humanität, womit man die große Masse der Leute locken kann, wie ein Kalb mit einem Bündel Heu, schreibt für angegriffene Bäcker oder Kaufleute eine öffentliche Erwiderung, stiftet einen Wohlthätigkeits- oder Recruten-Stellvertretungsverein, bringt beim Freischießen einen Toast auf den wohllöblichen Magistrat aus, thut sich in der Löschmannschaft beim Feuer hervor, wird im Bürgerclub anfangs Schriftführer, dann zweiter, endlich erster Vorstand, später Stadtverordneter, endlich unbesoldeter Stadtrath. — Schlemper hat es bereits bis zum Bürgerclub-Vorsteher gebracht. Mein Schwiegervater, der Böttchermeister, hält ihn für das größte Genie des Jahrhunderts, der, wenn er auf dem rechten Flecke stände, Bürgermeister sein müßte. — Aber nun bedient Euch, da kommt der Kaffee."

„Habt Ihr Wamst schon gesehen?" fragte er, als unsere Tassen gefüllt waren. „Himmel, was ist aus dem Kerl geworden, er grüßt mich vor lauter Vornehmheit nicht mehr, er ist so dick wie ein Oxhoft und hat so viel sentimentales Wasser in sich, daß er damit zwei Oxhoft füllen könnte."

„Dann ist er wol ein Damenarzt geworden, durch Fischer, dessen anatomische Entdeckun-

gen er früher zeichnete, in der vornehmen Welt empfohlen."

„O! welche Träume!" lachte Müller, „der wamstige Fritzel hat seine Medicin gar nicht fertig gemacht. Er ist Künstler im Zeichnen geworden, hat die jüngste Princessin aus der Phantasie gezeichnet, hat die Frau des Stadtcommandanten und Frau Fischer umsonst in Lebensgröße abconterfeiet, dafür wurde seine Princessin an den Hof gebracht, empfohlen, er bekam die Anstellung als Hof-Kupferstich-Conservator, spielt jetzt den Süßen, wenn er mit dem Adel, den Groben, wenn er mit dem Bürger zu thun hat, zeichnet gar keine andern Gesichter mehr als vornehme, und sein Kamm ist ihm so hoch geschwollen, daß er darauf ausgeht, eine Adlige zu heirathen, was ihm aber nicht gelingen kann, so lange die vornehme Welt nicht anderes Sinnes wird, da sie nie vergessen wird, daß der Herr Hof-Kupferstich-Conservateur Fritzel einer gewöhnlichen Wäscherin Sohn ist."

In dieser ziemlich trivialen Weise erzählte Müller munter fort. Endlich kam er auf meine Angelegenheit und seine Absicht, mir zu nützen. —

„Ich habe Euch „meinem Alten" warm empfohlen," sagte er, mit Selbstgefühl die Tabackswolken stärker ausstoßend, „wie benahm er sich?" Ich theilte ihm meine Enttäuschung mit. „So ist es immer, wenn er es gut meint; im Gegentheile

hätte er gesagt: „Herr, ich kenne Sie noch nicht, erst melden Sie Sich beim Collegium-Vorstande.“ Nun aber vernehmt meinen erfahrenen Rath; ich kenne Hausgelegenheit. Fischer, Frank und Piper sind zwar die Haupthähne, aber es giebt noch zwei Assessoren, den Pharmaceuten Stein, und den Geburtshelfer Bäse — die wollen auch angesprochen sein; bei Ersterem gerathet Ihr kluger Weise in Entzücken über seine neue Entdeckung des salpetersauren Wismuths als Arzneimittel, die freilich ein Anderer gemacht haben soll, worauf er aber sich was zu Gute thut; bei Letzterem erzählt Ihr Wunder über seine geistreiche Verbesserung der Osiander'schen Zange, die freilich nur in einem etwas größeren Durchmesser der Zangenweite besteht, aber wovon Ihr ganz erbauet sein müßt. — Diese Beiden wären gewonnen. Nun haben wir noch den Registrator des Collegiums, der beim Extemporale Bücher heimlich passiren lassen muß — das dürft Ihr ihm bei Leibe nicht sagen, sondern wenn Ihr eintretet, so gebt ihm auf besondere Art die Hand und sagt, er möchte Euch etwas zu Trinken besorgen. Er versteht das — der arme Teufel hat sieben Kinder! Nun seht und begreift, Kern, daß ich Euer Freund bin, der es gut mit Euch meint. Und seid Ihr nun examinirt, dann greift in Euren Vorrath von Geld hinein, geht zu Piper und bittet um seine praktische Protection, werdet ein Jahr Assistent bei

ihm, er hat jetzt fünf, ich bin der älteste, der bereits auf eigene Rechnung in manchem Hause hängen bleiben darf. — Das Jahr kostet zwanzig Louisd'or Honorar, denn Piper büßt ja selbst dabei an Kunden ein."

Ich hörte diesen guten Rath ziemlich gleichgültig und zerstreuet an, denn ich war fest entschlossen, nicht den mindesten Gebrauch davon zu machen. So sehr ich auch der Einnahme bedurfte, so forderte doch meine Natur eine andere Anwendung meines Berufes. Immer lockender schwebte mir die mögliche Mitbetheiligung am künftigen Irrenhause im Sinne; und Frank hatte von den Dreien noch den würdigsten und solidesten Eindruck auf mich gemacht.

Eine Magd rief den Doctor Müller hinaus; er kehrte mit der Entschuldigung zurück, daß er sogleich forteilen müsse, da Jemand in der Fabrik stark beschädigt worden sei. — Wir trennten uns sehr rasch. Als ich in meiner Wohnung ankam, sagte mir mein Vermiether, der Steuer-Revisor, daß Doctor Wedekind da gewesen sei, um mich zu besuchen. Da mir die Einsamkeit in der Stimmung, worin ich mich befand, nicht zusagte, so verließ ich das Haus wieder und ging zu Willburg, den ich seit gestern nicht gesehen hatte und dem ich von meinen Anmeldungsvisiten Rapport abstatten wollte. Zu meiner Ueberraschung fand ich Doctor Wedekind

bei ihm. Als ich erwähnte, bei Doctor Müller gewesen zu sein, machte ersterer eine bedauerliche Miene und sprach: Sie kennen ihn von der Universität, also werden Sie ihm kein Wort glauben. Er ist ein Renommist, lügt der Welt von seiner großen Praxis vor, von seiner nahen Beziehung zu Piper — er hat allerdings durch seinen Schwiegervater, der bei allen Kunden, die Fässer von ihm kaufen, bei Braueren, Brennern, seinen Schwiegersohn empfahl, hausärztliche Praxis bekommen, aber Piper gebraucht ihn nur, um ihn eben zu gebrauchen, der ist selbst zu habsüchtig, um hier in der Stadt seine Kundschaft abzutreten; — wie ich Ihnen sagte, er wird Ihnen eine hübsche Provincialstelle oder Landpraxis verschaffen können, wenn Sie Sich zu ihm halten, und das rathe ich Ihnen. Willburg sagte mir, daß Sie dem Herrn von Pfannenschmidt bekannt sind — der kann auch viel thun, wenn er auch nur alle Jahre so lange in die Residenz kommt, als die Landschaftsdeputirten tagen, so gilt er doch viel — nochmehr aber seine hoffährtige Frau."

Nun sprachen beide Freunde über Emma. — Sie war dem Doctor gestern noch bekannt geworden und man hatte den Entschluß gefaßt, sie bei der Signora Pacci, der Primadonna der Oper, musikalisch ausbilden zu lassen. Wedekind schien ein lebhaftes Interesse an dem Mädchen zu nehmen, das er eine ungewöhnlich interessante Erscheinung nannte

und, da er selbst musicalisch und ein leidenschaftlicher Concert- und Opernfreund war, für die Kunst gebildet zu sehen wünschte. — „Ich weiß schon," sagte Willburg, „was sie mir von Hause schreiben werden, aber ehe sie meinen Plan verneinen können, muß er schon ausgeführt sein!"

---

14. Eine unerwartete Citation.

Ich saß von nun an Tage lang in meinem Hinterstübchen, ämsig mit den Repetitionen meiner wissenschaftlichen Fächer und der Vorbereitung auf das Staatsexamen beschäftigt; wenn mich nicht Willburg einmal abrief, um mit ihm oder in Emma's Begleitung eine Promenade vor die Stadt zu machen, so kam ich zu Niemand. Schon waren drei Wochen vergangen und ich erfuhr nichts auf meine Anmeldung, ich wartete von einem Tage zum andern auf die schriftlichen Aufgaben, richtete endlich ein Gesuch an Fischer, aber auch dieses schien verschollen zu sein. Wedekind machte am Ende der sechsten Woche ein bedenkliches Gesicht und meinte: ob nicht irgend etwas Böses dahinter stecke, ob man mich nicht ermüden oder gar aufhalten wollte — das sei die Frage. — In einer drückenden Stimmung ging ich eines Morgens, nachdem ich einen Brief von Helene

bekommen hatte, der mir ein ungewöhnliches Verlangen der Mutter nach mir anzeigte, was mir ein Symptom zurückkehrender Naturgefühle in die Wirklichkeit erschien — zum Medicinalrath Frank. Derselbe benahm sich wie früher, starrte mich mit seinen kalten Augensternen an und sagte: „Ihr Gesuch ist in der Sitzung noch gar nicht zum Vortrage gekommen, wenden Sie Sich an meinen Collegen Fischer.“ Beklommen wanderte ich geradewegs nach dessen Hause; ich trat in seine elegante Vorstube, in sein Arbeitscabinet, fand ihn wieder vor Acten sitzen und meine Bitte um Beschleunigung meiner Prüfung ruhig, sonst lächelnd anhörend. „Sie sollen Nachricht haben,“ antwortete er sehr gemessen und arbeitete in seinen Acten weiter. Schwer und von übler Ahnung verstimmt, ging ich langsam um die Promenade; einer der letzten Novembertage hatte zwar am frühen Morgen etwas Reif gebracht, aber die Sonne hatte schon vor zehn Uhr die Winterspuren wieder verwischt. Da rollte eine blitzende Equipage vorüber, zwei glänzendschwarze Rosse, Kutscher und Bedienter in reicher Livrée, fesselten meine Blicke — ich erschrak — hinter der Spiegelglasscheibe der Wagenthür schaukelte das hochgetragene Haupt der Frau von Pfannenschmidt, daneben glaubte ich ihre älteste Tochter Elsbeth zu erkennen. Ich blieb stehen und sahe der raschrollenden Equipage nach — da — meine Augen glaub-

ten sich zu täuschen — neigte sich ein Gesicht nahe an die Spiegelscheibe ein Paar dunkle Augen hafteten fest auf mir, ein rother Mund lächelte — aber wie ein Traumbild schwand dieses Gesicht hinter der plötzlichen Blendung der Glasscheibe, der Wagen war vorüber — freudig und erschrocken flüsterte ich: „Adelheid!“ Ihre Erscheinung machte mich die böse Ahnung und Stimmung, in der ich mich befand, zeitweise vergessen, meine Phantasie trug mich in die Bilder der Tage zurück, welche ich auf dem friedlichen Gute verlebt hatte. Mit wehmüthiger Gemüthsbewegung schlich ich in mein Stübchen zurück — da hörte ich eine weibliche Stimme singen — schmelzend, klagend, wunderbar süß, der Ton kam von den Roden'schen Hintergebäuden — es mußte Emma sein, welche sang — und ich hatte mich nicht geirrt, denn sie sang jetzt oft; ihre Lectionen bei der Primadonna hatten begonnen; — sie war mit einem Male in ihr wahres Element gerathen und ihre Stimme in der That von besonderer Naturanlage. So sehr sie alle häuslichen Geschäfte floh und haßte, so thätig und begeistert widmete sie sich der Kunst.

Seit meinem letzten Besuche bei Fischer waren wieder acht Tage vergangen: ich fing an, andauernd traurig und furchtsam zu werden, Willburg und Wedekind hatten mir erklärt, sich auf die Lauer legen zu wollen, was für ein Motiv die auffällige

Verzögerung meines Examens veranlassen könnte — da trat am frühen Morgen, als ich eben meine schwere Seele in einem Briefe an Helene erleichterte, ein Mann in meine Stube, der die Uniform einer Civilbehörde trug und in der Hand einen Bogen Papier hatte.

„Sind Sie der Herr **Doctor medicinae** Walther Kern," fragte er mich, lesend auf das Papier blickend. —

„Der bin ich," versetzte ich hastig, „Sie kommen gewiß von der Medicinalbehörde?"

„Das eben nicht, sondern der Herr Polizei-Districts-Commissair schickt mich her — ich soll Sie auf heute Vormittag elf Uhr vor's Büreau citiren."

„Ich? Auf die Polizei? Was soll ich dort? Ich habe mich durch meinen Wirth als städtisches Kind anmelden lassen — was könnte man von mir wollen?"

„Das werden Sie erfahren; also verstanden? Elf Uhr präcise," antwortete der Mann und ging fort.

Ich eilte zu Willburg — er gab seinen Eleven gerade Stunde, trat mit mir hinaus an die Treppe und hörte meine Mittheilung an. „Nur ohne Furcht!" sagte er, „was will man Ihnen? Aus der Luft kann man nichts greifen, in der Türkei leben wir nicht — geben Sie kurze und allgemeine Antworten; — gestern ist der Landrath mit seinem eingefangenen,

ungerathenen Sohne aus Paris zurückgekehrt und wird wol heute und morgen bei seiner Frau wohnen, die schon seit zehn Tagen wieder in der Residenz schwelgt; — gehen Sie im Nothfalle zum Landrathe, aber hören Sie erst, was man von Ihnen will."

Wenig beruhigt erwartete ich in meiner Wohnung die elfte Stunde, dann ging ich in das Polizeibureau, wo ich lange warten mußte. Endlich wurde ich in ein Zimmer geführt, wo ein blasser, kränklicher Mensch mit verdrießlich leidender Miene hinter einem grünen Tische saß, mich flüchtig betrachtete, die trüben Augen in Acten senkte, ein Handbillet durchlas und die Feder ergriff, indem er fragte: „Ihr vollständiger Name? Alter? Geburtsort? — und so ging's weiter, bis meine ganze Biographie auf dem Papiere stand. Auf einmal suchte er zwischen Acten und zog zwei Papierstreifen hervor. Haben Sie dieses geschrieben?" fragte er, sie mir entgegen haltend. Ich erstaunte, es waren die beiden Recepte, welche ich auf dem Gute für meine Mutter geschrieben hatte; ich erkannte sie als solche an — er schrieb meine Erklärung nieder. — „Zeigen Sie mir Ihre Legitimation zur Praxis in hiesigen Landen." Ich erwiderte, daß ich mich zum Staatsexamen gemeldet habe und daß jene Recepte für meine Mutter geschrieben wären, also keine unerlaubte Praxis darunter begriffen sein könne. Er antwortete nicht, sondern schrieb nur. Aber ein

neues Erstaunen bemächtigte sich meiner, als er in seiner kalten, geheimnißvollen Weise und nachdem er in das Handbillet geblickt hatte, fragte: „Haben Sie im Monate October auf dem Gute des Landraths von Pfannenschmidt ein Aderlaß ohne Auftrag einer berechtigten Medicinalperson vorgenommen und Remedia verordnet?“ Ich erzählte ihm den Vorfall; er schrieb schweigend. Jetzt aber wogte mir das Herz gewaltiger, ich hatte den Muth zu fragen: „woher wissen Sie Das, weshalb verhören Sie mich darum? Er schwieg und schrieb. Nunmehr las er mir die aufgenommene Protokoll-Akte vor und verlangte meine Unterschrift. Ich schrieb sie hin, da die Akte wörtlich meine Aussagen enthielt. „Sie sind entlassen,“ sprach der Commissair ruhig und schellte. In hohem Grade aufgeregt eilte ich zu Willburg, der mich gespannt anhörte und dann ausrief: „das kommt von Fischer — holen Sie mich heute Nachmittag ab, wir wollen mit Wedekind sprechen.“ Höchst niedergeschlagen ging ich in das freie Feld, um meine Brust zu erleichtern. Die Zeit kam, wo ich mit Willburg zum Doctor Wedekind gehen sollte; auch dieser erklärte sogleich: „das ist wieder eine von Fischer's heimlichen Handlungen, der stets im Trüben fischt. Der Mensch hat schon manchen Arzt aus Neid, Bosheit, um Bagatellen so verfolgt, daß er mit seiner Familie an den Bettelstab gekommen ist — aber

herausspüren will ich's schon, was er auf Sie hat, wer Sie bei ihm verdächtigte oder denuncirte." Ich war so rathlos und verzweiflungsvoll, daß ich Andeutungen von meinem Begegnen Fischer's in der Universitätsstadt, von seiner Frau und seinem damaligen Hasse gegen mich, den vermeintlichen Kenner seiner Geheimnisse, machte. Wedekind jubelte laut auf, klaschte vor Freude in die Hände und sagte: „O! das ist ein großartiges Ereigniß — nun begreife ich den Heuchler, Ihre Anwesenheit ist ihm lästig, er sinnt darauf, den Eingeweiheten zu entfernen — das darf ihm nicht gelingen, ihr Geheimniß muß Ihnen eine Macht gegen ihn werden, er muß Sie fürchten und beschwichtigen — wenn er etwas gegen Sie unternimmt, dann drohen Sie ihm mit der Enthüllung; Zeugen haben Sie an der Frau des Gerichtsvogts, so wie an Ihrem damaligen Studienfreunde — was zagen Sie noch, wenn Sie solche Waffen gegen ihn in Händen haben — gehen Sie zu ihm, reden Sie deutsch mit ihm."

Ich bereuete es innerlich, in meiner Rathlosigkeit die enthüllenden Andeutungen gemacht zu haben und sahe, da mir Wedekind's Rath widerwärtig und beängstigend wurde, Willburg hülfesuchend an. „Freund," sagte dieser zu Wedekind. „Du bist ein Gegner Fischer's und deßhalb kein guter, besonnener Rathgeber — Dein Rath ist das äußerste, letzte

Extrem, wenn es sich um die Existenz des Einen oder Andern handelt — erst horche aus, was Fischer will, wie er zu den Recepten, zur Kenntniß des Aderlasses kommt — denn er allein hat die Polizei zum Werkzeuge gemacht. Wie er vom Aderlaß Kunde bekommen hat, kann ich mir erklären, die Landräthin ist hier, hat Fischer zum Arzte und ihm Adelheid's Unfall ohne Zweifel erzählt. — Kern, gehen Sie erst einmal zum Landrathe und fordern Sie seinen Schutz — er ist Ihnen für die uneigennützige Hülfe an seiner Tochter verpflichtet.“ Dieser letztere Rath schien mir der richtige zu sein. —

„Ich will die Denunciation schon enthüllen,“ sagte Wedekind, „der Schreiber des Medicinalcollegiums muß gegen mich damit herausrücken, es brennt mir ordentlich unter den Nägeln, diesen Fischer zu entlarven.“ Ich bat ihn inständigst um Discretion. „Vertrauen Sie meiner Vorsicht,“ erwiderte er, „ein so kostbares Geheimniß ist eine Perle, die man behüten muß und nicht vor die Säue werfen darf.“

Befangener, wie vorhin, ging ich fort — ich strich, unentschlossen, was ich thun sollte, durch die Felder, da mir die Stadt zu eng wurde. Da faßte ich eines Vormittags den Muth, zum Landrathe zu gehen. Das Palais, welches seine Gemahlin alle Winter bewohnte, kannte ich schon — — eben wollte ich auf die Hausthür zuschreiten, als

der Landrath, mit Adelheid am Arme, aus der Einfahrt hervortrat und schnell weiterging. Ich blieb unschlüssig stehen und zog den Hut. Adelheid sahe mich, ich hörte sie laut sagen: „Vater, sieh, da ist Walter Kern!“ Der Landrath unterbrach, von der Tochter Arme zurückgehalten, seinen Schritt und erwartete mein Herantreten. „Nun wie geht's, lieber Doctor, wie geht's?“ fragte der leutselige Mann, „habe wahrhaftig heute früh an Sie gedacht, doch ein andermal davon — mein Töchterchen hat mir schon erzählt, wie Sie ihr in großer Noth beigestanden haben, brav von Ihnen, brav, ich danke Ihnen dafür herzlich —“

„Und was habe ich noch von Ihnen?“ fragte Adelheid neckisch, aber mit leuchtendem, durchdringenden Blicke. „Ihr Taschentuch, das Sie mir um den Arm gebunden haben — ich wollte es Ihnen selbst zurückgeben, denn ich schulde Ihnen noch meinen Dank, Sie sind mein Lebensretter geworden, das fühle ich.“

„Sie hören, lieber Doctor, Ihre Praxis fängt recht belohnend an; wenn meine Tochter Sie Ihren Lebensretter nennt, so muß ich auch noch ein Wörtchen mit Ihnen reden — nächstens!“

Von Adelheid's Nähe verwirrt, stammelte ich die Worte: „Ich war auf dem Wege, Ihnen meine Aufwartung zu machen, ich befinde mich in übler Lage, ich —““

Adelheid sahe mich horchend an, Theilnahme und Unruhe sprachen aus Miene und Haltung — ich stockte, aber der Landrath klopfte eilig auf meine Schulter und sagte: „Ueble Lage? das thut mir Leid, muß Alles von Ihnen hören, aber jetzt habe ich keinen Augenblick mehr Zeit, mein Kind begleitet mich nach der Post, fahre nach dem Gute, aber in vierzehn Tagen komme ich zur Landschaftssitzung zurück, dann reden wir mehr mit einander, werde Ihrer Schwester bestellen, daß ich Sie gesehen habe — Adieu, lieber Doctor, in vierzehn Tagen!" Damit eilte er weiter, die zögernde Tochter, welche ihre Augen forschend auf mich gerichtet hatte und ernster geworden war, mit sich fortziehend. Ich sahe ihnen betäubt nach, da schauete sich Adelheid um zu mir, einmal, zweimal, dann verschwanden sie an der Ecke der Straße.

Dieses schönen, frischen Mädchens Blick hatte mich seltsam gestärkt, ihr sichtbares Mitgefühl, das vielleicht tiefer in meine Seele geschauet hatte, als ich es selbst ahnte, hatte mir das quälende Gefühl der Verlassenheit, welches seit einiger Zeit mein Herz bedrückte, wunderbar gelindert, der friedliche Eindruck des Gutes, des Asyles meiner Mutter, des heimischen Parkes, wo ich Adelheid öfter gesehen, wirkte besänftigend in meiner Seele nach.

Am anderen Tage kam Wedekind zu mir. „Nun weiß ich Alles," rief er mir zu, „bei einer

Apothekenrevision in der Landstadt sind Ihre Recepte gefunden und eingesandt worden, eine Unterredung der Landräthin mit Fischer über den Unfall ihrer Tochter hat Ihrer schleunigen Hülfe Erwähnung gethan. Fischer fürchtet, daß Sie vielleicht durch diese Familie eine Praxis in der Aristokratie bekommen könnten und will dem durch irgend einen Eclat vorbeugen. Nun lassen Sie Ihre Mine springen, ehe er Ihnen zuvorgekommen ist — er führt Böses im Schilde, das ist genug, um sich zu waffnen. Ich habe erfahren, daß auf der Universität ein Doctor Sperber vor Jahren öffentlich die Fischer'sche Hochzeit blamirt hat, der kann am Besten secundiren." Ich wies dieses Mittel zurück und erklärte, auf reinem Wege bleiben zu wollen. Wedekind schien empfindlich zu werden und sagte verdrießlich: „Meinetwegen spielen Sie den Märtyrer, aber es giebt Ihnen kein Mensch was dafür."

Das Gewitter meines Schicksals fing an, sich zu entladen. Vergeblich auf meine Citation zum Examen hoffend, erhielt ich plötzlich eine neue Forderung nach der Polizei, wo mir eröffnet wurde, daß ich wegen unbefugter Praxis zu vierzehn Tagen Gefängniß oder einer Geldbuße von fünfundzwanzig Thalern verurtheilt worden sei. Einen solchen Ausgang hatte ich nicht erwartet, in wahrhafter Betäubung schlich ich nach Hause und schloß mich in meinem Zimmer ein — ich hatte weder Appetit,

noch Lust mit Jemandem zu sprechen, selbst Emma's Gesang, der vom Roden'schen Hinterhause herüberscholl, ging ohne meine Aufmerksamkeit an mir vorüber. In der Abenddämmerung klopfte es an meine Thür; ich verhielt mich still — ich hörte eine fremde Stimme zu dem Steuerrevisor sagen: „der Herr Doctor scheint nicht zu Hause zu sein, geben Sie ihm dieses Packet ab." Der Steuerrevisor fragte: „von wem?" Die Antwort lautete: „das wird wol darin angemerkt sein." Der Bote ging, jetzt öffnete ich meine Thür — mein Wirth wunderte sich, daß ich zu Hause sei und überreichte mir das Päckchen. Es war in duftendes Glanzpapier gewickelt, als ich es öffnete fand ich ein weißes Taschentuch vor, dessen Parfüm Rosendüfte ausströmte und worin zehn Louisd'or lagen, die in ein zartes Briefpapier von röthlicher Farbe eingeschlagen waren. Es standen die Worte darin:

„„Ich fühle mich gedrungen, Ihnen meinen Dank auch in dieser Weise auszudrücken — verzeihen Sie dieselbe durch die übliche Form, wie man ärztliche Hülfe zu vergelten pflegt. Mehr dankt Ihnen mein Gefühl. Ich wünsche aber nicht, daß Sie gegen irgend Einen auch gegen mich, dieser Sendung Erwähnung thun. Einliegend erfolgt Ihr zurückgelassenes Taschentuch. — Seien Sie muthig!"

Adelheid von Pfannenschmidt.""

Bestürzung, Stolz, Dank, Beschämung, Zurückweisung und inniges Umfassen des Billets kämpften in mir — ich ließ das Geld unbeachtet, küßte die Handschrift mit seltsamer Leidenschaft, drückte mein Gesicht in das duftende Taschentuch und — weinte innerlich. O! sie hatte das kummervolle Gesicht, das ich auf der Straße neulich ihr gezeigt hatte, für Sorge um Geldnoth gehalten; hatte ich doch, von meiner üblen Lage redend, vielleicht in ihr die Vermuthung geweckt, daß ich gekommen sei, um ihren Vater um Geld anzusprechen — dieser Gedanke beleidigte mein Ehrgefühl, ich wollte das Geld an sie zurückschicken, aber wie konnte ich das, ohne sie zu beleidigen — doch, welche demüthigende Empfindung schlich durch meine Brust, als ich dachte, daß sie vielleicht Kunde von meiner Verurtheilung erhalten hätte und mir die Strafe erleichtern wollte! — Wußte vielleicht der Landrath um diesen polizeilichen Vorfall, da er mir sagte: „ich habe an Sie gedacht!“ geschahe vielleicht diese Geldsendung mit seinem Vorwissen? Jedenfalls hatte jedoch Adelheid heimlich an mich diese Zeilen beigefügt. Ein mächtiges Gefühl aber schlug wie Flammen über allen anderen Gefühlen und Bedenken zusammen — ein Gefühl ohne Namen, aber brennend, emportreibend; selig — anbetend, sehnsüchtig — nach dem Bilde, das sich meine gereizte Phantasie von ihr schuf, streckten sich unwillkürlich meine Arme aus —

reicher fühlte ich mich, zuversichtlicher in der Zeit der Trübsal.

Aber in meinem Leben habe ich nie eine höhere, hoffnungsvolle, glückliche Stimmung gehabt! nie einmal auf Stunden die dämonische Gewalt meines Schicksals vergessen, nie einen warmen, erquickenden Sonnenstrahl gefühlt, ohne daß nicht bald darauf ein um so tieferer Schlag der Demüthigung, eine schwarze Gewitterwolke, ein höhnischer, neidischer Dämon gefolgt wäre. — Ich hatte am folgenden Tage Adelheid's Billet viele Male gelesen, mein Gesicht in das duftende Tuch gedrückt, um mir ihre Nähe zu träumen, hatte mich seltsam muthiger, hoffender gefühlt, als am Nachmittage ein hastiger Schritt auf meine Stubenthür zueilte. Müller trat aufgeregt herein, sein Gesicht glühete, er mußte erst Athem schöpfen, ehe er sprechen konnte, aber er faßte meine Hand und sahe mich besorgt an. „Ihr wisset doch schon Alles, Kern?“ fragte er mitleidig. „O! der Fischer hat Alles eingerührt, aber seine Stunde schlägt auch noch einmal. Was wollt Ihr nun anfangen? In der Stadt könnt Ihr nicht bleiben, zum Examen dürft Ihr Euch gar nicht mehr drängen.“

„Ist denn meine Polizeistrafe schon bekannt geworden? Könnte diese auf mein Examen Einfluß haben?“

„Aber der Zeitungsartikel, der abscheuliche Artikel, ich habe mich erschrocken, als ob er mir ganz

allein gölte — den hat kein Anderer als Fritzel, der dicke Wamst, geschrieben, auf Fischer's Antrieb."

„Ich weiß von keinem Zeitungsartikel."

„Was? Faßt Euch, Ihr müßt es wissen, das ist zu arg, ich las ihn eben in einem fremden Hause, ging sofort in eine Restauration und steckte das Blatt bei — Kern, leset die Sache mit Ruhe, Euere Nase wird ganz weiß, wir wollen uns besinnen, was zu thun ist — Ha! dieser Fischer! dem traue Einer — und der Wamst, der alle Tage bei Fischer schmarotzt und Gedichte auf die Frau macht . . . der hat's geschrieben!"

Zitternd nahm ich das mir dargereichte Blatt — es war die neueste Nummer der in der Residenz erscheinenden Landeszeitung; ich sank, nachdem ich gelesen hatte, gelähmt auf den Stuhl nieder. — Eine biographische Skizze war von mir gegeben, vor der ich erschrak, als hätte ich im Spiegel ein Gorgonenhaupt erblickt. — Der Zeitungsartikel lautete: „„In diesen Tagen wurde ein gewisser Doctor medicinae Walther Kern, der Aspirant um die Approbation als Arzt ist, polizeilich wegen unbefugter innerer und chirurgischer Praxis mit vierzehn Tagen Gefängniß oder fünfundzwanzig Thalern Geld bestraft. Genannter Kern, Sohn des verunglückten Capitains und Fabriktechnikers ist in der Residenz geboren, hat bereits auf der Landesuniversität im ersten Semester, wegen Leichen-

raub eine Strafe erlitten und sich dann das traurige Denkmal gesetzt, als Burschenschafter den Sohn des Ministers von Witzenhausen im Duell zu tödten, wofür er eine Festungsstrafe hat erdulden müssen, die ohne landesherrliche Gnade noch längere Zeit gedauert haben würde. Er vollendete seine Studien und promovirte auf einer ausländischen Universität, wo er sich als Burschenschafter hervorthat wie er überhaupt ein unruhiger Kopf ist.""

„Darauf gehört eine Erwiderung;" rief Müller — „Sie sind auf die gefährlichste Weise verdächtigt — ich werde heute noch mit Piper darüber sprechen." Ich war von der hämischen, verleumderischen Auffassung meiner Schicksale so empört, daß ich weder Rath noch Thatkraft hatte. Schwärzer, als jemals sahe ich die Zukunft vor mir, meine Existenz bedrohet. Müller schied mit Ermunterungen von mir, aber ich blieb nicht lange allein, bald darauf traten Wedekind und Willburg in meine Stube. Sie schienen bereits, ehe sie gekommen waren, über meine Angelegenheit sich verständigt zu haben. „Sie dürfen nichts darauf erwidern," hub Willburg an, „jetzt müssen Leute von Einfluß Ihre Sache retten — schreiben Sie ganz offen an den Landrath, ich werde heute mit dem Grafen Roden sprechen, der diese Nacht von der Reise zurückgekehrt ist. — Während dieser dem Minister die Sache aufklärt — (und er ist Fischer's Freund nicht —) beschweren Sie

Sich über ungesetzliche Verschiebung Ihres Staats-
examens und über ungerechte polizeiliche Verfolgung.
Ein Sohn, der Arzt ist, darf seiner Mutter ein
Recept verschreiben, ein Sachverständiger ist sogar
verpflichtet, in Augenblicken der Lebensnoth ein Ader-
laß zu machen, so sagen die Juristen." Ich schöpfte
wenig Trost daraus, ließ mich aber doch überreden,
die Beschwerde an das Ministerium aufzusetzen; an
demselben Abende schrieb ich an meine Schwester
und legte ein ziemlich muthloses Schreiben an Herrn
von Pfannenschmidt bei. Der gutherzige Mann
antwortete schon umgehend, kurz aber entschieden:
„Man hat Ihnen Unrecht gethan, das ist unbillig,
ich habe heute Ihrer Sache wegen an den Minister
und an Fischer geschrieben, gehen Sie persönlich zu
Beiden hin. — Ich konnte es nicht über mich ge-
winnen, dem Medicinalrathe, den ich aus Grund
meiner Seele verachtete, einen Besuch zu machen,
wohl aber entschloß ich mich, zum Minister zu gehen.
Ich mag die schweren Stunden nicht ausmalen, die
ich um diese Zeit erlebte; — als ein Gegenstand
des klatschsüchtigen Gerüchts gewaltsam vor die
Oeffentlichkeit gezogen, verdächtigt und von tausend
mißgünstigen Zungen verlästert, wurde die einfache
Ursache der Polizeistrafe bald mit den kühnsten Er-
findungen entstellt, die mich als einen ärztlichen
Pfuscher, oder kühnen Dummkopf darstellten. Zur
eigenen Beruhigung wurde ich die abscheulichsten

Erfindungen über mich gar nicht gewahr — aber daß sie auf meine künftige Praxis einen sehr nachtheiligen Einfluß haben würden, verhehlte mir selbst Wedekind nicht, der behauptete, daß dieser Erfolg gerade in der Berechnung meiner Gegner gelegen habe. — „Sie müssen Genugthung haben," war der Refrain aller Rathschläge. Ich hatte auf Willburg's Wunsch und vorbereitende Rücksprache den Grafen Roden besucht, der als ein biederer, energischer und einflußreicher Mann, mir versprach, am geeigneten Orte meine Sache anregen zu wollen. Eine Woche nach Eingabe meiner Beschwerde meldete ich mich beim Cultusminister. Er hörte mich ruhig an, ohne eine Miene zu bewegen, wurde aber dann weicher in seinem Ausdrucke und antwortete: „Was den Fall mit der ungestatteten Praxis betrifft, so habe ich darüber von dem Herrn Landrathe von Pfannenschmidt, auf dessen Gutsbezirke die Praxis vorgefallen ist, weitere Auskunft erhalten — ich werde mir die Polizeiakten vorlegen lassen — was den Zeitungsartikel betrifft, so müssen Sie, wenn Sie glauben, daß Ihnen Unrecht darin geschehen sei, die Redaction zu Rede stellen. — Sie scheinen Freunde in der höheren Gesellschaft zu haben — Graf Roden hat mir Andeutungen über Sie gemacht, die darauf schließen lassen, das wol ungünstige Stimmungen gegen Sie Partei ergriffen haben — indessen ist eine weit wichtigere Beschul-

digung gegen Sie anhängig gemacht, von deren weiterer Anfechtung ich Sie gesetzlich nicht befreien kann. Die Burschenschaft gilt seit letzterer Zeit als eine staatsgefährliche Verbindung, es ist die Anzeige gemacht, daß Sie eine hervorragende Stellung darin eingenommen haben."

Meine stolze Ruhe schien dem Minister zu imponiren, als ich antwortete: „Excellenz, erlauben Sie mir, Ihnen die Tendenz der Burschenschaft mitzutheilen. — Ausnahmen Einzelner können die ganze Verbindung ebenso wenig verdächtigen, wie Schwärmer und Verbrecher die Religion, zu der sie sich bekennen oder wie einzelne Säufer und Betrüger oder Dummköpfe der Freimaurerei Abbruch thun können, wenn sie darin auch eine Rolle spielen. Meine Wirksamkeit bestand, den Statuten gemäß, einzig darin, durch humane, geistige, gemüthliche und patriotische Entwicklung der Jünglinge zu Männern, die Roheiten der akademischen Freiheit zurückzuhalten und die Duelle zu verhindern."

Ein feines, diplomatisches Lächeln spielte um den Mund des Ministers, als dächte er an meine eigene eclatante Duellgeschichte. Er sprach aber nichts, machte eine Entlassungsbewegung und trat zurück. „Excellenz!" sprach ich muthig, „ich bitte um das Staatsexamen, meine Existenz erträgt diese Verzögerung nicht."

„Es soll Ihnen Ihr Recht werden," sagte der

Minister und trat ab. — Ein flüchtiger Gedanke kam mir unterwegs in den Kopf; — ich wollte zu Piper gehen, um ihn zu bitten, die Anregung zu meinem Examen im Medicinalcollegium zu geben. Ich traf ihn im Vorzimmer, als er eben fortgehen wollte. „Lieber Doctor!“ schmunzelte er, indem er mich am Arme ergriff und die Treppe mit hinunter zog, „kennen Sie Ihren Widersacher schon?“ Ich war dreist genug, Fischer's Namen zu nennen. Er kniff mich mit listiger Freundlichkeit in den Arm und sagte vertraulich flüsternd: „Erzählen Sie mir einmal, wie kam denn das?“ Ich erschrak und zögerte. „Nicht wahr, Sie haben mit Fischer's Frau Bekanntschaft gehabt?“

„Um Gotteswillen, Herr Medicinalrath!“ Er kniff listig das eine Auge zu und schüttelte mir den Arm. „Junger Mann, nicht so ängstlich, Ihr Staatsexamen können Sie verlangen – man muß sich mit denselben Waffen wehren, womit man angegriffen wird — ich würde die gnädige Frau Fischer einmal um Protection bitten.“

Als ich ihn groß ansahe, da ich vermuthete, daß er meine erwähnte Bekanntschaft mit der Frau falsch auffasse, ließ er mich nicht zu Worte kommen, sondern schmunzelte: „Lassen Sie Sich von Müller einen guten Rath geben, Sie müssen nicht so ängstlich sein.“ Wir waren vor der Hausthür angekommen, er ließ meinen Arm fahren, trat vor den

harrenden Wagen, nickte freundlich aufmunternd und fuhr davon. — Sein Benehmen hatte mich verwirrt gemacht, ich eilte zu Müller, da ich eine Angst hatte, daß dieser dem Medicinalrathe Mittheilungen aus der Universitätszeit gemacht haben könnte. — Er stand vor der Hausthür, mit einem Bauer redend. Wir gingen dann eine Straße zusammen. „Eure Angelegenheit steht besser als je,“ erwiderte er auf mein Bedenken. „Jeder von Bosheit öffentlich Verfolgte hat stets die Sympathien der größeren Menge für sich. Aber Ihr habt auch obenein Glück. Fischer und Piper sind furchtbare Feinde geworden, haben sich gestern im Collegium kolossal opponirt, Fischer hat den Collegen die Gehaltszulage vereitelt, sich aber den Obermedicinalrathsrang erschlichen, der vielleicht morgen schon in den amtlichen Nachrichten publicirt wird. Das verträgt unser Alter, der Piper nicht. — Darum wird er auch jetzt Ihr Examen durchsetzen.“

„Aber wie kam er auf Fischer's Frau?“

„Das weiß ich nicht,“ versetzte Müller etwas verlegen.

Ich schlich nachdenklich nach Hause. — Hinter meinem Rücken hatte sich indessen eine Wolke auch für Fischer gebildet, ohne daß ich es wußte. Doctor Wedekind hatte, was ich weit später erfuhr, an den Doctor Sperber in der Universitätsstadt geschrieben und ihm meine Noth mitgetheilt, zugleich

aber die Geschichte mit des ehemaligen Prosectors Frau nachgefragt. Sperber mußte auf die Sache eingegangen sein, denn zu meiner größten Bestürzung zeigte mir Wedekind lachend eine Zeitschrift, in welcher die Geschichte Fischer's und der Elvira Meyer unter anderen Namen und in Form einer kleinen Novelle dargestellt war. Da ich solche Rache und derartige Waffen nicht liebe und vielmehr instinctmäßig verabscheue, so konnte ich auch diesen Schritt meiner Freunde zu meinem vermeintlichen Nutzen nicht billigen. Indessen — ich weiß nicht, ab das böse Gewissen Fischer's, oder Piper's Opposition Schuld waren — zu meinem größten, aber freudigen Erstaunen erhielt ich nach einigen Tagen einen großen Brief, worin meine Fragen zum schriftlichen Vorexamen enthalten waren. Das erweckte den ermatteten Geist wieder in mir, der Trieb zur Wissenschaft belebte meinen Muth und alle von der brütenden Sorge vergrößerten, kleinlichen Umstände des Lebens, die dem traurigen, einsamen Menschen so wichtig erscheinen, verschwanden schnell in ihre Niedrigkeit zurück, jemehr der Geist wieder durch eine geistige That auf die höhere Anschauung edlerer Gegenstände gelenkt worden war; Arbeitslust, Freude und Muth vollendeten die schriftliche Beantwortung meiner Fragen schnell. Als Wedekind das Eintreffen derselben bei mir erfuhr, sagte er: „Aha! Fischer riecht Lunte!“

Meine schriftlichen Arbeiten waren abgeliefert, froh hatte ich an meine Schwester geschrieben, die mir auch die Nachricht mittheilte, daß meine Mutter öfter Augenblicke habe, in denen sie sich inbrünstig nach ihren beiden abwesenden Söhnen sehne, was ich als ein Symptom geistiger Erholung glücklich erklärte — muthig aber auch dachte ich jetzt wieder an Adelheid, deren Widersehen mir zuweilen ein unruhiges Bedürfniß wurde, aufmerksamer horchte ich auch jetzt auf Emma's immer ausgebildeteren und dreisteren Gesang, der vom Roden'schen Hintergebäude her in mein Zimmer drang. Immer noch nicht hatte der alte Pastor Willburg eingewilligt, daß Emma die ihm gänzlich unverständliche Lebensbahn einer Künstlerin einschlage, er hatte von geheimen Rücksichten gegen den Sohn geredet, aber Emma hatte an der Gräfin Roden, welche selbst sehr musikalisch war, eine Protectorin erhalten und sogar auf deren Wunsch im Hause den ferneren Aufenthalt genommen. —

Vierzehn Tage nach Ablieferung meiner schriftlichen Arbeiten erhielt ich die lange ersehnte Citation zum Staatsexamen. „Vorbehältlich weiterer Untersuchung wegen Befähigung zum etwa beanspruchten, spätern Eintritte in die Staatsdienste, in puncto burschenschaftlicher Antecedentien," so lautete die Citation, „berufe man mich auf den dreiundzwanzigsten December zur gesetzlichen Prüfung in den ärzt-

lichen Wissenschaften behuf der venia practicandi derselben." Jubelnd eilte ich damit zu Willburg, der mir zugewinkt hatte, als ich ihm vom Fenster aus das Papier vorgehalten. „Nun aber rüsten Sie Sich," sagte er, „Fischer wird Sie gehörig kneifen, denn seine Absicht ist, Sie als Weihnachtsbescheerung durchfallen zu lassen. Was Sie allein hält, ist die jetzige Feindschaft zwischen ihm und Piper."

Und ich rüstete mich gewissenhaft und im besten Bewußtsein, meine Wissenschaft inne zu haben. Die Winterzeit war jetzt, nach ungewöhnlichen, milden Tagen, sehr streng geworden; ich hatte gehört, daß die Landschaftsdeputirten, nach stattgefundener Verzögerung, nunmehr zusammentreten würden und ich fühlte eine unbezwingliche Anmahnung, nach der Ankunft des Landrathes zu fragen. Nach dem Empfange der Goldstücke war ich schon zwei Male im Hause der Frau von Pfannenschmidt gewesen, um mich nach des Landrathes Eintreffen zu erkundigen, aber ich gestehe ein, der Gedanke, Adelheid zu sehen oder ihr zu begegnen, hatte mir am Nächsten gelegen. Der Bediente hatte mich aber immer kurz abgefertigt — einmal nur glaubte ich Elsbeth's stolze Miene durch das Fenster geringschätzend auf mich nieder lächeln gesehen zu haben. Es war eine Nachmittagsstunde vor der frühen Dämmerung, als ich in das Pfannenschmidt'sche

Haus trat. Statt des Bedientens, dessen schnöde Abfertigung ohne Zweifel auf Befehl der Baronin geschehen war, fand ich heute einen neuen Bedienten vor, der, was man aus seiner Höflichkeit schließen konnte, seine Bedienten-Carrière erst zu beginnen schien. Er entschuldigte sich, mich dem Herrn Landrath nicht melden zu können, da derselbe erst auf das Weihnachtsfest eintreffen werde. — Auf meine Frage nach der gnädigen Frau, die ich nur that, um die Rede auf die Töchter zu lenken, antwortete er, daß die Gnädige seit dieser Nacht, wo sie vom Balle des .... schen Gesandten gekommen sei, krank im Bette liege. Ich zögerte noch immer, mich auf neue Fragen besinnend, während meine Augen die breite Treppe hinauflauschten, ob Adelheid nicht zufällig sichtbar werde. Der Bediente fragte nach meinem Namen ich nannte ihn in Zerstreutheit. „Ah! der Arzt," versetzte er schnell, „bitte, treten Sie hier herein."

„Erwartet die Gnädige den Arzt?" fragte ich.

„Mit Ungeduld, jawohl, es ist vor zwei Stunden schon der Kutscher hingeschickt, weil ich noch fremd in der Stadt bin." Ich weigerte mich, in die geöffnete Flügelthür einzutreten. Da rief eine Stimme aus dem daraus folgenden, offenstehenden Zimmer: „Wer ist da? Friedrich!" Ich erschrak ebenso freudig wie bestürzt — es war Adelheid's Stimme. „Herr Doctor Kern," rief der unerfah-

rene Bediente hinein. Ein Lichtstrahl fiel aus dem zweiten Zimmer in das erstere, in das ich in einer Art von Betäubung oder Verwirrung aller meiner Gefühle eintrat, und dessen Thür der Bediente schnell hinter mir schloß. — Adelheid kam mir in dem dämmernden Zimmer entgegen, ohne das im zweiten Zimmer brennende Licht mitzubringen. „Gottlob, daß ich Sie einmal spreche," begann sie in dem wohlthuenden Ausdrucke ihrer Natürlichkeit, „ach! die bösen Menschen — aber Sie müssen Muth haben, es giebt auch Andere, die nur Ihr Bestes wollen." Die Liebliche stand zufällig so, daß der Lichtstrahl aus dem zweiten Zimmer sie und auch mich beleuchtete. „Fräulein!" sagte ich beklommen, „ein Irrthum des neuen Bedienten führt mich in Ihre Nähe, die ich in den traurigsten Stunden am Lebhaftesten herbeigewünscht habe — ich suchte Ihren Herrn Vater — was habe ich Alles erleben müssen!"

„O! der Vater muß Ihnen helfen, ich werde es ihm selbst sagen, er schlägt mir nichts ab, Sie dürfen nicht angefeindet werden, das verdienen Sie nicht." Ich sahe sie gerührt an und konnte das rechte Wort für meine Gefühle nicht finden. „Bester Herr Kern!" sagte sie plötzlich mit bittender Stimme, „sehen Sie nicht so traurig aus, das ertrage ich nicht — sagen Sie Alles dem Vater, was Sie auf dem Herzen haben, oder . . . ja! sagen

Sie es mir, ich will es dem Vater schon recht warm empfehlen."

„O! Adelheid!" — Ich erschrak vor der Vertraulichkeit des Wortes, während sie mich anlächelte. „Fräulein! Der Gedanke an Sie, die Versenkung in Ihre Zeilen — ach! er war mir ebenso wichtig und ermuthigend wie der Gedanke an meine Mutter — ich glaube, daß ich noch recht unglücklich im Leben werde."

„Nein, nein!" fiel sie ein und faßte in ihrer Lebhaftigkeit und natürlichen Zwanglosigkeit der Gefühle meine Hand, „sagen Sie so etwas nicht, Sie dürfen nicht unglücklich werden, das kann ich nicht dulden!" Ich fühlte ihr warmes Leben in meiner brennenden Hand; je fester ich sie hielt, um so deutlicher fühlte ich ihr sanftes Streben, sich wieder von mir frei zu machen. „Adelheid!" sprach ich „nie habe ich mich verlassener gefühlt, als in dieser Stadt, in den letzten Wochen."

Ich fühlte ihren zuckenden Handdruck. „Nein, Sie sind nicht verlassen, das glauben Sie nur, weil ... der Vater darf sie nicht verlassen und — ich werde es ihm schon sagen." Wir sahen uns schweigend an, ich tauchte meine Seele in ihre dunkeln Augen, sie entzog mir ihren Blick nicht, in welchem eine Welt des Mitgefühls und der Wehmuth des verklärten Schmerzes auf mich einströmte. Plötzlich, wie aus einem Traume erwachend, zog sie ihre

Hand zurück und blickte mich unruhiger an. „Haben Sie gar keine Freunde in dieser Stadt?“ fragte sie.

„Freunde? — Ja und nein — es sind einige Männer hier, zwei Aerzte, ein Hauslehrer — sie meinen es gewiß gut mit mir, rathen, trösten, aber ich fühle mich bei ihrem Rathe unbefriedigt, fremd — ich habe eine milde, versöhnliche Seele, die gern verzeihet, wenn man aufhört sie zu kränken — aber man bezeugt mir die Freundschaft durch Rache in meinem Namen. O! hätte ich meine Schwester hier — mir fehlt ein Herz, das meine Gefühle empfängt und geläutert an mich zurückgiebt.“

Adelheid trat etwas zurück in den Schatten; — als sie wieder vom Lichtstrahle getroffen wurde, erschienen mir ihre Augen glänzender, feucht — mit leiser Stimme sprach sie: „Verzagen Sie nicht, Sie werden ein solches Herz gewiß finden — es wird Sie glücklich machen.“ Ich befand mich in einer seltsamen Aufregung. „Adelheid,“ erwiderte ich feuerig, „ich werde nie glücklich werden — das Schicksal herrscht über mich — die Menschen verkennen mich; da aber, wo ich mein Glück, meine Seligkeit, meine Seelenheimath erblicke, da wirft das Schicksal eine äußerliche Grenze zwischen sie und mich — ein armer, verachteter Mensch stehe ich da mit meinem Herzen vor der Thür der stolzen Abgeschlossenheit.“

„Kern! halten Sie mich für stolz?“ fragte

Adelheid mit vorwurfsvollem Eifer und ihre Augen leuchteten auf. „Adelheid!“ versetzte ich schnell und kühn, ihre Hand ergreifend, „o! Sie haben mich verstanden, daß ich Sie meinte, daß ich vor einer Standesgrenze stehe, die ...

„Daran habe ich noch nicht gedacht — woran erinnern Sie die Freundschaft eines unbefangenen Mädchens — o! Kern, das ist Unrecht — Sie kränken mich.“

„Verzeihen Sie mir, Adelheid — Gott weiß es, wie Sie mein ganzes Leben ausfüllen; ich zittere vor dieser Minute des Glücks, es ist zu groß, mein Schicksal wird sich an mir rächen. Adelheid — ich habe Ihre Hand, sie brennt, sie erzittert, ich weiß nicht mehr, was ich thue, ich will das Herbste und Schwerste ertragen für diese Stunde, aber allein, allein stehen mit meinem Herzen kann ich nicht ... o!“ Und im Uebermaße meiner Empfindungen drückte ich den Mund auf ihre schöne Hand.

In demselben Augenblicke fuhr ein Wagen vor die Thür. Adelheid erschrak, machte ihre Hand frei, sahe mich glühend an, flüsterte mir zu: „Sie stehen nicht allein,“ entschwand wie ein überirdischer Schatten in das anstoßende Zimmer, schloß die Thür und ich stand im Finstern. Mein gereiztes Ohr hörte draußen den Bedienten sprechen, man schritt die Treppe hinauf; als Alles still war, eilte ich fort — Fischer's Equipage hielt vor der Hausthür —

verworren stürzte ich in die Decemberluft, ohne ihre Kälte zu empfinden. Das Zimmer, in welchem Adelheid war, lag zwar Parterre, aber doch hoch über dem Souterrain, die Fenster waren matt erleuchtet, die Gardinen aus ihren Falten gelassen und verhüllend herabfallend. Ich kehrte nach diesen Fenstern noch einmal zurück, wie in die Nähe eines Heiligthums — es war still darin, — der erregte Geist trieb mich dann fort auf die dunkeln, schneebedeckten Stadtwälle.

---

15. Reisepläne und ein schwerer Abschied.

Der dreiundzwanzigste December, der verhängnißvolle Tag meines Staatsexamens, war gekommen, durchlebt und nach harten Kämpfen überwunden. Es hatte nicht an Befürchtungen gefehlt, welche das Resultat zweifelhaft gemacht hatten, denn obgleich noch ein Candidat angemeldet war, so hatte man mich allein citirt und der Examinator hat gegen den wehrlosen Candidaten alle erdenklichen Waffen der Vernichtung. Fischer sprach nur das Amtliche mit mir, wobei sein niederlächelnder, höhnischer Mund und sein muthwillig schalkhafter Blick, der ihm eigen war, wenn er seines Planes gewiß sich glaubte, nichts Gutes für mich hatten — er examinirte in

Anatomie, Physiologie und gerichtlicher Medicin. Obgleich ich jede Frage regelrecht und Lehrbuchmäßig beantwortete, so hatte er doch auf jede eine verächtliche Miene und einen Tadel gehabt, er mäkelte sogar, wenn die Anderen mit meinen Antworten auf ihre Fragen zufrieden waren. — Frank prüfte ruhig, gewissenhaft, auf seine Weise, die beiden Assessoren, welche durch Fischer ihre eigene Carrière machen mußten, standen im Dienste desselben und überboten sich in Spitzfindigkeiten, die Fischer mit höhnischer Behaglichkeit anhörte. Als ich einmal solche raffinirte Frage nicht beantworten konnte, rief Piper laut und ärgerlich: „das weiß ich selbst nicht zu beantworten, Herr Assessor — braucht auch Niemand zu wissen!" Als das Examiniren zu Ende war und ich abtreten mußte, dauerte es sehr lange, ehe ich den Spruch meines Schicksals erfuhr — der Kampf zwischen Fischer und Piper war, wie ich später gewahr wurde, ein heftiger und entscheidender gewesen, Fischer war mit seiner bösen Absicht in der Minorität geblieben, ich wurde in das Sessionszimmer zurückgerufen und von Piper beglückwünscht; — Fischer war bereits weggegangen. —

Ausgesöhnt mit dem Schicksale schrieb ich noch denselben Abend, nachdem Willburg, Wedekind und Müller mich verlassen hatten, die besorgt auf den Ausgang horchend, schon vor dem Sessionsgebäude

auf und nieder gegangen und dann mit in meine Wohnung gekommen waren, an meine Schwester. Es war mir leicht zu Muthe, der neue Muth ließ mich alle Gefahr als überwunden erkennen. Mein Glück sollte aber auch Adelheid erfahren, ungeduldig wartete ich auf die Ankunft des Landrathes zum Feste. Ich ging täglich einige Male am Hause vorbei, um ihn oder Adelheid zu erblicken, aber die Gardinen waren — in der Beletage — niedergelassen. Da traf ich am ersten Weihnachtstage den Bedienten in der Thür, ich konnte nicht unterlassen, ihn anzureden. — Der Landrath ist da, aber die gnädige Frau sehr krank," sagte er. Ich fragte, um mich nicht zu verrathen, nach beiden Fräuleins. „Die Aelteste ist immer schwach, das ist man schon, wie ich höre, gewohnt — aber die Jüngste, die so gut und frisch ist, hat seit Kurzem die Fröhlichkeit verloren und ist kopfhängerisch geworden. Der Herr Landrath auf dessen Stube sie am Meisten ist, sagte heute Mittag noch: „Es muß anders werden. Kind, ich nehme Dich wieder mit auf das Gut, die Stadt behagt Dir nicht."

O! hätte der Diener gewußt, welche Bewegung seine so leicht hingesprochenen Worte in mein Herz gebracht hatten! „Melden Sie mich dem Herrn Landrath," sagte ich. „Ihr Name?" Ich nannte ihn — er sahe mich groß an. „Was zögern Sie?" Er lächelte. „Da hätte ich neulich schöne

Streiche gemacht," sprach er halblaut, „bringe Sie in das Zimmer zum Fräulein, denke, Sie wären der Arzt — hm! das Fräulein hat mir's streng befohlen, nicht darüber zu sprechen und . . ." Der Mensch, dem man die dumme List ansahe, womit er seine Bedientenlaufbahn einträglicher zu machen glaubte, bewegte verstohlen Daumen und Zeigefinger. „Und man weiß, daß in der Stadt die Bedienten kleine Nebensporteln haben; wenn Sie was bestellen lassen wollen, so thue ich's gern." Mein Gefühl für Adelheid war zu rein, zu heilig, um es durch die Seele eines gewinnsüchtigen Bedienten hindurch gehen und so verunreinigt an sie gelangen zu lassen; das würde auch sie mit Abscheu erfüllt haben; schon der bloße Gedanke, meine höhere Beziehung zu ihr als eine gewöhnliche, heimliche Liebschaft betrachtet zu sehen, empörte mein Herz wie eine Entweihung. „Sie irren Sich," antwortete ich — „kränken Sie durch solche Zumuthungen die Ehre der Familie, deren Livrée Sie tragen, die reine Seele des Fräulein's nicht. Ich habe kein Geheimniß, sondern wünsche nur den Herrn Landrath zu sprechen."

„Schön, ich werde Sie melden."

Mit großer Herzlichkeit kam mir der biedere Mann an der Schwelle seiner Stube entgegen, indem er, ohne meine Anrede abzuwarten, sagte: „Gratulire zum Siege, sehen Sie nun, junger Freund, die

Bären brummen wol, aber beißen nicht immer. Adelheid hat mir schon Alles erzählt, weiß der Kuckuck, woher sie so genaue Kunde hat, ist ein guter Advokat für Sie — mach' wol leiden, wenn sie für das gute Recht Partei nimmt." Ich stotterte unzusammenhängende Worte des Dankes für seine Verwendung, aber meine Gedanken und Gefühle befanden sich dabei in einem verworrenen, fast trunkenen Zustande, denn Adelheid stand im Hintergrunde des Zimmers, erröthend, unruhig, einen Himmel geheimnißvollen Zaubers in ihren Augen, die ihre Flammen über mich ausgossen. Wir begrüßten uns schüchtern. —

„So, nun nehmen Sie Platz, lieber Doctor," fuhr der Landrath fort, seine erloschene Pfeife anzündend und dabei den Rücken gegen Adelheid gerichtet. „Sie haben nun erlebt, daß man sein gutes Recht erst erkämpfen muß, hat mir recht Leid gethan; nun, auf Regen folgt Sonnenschein, was gedenken Sie nun zu thun? Schon so jung in die Praxis, ohne Welt zu sehen, taugt nichts; es wäre besser, Sie machten erst durch die Zeit vergessen, daß Sie hier Anfechtungen gehabt haben, überhaupt rathe ich Ihnen, das schöne Land dieser steifen Residenz vorzuziehen." Er hatte seine Pfeife gehörig angebrannt und wollte sich eben mir gegenüber, der ich unverwandt auf die verschämt und sanft lächelnde Adelheid blickte, Platz nehmen, als

er sie gewahrte und ausrief: „Mädchen, bist Du noch da? Komm, gieb mir die Hand und dann laß uns allein, ich habe mit dem Doctor etwas zu sprechen.“ Sie trat heran, der Vater schüttelte ihr aus Herzensgrunde die Hand, lächelte sie glücklich an und sie ging langsam nach der Thür im Rücken ihres Vaters. Hier sahe sie mich noch einmal bedeutsam an, nickte mir Muth zu und trat schnell hinaus. —

„Wenn ich den Fischer sehe, werde ich doch einmal ein Wort mit ihm sprechen,“ begann der Landrath. „Sie dürfen nichts gegen ihn unternehmen, der Mann ist einmal durch seltsame Zuneigung des Ministers auf eine einflußreiche Stelle gerathen. Aber er hat auch seine unverdrossenen Feinde, die an seiner schwachen Seite, wie der Wurm in der alten Weide, bohren — es ist da so eine alte Vermuthung wegen seiner Frau aufgefrischt, mir ist's gleichgültig, ob adlig oder bürgerlich, wenn man nur rechtschaffen ist — aber es giebt auch Leute, die etwas auf die Abkunft geben. Nun weiter — was für einen Lebensplan haben Sie?“

„Herr Landrath, wenn ich meine Approbation in Händen habe, gedachte ich mich um eine Praxis zu bemühen, die mir so lange Unterhalt gewährte, bis ich meinem Lieblingsfache, der Seelenheilkunde, irgendwo mich vornehmlich widmen könnte.“

„Recht gut — aber da müssen Sie zuvor die

hiesige Verstimmung gegen Sie verbluten lassen und außerdem noch mehr erleben — ich habe einen Plan für Sie — ich erblicke in Ihnen einen soliden, ernsten und sittlichen Menschen, ich will Ihnen Gelegenheit zu einer Reise nach Paris und London geben.“ —

„Ich erstaune — Ihre große Güte macht mich bestürzt.“

„Nicht wahr, Sie hätten Lust dazu?“

Ich zögerte etwas in der Antwort, denn ich dachte an meine Mutter, Schwester, an — Adelheid; — der Landrath fuhr schnell fort: „Nach dem Vorfalle in der Zeitung bekommen Sie doch so zeitig keine Praxis, kehren Sie aber von einer Reise wieder, dann haben Sie dem Glauben der Gebildeten genügt, daß ein Arzt in Frankreich und England sich besondere praktische Geschicklichkeit aneignen könne, und es mag wahr sein. — Gelegenheit zum Besuche der Heilanstalten wird Ihnen mein Reiseproject geben, obgleich ich Sie noch mit einem besonderen Amte beauftragen würde.“

„Bestimmen Sie über mich, Herr Landrath — ich folge Ihrer väterlichen Absicht mit mir.“

„Das mag ich hören — habe Ihren Vater recht lieb gehabt, will seine Stelle vertreten, wo es auf guten Rath ankommt — so hören Sie. Mein Sohn Alexander ist ein Wildfang, gutmüthig, aber leichtsinnig — hat manche Schulden gemacht, ist

sogar kürzlich ohne meine Erlaubniß nach Brüssel gereiset, von wo ich ihn erst wiedergeholt habe. Zur Strafe muß er jetzt auf dem Gute bei mir bleiben. — Er hat jetzt die Forstcarrière ergriffen, aber ohne Fleiß, er hat manche unüberlegte That vergessen zu machen und soll reisen, aber unter Aufsicht. Obgleich Sie nicht viel älter sein mögen, als er — er ist zwanzig Jahre alt — so sind Sie ihm doch an Willen und Ernst überlegen. Sie sollen sein Begleiter sein, sein Freund, aber eigentlich Hofmeister."

Dieser Auftrag machte mich in der That etwas verlegen, der Landrath ermuthigte mich aber schnell, hielt mir die Hand her und rief: „Abgemacht?" Ich legte meine Hand in die seinige, er schüttelte sie mir herzlich und sagte dann, den weißen Schnurrbart streichend und einige starke Dampfwolken vorher ausstoßend: „Der Zweck der Reise ist, daß Ihr Umgang meinen Sohn mit irgend einem geistigen Interesse an einer Sache erfüllen, daß Ihr eigenes Streben ihn anstecken möge, für irgend etwas Intelligentes, Praktisches und Nützliches Neigung zu gewinnen. Machen Sie ihn auf Kunst, Wissenschaft, Industrie, Oekonomie, machen Sie ihn auf die Bedingungen eines gesunden Körpers und einer gesunden Seele aufmerksam, geben Sie ihm ein Beispiel, suchen sie ihn zu beherrschen; Sie allein bekommen die Kasse, Ihnen übergebe ich die Empfeh-

lungsbriefe. Betrachten Sie meinen Sohn quasi als einen Geisteskranken, an der Manie der Schwärmerei und des Leichtsinns Leidenden — machen Sie Ihre erste brillante Kur an ihm, ich werde Ihnen meinen größten Dank zollen, es soll mir nichts zu theuer sein, wenn Sie meine Erwartungen erfüllt haben."

Es leuchtete ein kühner, gewiß verzeihlicher Gedanke in meiner Seele auf, „Adelheid!" klang der kostbare Preis muthig, kühn in die geheimste Innerlichkeit meines Lebens.

„Nun hören Sie meinen Plan weiter. Meine Frau ist krank; ehe sie Einwendungen machen kann, muß Alles in's Werk gerichtet sein — Sie fahren mit mir nach dem Feste auf das Gut zurück, lernen Alexander kennen, begrüßen Ihre Mutter und Schwester und in vierzehn Tagen geht es fort, ohne Aufsehen."

Als ich das Haus des Landraths verließ, als Adelheid vom Fenster aus mir mit glühenden Angesichte nachsahe und meinen Gruß durch eine Handbewegung erwiderte, da war meine Phantasie so mächtig erregt, daß ich erst in das freie Schneefeld laufen und das Gleichgewicht der richtigen Besinnung wieder gewinnen mußte. Ich fühlte mich so glücklich, daß mit zunehmender Ruhe der stille Furchtgedanke an ein störendes Schicksal, das mich stets zu beschleichen pflegte, seinen Wermuthstropfen in meinen schäumenden Lebensbecher fallen ließ, da ich

ein Glück nie rein zu genießen gewohnt geworden war. Niemand durfte ich in meine nächste Zukunft einweihen, ich begnügte mich damit, Willburg meinen Entschluß mitzutheilen, Mutter und Schwester zu besuchen und längere Zeit abwesend zu bleiben, was er sowol wie Wedekind sehr tadelten, indem sie meinten, daß ich dem Feinde das Feld räumen wolle. Da die Abreise nach dem Feste geschehen sollte, so war mir daran gelegen, meine Approbation zum praktischen Arzte, die ich mir durch das Staatsexamen rechtlich und gesetzlich erworben hatte, actenmäßig in die Hände zu bekommen und da es üblich war, dieselbe schon am dritten Tage nach geschehener Prüfung verabfolgen zu lassen, so wurde es mir am dritten Tage nach Weihnachten, also nachdem schon beinahe eine Woche hinter dem Examen lag, auffällig, daß ich immer noch nicht meine Ausfertigung bekommen hatte, was ich aber durch die zwischenliegenden Feiertage zu erklären suchte. Der Landrath, den ich um diese Zeit wieder sprach, bestimmte die Abreise auf den Tag nach Neujahr, fügte hinzu, daß wir auf dem Gute Alles ausführlicher besprechen wollten und ich am Sylvester-Abende, wo er immer zu Hause zu sein liebe, bei ihm Abendbrot essen möge.

Am Nachmittage des Sylvesters brachte mir ein Mann in Amtsbotentracht ein Schreiben mit dem Siegel des Ministeriums. Freudig die erwar-

tete Approbation zu empfangen glaubend, erbrach ich die Schrift und las unter dem Erzittern der Gefühlsempörung: „„Dem Doctor med. et chirurgiae Walther Kern eröffnen Wir hiermit, daß der Auslieferung seiner Approbation, welche ihn in die Zahl der praktischen Aerzte in hiesigen Landen aufnehmen würde, so lange Bedenken entgegensteht, bis er sich auf die eingelaufene Denunciation, seine früheren burschenschaftlichen Tendenzen und Handlungen betreffend, vor der zustehenden Untersuchungsbehörde gerechtfertigt haben wird.“

Wer konnte mich denuncirt haben, was hatte man wieder gegen mich erdacht? — Das war ein neuer Streich von Fischer, der mich zu vernichten trachtete; gelang ihm das Eine nicht, so sollte das Andere gelingen. — Meine Mitwissenschaft seines ehelichen Geheimnisses sowie des Motives der Gunst des Ministers — jene unglückliche Horcherstunde in Anatomiegarten der Universität sollte ich bitter sühnen. Still ging ich gegen Abend zum Landrathe. Derselbe war in demselben Zimmer, wo ich einst Adelheid gesprochen hatte; dasselbe war gleich dem geöffneten Nebenzimmer erleuchtet, Adelheid saß am Fortepiano und spielte mit kunstfertiger Hand und in schmelzender Weise, als ich eintrat. „Mein junger Freund!“ hub der Landrath an, „Sie müssen heute Abend mit mir und meiner jüngsten Tochter allein vorlieb nehmen, meine kranke Frau will die

Gesellschaft der ältesten Tochter nicht entbehren und Fremde wollte ich nicht einladen, da wir doch gern über unsere Lieblingsthemata reden — hier meine Adelheid ist unsere Vertraute." Sie hatte das Fortepiano verlassen und war mit glücklichen Lächeln näher getreten. „Der Vater hat mir Alles erzählt," sagte sie mit unverkennbarer Freude, „nun werden Sie auf der Reise alle Sorge vergessen."

„Und doch bringe ich neue Sorge wieder mit," sagte ich; — „hier, Herr Landrath, lesen Sie gütigst diese Schrift, die heute Nachmittag einlief." Er las — Adelheid sahe mich ängstlich an, dann blickte sie über des Vaters Arm weg in die Schrift. Der Landrath faltete dieselbe nachdenklich zusammen, sahe zur Erde, schwieg eine Zeit lang, gab sie mir zurück und sprach: „Setzen Sie Sich zu mir — nun erzählen Sie mir einmal Ihre burschenschaftlichen Geschichten, noch lieber höre ich Ihre ganze Vergangenheit." Es war mir diese Aufforderung eine Wohlthat, denn ich erzählte ja der theuern Adelheid mein Leben, und ich that es klar, wahrhaftig, ohne Beschönigung oder Zurückhaltung; — um ihr ganz und gar verständlich zu werden, ihr mein Dasein ohne irgend eine dunkle Stelle zu enthüllen, schilderte ich mit Gefühl, Gluth, sichtbarer Wirkung; — sie, die liebliche Freundin meines Herzens, die Vertrauete meiner heimlichsten Glückseligkeit und Trauer, horchte aufmerksam zu, ihr Blick wich nicht

von mir, sie fühlte Lust und Leid mit mir, der Busen wogte, der schweigende Mund sprach seine Theilnahme mächtiger als tausend Worte gegen mich aus. — Der Landrath saß mit der Pfeife neben mir, bisweilen ein „Hm! Hm!" ausstoßend. — Als ich von meinem Aufenthalte im Hause des Gerichtsvogt's, von dem Auftritte mit Madame Meyer, dem Gespräche im Anatomiegarten und so weiter leise vorsichtige Andeutungen machte, wurde Adelheid's Miene unruhig, der Landrath nickte mit dem Kopfe, um mir sein hinreichendes Verständniß zu erkennen zu geben und hörte um so aufmerksamer auf meine Duellgeschichte, Strafe, meinen Universitätswechsel und die nachherige Sprechercharge in der Burschenschaft. Ich war zu Ende, der Landrath reichte mir die Hand und schüttelte die meinige. „Ist das Alles! Haben Sie nichts verschwiegen!" fragte er mit strengem Blicke."

„Nichts, auf meine Ehre!"

„O, Vater, wie Unrecht hat man ihm gethan!" seufzte Adelheid, einen Himmel voll Mitleid aus ihren dunklen Augen über mich ausgießend.

„Haben Sie Jemand von Ihrer Reise gesagt?" fragte Herr von Pfannenschmidt.

„Nur von meiner Entfernung von hier habe ich geredet — meinem Wirthe die Wohnung gekündigt."

„Da man Sie in Untersuchung ziehen will, so

wird man Ihnen den Paß verweigern — ich will selbst den Paß fordern," versetzte der Landrath. „Ihre Geschichte, Ihr Schicksal ist ein lehrreiches Beispiel vom Treiben in der Welt; es wird Sie für die Zukunft klug, vorsichtig und fest machen. Es giebt gute, unschuldige Menschen, die irgend etwas an sich haben, das alle Schmeißfliegen anlockt — nun, das Sprichwort sagt schon, die schlechtesten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen. Hat Jemand erst einmal Feindschaft auf sich gezogen und durch irgend einen Eclat eine verdiente oder unverdiente Demüthigung erlitten, so glaubt jeder Lump berechtigt zu sein, den Stein auf ihn zu werfen. — Ich werde für Sie den Paß verlangen und dann abwarten, was man mir antwortet. Nun aber wollen wir eine angenehme Unterhaltung pflegen und dazu kannst Du, Adelheid, den Uebergang bilden; spiele auf dem Fortepiano."

Die Angeredete sahe mich zögernd an. „Nicht wahr, lieber Doctor, Sie hören doch auch gern Musik?" fragte der Landrath. „Ich liebe sie über Alles!" erwiderte ich schnell, und Adelheid eilte mit freudigem Eifer an das Instrument. — Nach einer sanften, die Seele erschließenden Introduction begann sie aus dem Freischütz die große, wunderbar schöne Arie „Und ob die Wolke sie verhülle!" mit ergreifender Wirkung zu singen.

Ueberhaupt war dieser Abend einer der glück-

lichsten und unvergeßlichsten meines Lebens — wie ein liebreicher Vater mit seinen Kindern, wie Bruder und Schwester lebten wir drei zusammen, es war mir zu Muthe, als sei ich in eine andere, schönere Welt versetzt worden, das alte Jahr wollte noch zuletzt das sorgenschwere Herz sühnen und in die letzten Stunden das zurückgehaltene Glück vieler Monate concentriren. Wir speiseten von zehn bis zwölf Uhr, dann sang Adelheid auf des Vaters Wunsch einen Choral — etwas später schied ich, berauscht von dem Gefühle der Seligkeit — durchglühet von Adelheid's Hand, kühn schwärmend von ihrem Blicke, andächtig und dankbar bewegt von der Güte meines väterlichen Gönners.

Am anderen Mittage wollte ich eben zu Willburg gehen, um ihn zu fragen, ob er Besorgungen an seine Eltern zu machen habe, als der Landrath die Treppen heraufkam; die steile Treppe hatte ihn ermüdet, ich führte ihn die letzten Stufen herauf und öffnete die Stube. „Eng wohnen Sie, aber still und wohnlich," sagte er, „ich liebe das — aber nun machen Sie Sich auf morgenfrüh reisefertig, hier haben Sie Ihren Paß auf zwei Jahre gültig." Ueberrascht betrachtete ich den dargereichten Paß. „Und Sie hatten keine Schwierigkeiten?" fragte ich froh. „Ich fuhr heute Morgen beim Minister vor, um den Neujahrgruß diesesmal persönlich zu bringen — ich redete von meiner Absicht

Sie als Begleiter meines Sohnes reisen zu lassen und forderte für beide Personen das ministerielle Visum. „Kennen Sie den Doctor?“ fragte der Minister bedenklich; da habe ich ihm meine Meinung gesagt, recht deutlich, nun genug davon, der Paß ist da.“ Ohne meinen Dankgefühlen Zeit zum Ausdrucke durch die Sprache zu vergönnen, fuhr er fort: „Morgen früh lasse ich Ihren Koffer um acht Uhr holen — um neun Uhr sind Sie bei mir, wir frühstücken und fahren um zehn Uhr in meinen eigenen Wagen ab. Ein Zeit lang wohnen wir auf dem Gute, Sie studiren meinen Sohn, Beide lernen sich kennen und dann geht's fort. Ist's auch Januar, so giebt's doch auch schöne Tage auf dem Lande im Winter; ich bin dort am Liebsten.“

Ich begleitete ihn darauf eine Strecke über die Straße und eilte dann zu Willburg, um von ihm und Emma Abschied zu nehmen. Die goldlockige Emma war in der kurzen Zeit ihres städtischen Aufenthaltes auffällig verschönert; als fühle sie sich in ihrem wahren Lebenselemente so imponirend leuchtete bereits das Bewußtsein der Kunst, des Talentes, der Stolz der Entwicklungsfreiheit aus ihrem Wesen hervor; — der Zutritt zu der gräflichen Familie hatte ihr Gelegenheit gegeben, sich schnell die Reize der äußeren Form anzueignen, der Umgang mit ihrer Lehrerin, der Opernprimadonna, zeugte bereits auch bei Emma von jenem eigen-

thümlichen Einflusse, den solche Künstlerinnen immer ausüben, nämlich die Welt mit den glücklichsten Leichtsinn als eine Schöpfung zu betrachten, in welcher allein der Kunst, dem aesthetischen Gefühle, der Poesie der Leidenschaft, dem Stolze des Talentes und der Freiheit, gehuldigt werden müsse. –

Der andere Morgen kam — die Stunde des Aufbruches schlug — ich nahm Abschied von meiner kleinen Stube, wie von einer vertrauten Herzensfreundin, denn sie hatte meine einsame Sorge, meinen Schmerz, meine Seufzer in sich verborgen. — Der gepackte Reisewagen stand bereits vor der Thür des Hauses, wo die Frau von Pfannenschmidt residirte. Der Landrath hatte bereits von Frau und ältester Tochter kurzen Abschied genommen, nur Adelheid war bei ihrem Vater in Parterrezimmer. Sie erschien ungewöhnlich niedergeschlagen, küßte den Vater oft mit überfließender Gemüthsbewegung und feuchten Augen und erwiderte meine Blicke und Anreden mit schmerzlicher, unruhiger Miene. Das Frühstück wurde aufgetragen, ich hatte keinen Appetit, auch Adelheid aß kaum etwas; der Landrath eilte hinaus, um mit dem Kutscher zu reden, welcher eben die Pferde brachte, ich vermochte meine stürmischen Gefühle nicht zu bezwingen — sie stand neben einem Tische und sahe schweigend auf mich — ich faßte in kühner Leidenschaft ihre Hand — „Adelheid", sprach ich gedrückt – „wir sollen uns in zwei langen

Jahren nicht wiedersehen?“ Sie preßte meine Hand — Thränen perlten unter den langen, schwarzen Augenwimpern hervor — ihr Busen athmete heftig — in demselben Momente öffnete der Landrath, laut mit dem Bedienten redend, die Thür — Adelheid fuhr zurück, schritt an ein Fenster und wendete den Rücken her. Der Landrath steckte noch einige Sachen in die Tasche seines Mantels und ging auf seine Tochter zu. „Adieu! liebes Kind — du weinst? Kind, wie gern nähme ich Dich mit, aber bald, warte nur kurze Zeit, dann sollst Du nachkommen, Du bist am liebsten, wo Dein Vater ist, sei froh, Herzenskind — Adieu!“ Aber Adelheid warf sich mit schmerzlicher Aufregung an die Brust des Vaters, umklammerte ihn mit beiden Armen, barg das Gesicht an seinem Halse und schluchzte laut weinend.

„Aber Kind, was ist Dir? Fehlt Dir etwas? Du bist ja so ungewöhnlich erregt — fasse Dich, in acht Tagen fordere ich Dich von Deiner Mutter.“

Mein Gefühl floß über, die Thränen traten mir in die Augen, ich wendete mich ab — o! mein Herz sagte mir, daß Adelheid eben einen schweren Abschied v o n m i r genommen habe. Der Landrath küßte seine Tochter auf Stirn, Wangen und Mund, dann machte er sich sanft los von ihr. Sie sahe meine Thränen, die mir die Stimme erstickten, ich wollte ihr einige Worte sagen, aber konnte nicht, ich ergriff ihre Hand sie preßte sie mit Inbrunst,

hielt sie, als wollte sie mich zurückziehen, einige Zeit fest, sahe mich schmerzlich bittend an und eilte, verhüllten Gesichtes, in das Nebenzimmer.

„So sind die Mädchen; können Einem das Herz weich machen,“ sagte der Landrath, welcher Adelheid's Abschied von mir nicht bemerkt hatte; „nun kommen Sie schnell!“ Der Bediente empfing uns draußen. Als wir im Wagen saßen, als die Pferde anzogen, da leuchteten Adelheid's thränenfeuchte Augen hinter einer Gardiene hervor — ich sahe sie fest, bedeutungsvoll an — sie hielt meinen Blick aus, es war der letzte Austausch unausgesprochener Gefühle! —

---

16. Drei ernste Gespräche.

Auf dem Landgute des Herrn von Pfannenschmidt vergaß ich schnell die seit Michaelis in der Residenz erlittenen, schweren Stunden. Nichts greift die physische Kraft der Menschen so tief an und macht das Gemüth, den Sinn für Dasein und Zukunft schneller stumpf, als enttäuschte Hoffnung, heimliche Verfolgung hämischer Menschen und ängstliches Harren auf die nächste Stunde und ihr Schicksal. Man faßt leicht ein Vorurtheil gegen seine ganze Umgebung, selbst der Baum, die Blume, die

ganze Landschaft, über die man sich sonst gefreuet haben würde, erscheinen wie Kinder einer Natur, in welcher unsere Feinde gedeihen und darum als ihre Verbündete. Man grollt, ohne es zu wollen, die Stimmung wird allmälig menschenfeindlich, die Einsamkeit, diese zwar angenehme, aber durch ihre Begünstigung des grollenden Herzens heimlich verschlimmernde Freundin der Verstimmung, regt die Phantasie auf, die Bilder der üblen Laune weiter fortzuspinnen. — — Ohne Adelheid's Erscheinung und Eindruck, die wie eine Lichtgestalt durch die dunkle Welt meiner Seele schwebte, wäre ich gewiß elender und hoffnungsloser geworden. Mit dem Ende des täglichen Anblicks der Gegenstände und Menschen, welche uns an das eigene Leid erinnern, hört auch die Empfindung der Fessel auf, die eine unbehagliche Umgebung um unseren Lebenssinn schlug; neue Gegenden, neue Menschen wecken neue Triebe für das Dasein und für die Zukunft.

Doppelt wohlthuend wirkte aber, trotz der kalten Januarzeit, der Anblick des Gutes, und der Aufenthalt im mütterlichen Asyle auf mich; nicht wie zu Michaelis empfing mich die Mutter wie einen Fremden, sondern sie zeigte Freude des Wiedersehens, es trat das Gefühl der natürlichen Liebe hervor, sie zeigte Interesse, von meiner Vergangenheit und Zukunft zu hören und zu sprechen, ihre Gedanken, obgleich noch leicht ermüdend, hatten Zusammenhang

— mit glücklicher Hoffnung und neugewecktem Selbstvertrauen auf meinen Beruf als psychischer Arzt, gestand ich mir ein, daß der Aufenthalt auf dem Gute und meine Kur auf die organische Ursache der Geistestrübung von bedeutendem Erfolge gewesen und eine völlige Genesung keine zu kühne Erwartung sei. — Ich hatte die Güte des Landrathes auch auf's Neue zu ehren, denn meine Schwester theilte mir mit, daß derselbe die Kapelle im Parke ihnen frei, ohne Miethe überlassen habe. Und wahrlich, ich konnte für meine Mutter keinen reizenderen Aufenthalt wünschen! — Lag auch jetzt der Schnee auf dem Rasen und in den Wegen, war der Wein, der im Anfange October's das Häuschen und seine gothischen Fenster mit saftigen Blättern beschattete, einer schützenden Decke breiter Fichtenzweige gewichen, welche die Ranken bedeckte, glänzten auch die hohen, alten Linden und Pappeln von Reif und Eisnadeln, dennoch war es in diesem Parke traulich und heimisch, man fühlte sich so sicher in ihm, und die Berge schlossen Gut und Dorf so friedlich von der übrigen unruhigen Welt ab. Mit dem Abfallen des Laubes war der Park bedeutend heller und durchsichtiger geworden, man konnte von der Kapelle aus das ganze Schloß übersehen, das Dorf schien näher gerückt und die Bergeswand im feinen Nebel entfernter. —

Die Briefe, welche meine Schwester von mir

aus der Residenz erhalten hatte, gaben Veranlassung viel über meine dortigen Erlebnisse zu erzählen. Es war mir auffällig, daß sie eine geheime Unruhe nicht verbarg, wenn ich von Adelheid, von dem Troste ihres Mitgefühls redete. In einer vertraulichen Abendstunde am warmen Ofen, als die Mutter schlief, faßte ich ein Herz, die Schwester über ihre Theilnahmlosigkeit in Betreff des Guten, das mir Adelheid erwiesen habe, zu befragen. Helene war aufrichtig und sprach: „Nicht theilnahmlos, sondern traurig und ängstlich bin ich, daß Du Adelheid's Sympathien besitzt, daß Du so feuerig von ihr redest. Walther! vergiß nicht, daß sie die Tochter einer stolzen, vornehmen Frau, daß sie das Lieblingkind unseres größten Wohlthäters ist — der Gedanke, daß Du dessen Vertrauen täuschen könntest, beunruhigt mich sehr; denke daran, daß Adelheid natürlich, lebhaft von Temperament, jung und .... selbst noch nicht nachdenkend genug ist, um den Verhältnissen zu genügen."

„Beste Schwester!" rief ich, tief im Herzen bewegt, „was weißt Du denn von meinem Glücke, von ihrem Gefühle, von ...?"

„Du erschreckst mich, habt Ihr denn von Euren Gefühlen mit einander gesprochen? — Walther! das wäre ein Unglück für uns Alle!"

„Kein Wort haben wir geredet, aber," ich unterbrach mich selbst, fühlte jedoch im Augenblicke

einen Muth in mir, den mir das Bedürfniß der Wahrheit eingab, da ich meiner Schwester Alles sagen mußte; und mit fester Stimme fuhr ich fort: „Ich liebe Adelheid als meinen Engel in trüben Tagen, ich habe ihr mein Glück durch Blicke und Handdruck verrathen, sie hat mir diesen Blick und Druck glücklich erwidert.“

„Wann? Wann zuletzt?“ fragte meine Schwester gespannt. „Beim Abschiede, vor vier Tagen,“ antwortete ich. -- Meine Schwester legte ihre Hand auf meine Schulter und sahe mich traurig an. „Walther, wenn Du dem Landrathe nicht mit schwärzesten Undanke lohnen, nicht eine Familie gegen uns aufbringen, nicht ein unbefangenes, harmloses Mädchen um seine Lebenszukunft betrügen willst, so vergiß auf Deiner zweijährigen Reise die Liebe, welche ein böser Geist in Deinem Herzen ist — vergiß sie — bis dahin wird auch Adelheid älter und verständiger geworden sein.“

„Helene! Du kennst keine Liebe!“

Die Schwester seufzte, sahe mich betroffen an und ich bemerkte, daß ihre Augen feuchter glänzten. Es entstand eine Pause, jeder dachte still für sich. — Ich begann zuerst wieder zu sprechen. „Warum fragtest Du vorhin nach der Zeit, in welcher mir Adelheid zuletzt gelächelt?“

„Weil ich sie vor vierzehn Tagen inständig gewarnt habe.“

„Was? Schwester, Du hast von meiner, von ihrer —" ich wollte „Liebe" sagen, verbesserte aber das Wort schnell in „Sympathie" gewußt?"

„Ja!" antwortete Helene nach kurzem Besinnen. „Adelheid correspondirt fleißig mit mir, wir sind diesen Sommer Vertrauete geworden, ich schloß aus der Theilnahme, welche sie Dir zollte, eine ungewöhnliche „Sympathie" wie Du es eben nennst — ich warnte sie, einem jungen Manne dieselbe nicht in der Weise merklich zu machen."

„Du hättest gegen das Glück Deines Bruders zu handeln gesucht? Helene! nun sage ich Dir's gerade heraus, daß Adelheid's Herz mein größtes Lebenskleinod ist — erst durch diesen ersten Widerspruch, den mein Gefühl erfährt, gewinne ich den Muth, es offen zu vertheidigen."

„Die Reise wird Dich heilen; andere Menschen, fremde Eindrücke, das größere Treiben der Welt, Erfahrung und Zeit werden Dein, in trüber Einsamkeit genährtes Gefühl gegen ein mitleidiges, junges Mädchen verdrängen und im rechten Lichte erscheinen lassen." —

Ich sahe meine Schwester betroffen an, gereizt stand ich auf und schritt durch das Zimmer. „Wir wollen es der Zeit überlassen," sagte ich mit empfindlichem Tone, „wir wollen nicht mehr darüber sprechen!" Helene's sanfter Blick des Vorwurfs beschämte meinen Eifer, der ihr nur ein neuer Be-

weis meiner Liebe war — ich schritt auf sie zu, küßte ihre Wange und sagte besänftigend: „Man bildet sich oft etwas ein, liebe Schwester — wer versichert mir denn, daß Adelheid mich liebt — es war mir nur in meiner Trauer ein so angenehmes Bewußtsein!“

Auf Helene schien diese Aeußerung wenig beruhigende Wirkung zu haben, sie beobachtete mich ernst und sprach leise: „Man muß sich zunächst selbst beherrschen!“

Als ich bald danach in mein Stübchen hinaufstieg, konnte meine Seele nicht ruhig werden; ich mußte mich in Adelheid's Nähe durch die Phantasie versetzen, von ihr träumen, geisterhaft mit ihr reden. Ich fühlte die Liebe erst ganz klar, seitdem dieses Gefühl den ersten Widerspruch erfahren hatte. Aber ein Gedanke beschäftigte mich lebhaft, ich wollte und mußte Adelheid's Briefe an Helene lesen. — Daß ich dazu nur heimlich gelangen könnte, war mir bei Helene's Charakter, Absichten und Widerspruch unzweifelhaft. Ich kannte ihr Schränkchen in dem Cabinette, das sie im Sommer als ihr anspruchsloses Boudoir zu betrachten pflegte, dort hegte sie die Briefe von mir, die eigene Correspondenz, die Familien- und Werthpapiere. In derselben Nacht glaubte ich das Vorhaben am Sichersten ausführen zu können. Der Mond schien so klar, daß man hätte jede Schrift lesen können — ich schlich nach

Mitternacht von meiner Stube die Treppe hinunter, denn das Cabinet lag zu ebener Erde und war gewiß früher die Sacristei der Kapelle gewesen, wenigstens war sie so chorartig hervorgebauet; war es die Mitternacht, oder das böse Gewissen, auf unerlaubtem Wege zu gehen, kurz ich fühlte ein unheimliches Bangen, die Sinne faßten Alles scharf und gespannt auf, die Schatten der Baumgipfel und des gothischen Fensters, das Geräusch des Luftzuges, die klopfende Bewegung des eigenen Herzens und mein schleichendes Hingleiten, alles regte meine Aufmerksamkeit an. Mutter und Schwester schliefen, wenigstens hörte ich das ruhige Athmen als ich horchte und den Schrankschlüssel aus dem Nähtische Helenens holte; ich brauchte nicht durch ihre Kammer, das Cabinet hatte einen Eingang von der Vorhalle aus; der Schrank ward geöffnet, mit Ungeduld durchsuchte ich die Briefe. — Wehmüthig fand ich meine eigenen, aus mancher trüben Stunde, da lagen die letzten Briefe von mir — mehre von fremder Hand dazwischen — da erkannte ich Adelheid's Handschrift, ich schlich damit nahe an das Fenster in das hellste Mondlicht und strengte mich an, die Zeilen zu lesen, daß meine Augen schmerzten. Es war mir, als bewege sich Etwas im engen Raume, ein Hauch traf meinen Nacken, es flüsterte am Fenster — ich dachte gewaltsam an den Nachtwind, an ein herabrieselndes, vertrocknetes Blatt,

an das Knistern der gefrorenen Schneedecke, um meine seltsame Aengstlichkeit zu beherrschen. Da las ich den Brief, der meine Schwester mit Besorgniß erfüllt hatte — meine Hände zitterten, meine Augen mußten sich stärker anstrengen, da mir die Zeilen zu verschwimmen drohten — mit seliger Selbstvergessenheit, wie in einem überirdischen Traume, las ich folgende Zeilen:

„Ich muß mich aussprechen, liebe Helene, ich habe kein anderes weibliches Herz, außer Ihnen, dem ich meine Empfindungen verrathen möchte, Sie wissen, wie fremd mir Mutter und Schwester sind. Es ist mir, als ob ich krank wäre, als ob ich ersticken müßte, ohne die Erleichterung, die mir die Mittheilung geben wird. Mein Gemüth ist seltsam verändert, ich fühle ein nie gekanntes Glück in meiner Seele und doch bin ich nie im Leben trauriger und unruhiger gewesen, ich könnte in demselben Augenblicke jauchzen und weinen. Ich fühle ein namenloses Mitleid mit Walther, eine Sehnsucht ihn zu sehen, und doch, wenn er mir begegnet, eine Angst, daß ich Herzklopfen bekomme. — O! wenn ich ihn glücklich machen könnte, er ist so gut, er verdient glücklich zu sein, er sieht so leidend aus — ich hasse alle Menschen, die ihm Leid zufügen, ich sinne und träume, wie ich ihm nützen könnte, aber was soll ich armes Mädchen thun? Wenn Sie mir schreiben, liebe Helene, so reden Sie viel

von Ihrem Bruder, von meinem Zustande; — wenn ich auf dem Gute wäre, würde ich täglich mit Ihnen darüber sprechen — ach! ich glaube etwas zu besitzen und doch fühle ich mich so leer und einsam!"

Ich drückte den Brief leidenschaftlich an meine Lippen: „Sie liebt Dich — hier hat sie die Liebe gestanden!" flüsterte ich im Wonnegefühle der Gewißheit, ich kniete am Fenster nieder, preßte die Schriftzüge zwischen meinen gefalteten Händen an meine schlagende Brust und starrte in den hellen Mondnacht-Himmel hinein, wortlos — schwärmerisch, selbstvergessen. Mir war zu Sinne, als flössen zwei Seelen in einander über. Da klang tief in meinen Ohren mein Name, sanft, geflüstert, geisterhaft; ich fuhr empor, blickte umher, aber es war still im engen Raume. Da wehete es am Fenster, wie ein säuselnder Luftzug, ich richtete meine Augen dort hin, im Schatten der Bäume, vom Mondlichte nur durch die hohen, dürren Zweige ungewiß und unruhig erleuchtet, bewegte sich Etwas; ein durchsichtiges und doch körperliches Wesen schwebte langsam dahin, ich rieb meine gereizten Augen, aber das Aetherbild wurde bald dichter, bald lichter, bald verkörperter, bald verschwimmender — ich erkannte Adelheid's Gestalt, ihre lächelnde Miene, ihren blendendweißen Arm, womit sie zu winken schien; — als ob ein Lufthauch sie entführe, so sanft ent-

schwebte sie tiefer in den Schatten — ich wollte ihr nach, streckte die Arme aus, rief laut ihren Namen und in demselben Momente war sie verschwunden — der Mondschein verwandelte sich in schwarze Nacht, ich sank am Fenster zu Boden.

Ich weiß nicht, wie lange Zeit verflossen war, als ich heftig gerüttelt, als mein Name gerufen wurde. Meine aufgeschlagenen Augen erblickten, wie in einem Traume, meine Schwester über mich gebeugt, die Magd Lenore hielt ein brennendes Licht in der Hand. „Komm zu Dir, Walther, was ist Dir begegnet?“ fragte die besorgliche Stimme meiner Schwester. — Ich antwortete verworren, denn ich mußte mich erst besinnen; meine Schwester zog mir den Brief aus der Hand, ihr Blick gewahrte den offenen Schrank — sie sahe mich ebenso ernst, strafend wie mitleidig an. — Ich sprang empor, fühlte mich wieder in der Wirklichkeit, sahe Schwester und Magd unruhig an und sagte: „Gehe zu Bett, Lenore, ich habe einen Traum gehabt, mir ist wieder wohl.“

„Ach! wenn Sie nur nicht vom vielen Studiren das Nachtwandeln bekommen haben,“ meinte Lenore, „das kenne ich, meine Stiefschwester hat daran gelitten.“ Ich beruhigte die alte Magd und diese ging in ihre Kammer zurück. — Helene stand ernst und feierlich vor mir — ich wagte nicht, ihr in das bleiche Antlitz zu sehen. „Walther!“ sprach

sie, „wie bist Du hierher gekommen? Wachend oder träumend?“

Ich gestand ihr meine heimliche That ein, ich versicherte ihr, von einer geisterhaften Erscheinung überrascht, von Adelheid's traumartigen Bilde fortgerissen und betäubt worden zu sein, ich bat meine Schwester wegen der heimlichen Eröffnung ihres Schrankes um Verzeihung, flehte sie an, mir das Glück der Liebe nicht zu trüben, und schwur ihr, mein ganzes Streben darauf zu richten: eine äußerliche Stellung zu erringen, die mir Adelheid's Liebe auch im Leben verwirklichen könne. Helene war tief ergriffen — sie reichte mir die Hand und sprach kaum hörbar: „Ach! er wird unsäglich unglücklich werden!“

Ich führte sie, da ihr Körper im leichten Nachtkleide fröstelte, in die Stube, wo es noch warm war, und wir setzten uns auf die Stelle, die wir am Abend verlassen hatten, um das ernste Gespräch meiner Liebe fortzuführen. Als ich ihr versicherte, daß ich nicht eher Adelheid's Hand vom Landrathe fordern würde, bis ich in der Welt Ehre und Würde erlangt hätte, die mich dem höheren Stande gleichstellten, daß mein Lebensziel nunmehr ein Streben nach diesem Besitze sein solle, da schüttelte Helene traurig das Haupt und sprach: „Ich zittere davor — banne jeglichen Ehrgeiz aus Deiner Seele, mein Herz sagt mir, Du wirst Alle, die Dir lieb und

theuer sind, mit Dir in's Unglück ziehen." Da ich mich davon nicht überzeugen konnte, so suchte ich meine Schwester zu beruhigen. Nach einer Stunde trennten wir uns und ich ging hinauf in meine Kammer. —

Der Schlaf der Ermattung hatte mich erst verlassen, als es bereits Tag geworden war. Ich schrieb, ehe ich hinunter ging, den Vorfall der Nacht — es war vom vierten bis fünften Januar — ausführlich in mein Tagebuch und wiederholte schriftlich die gegen meine Schwester betheuerten, von ihr mißbilligten Vorsätze. Meine Schwester war ernst, niedergeschlagen, mit den Augen mehr, als mit Worten zu mir redend. Als ich meine Mutter sahe, fühlte ich eine tiefe Wehmuth, als hätte ich durch die Liebe zu Adelheid eine Sünde gegen die Frau begangen, die mir seither das Theuerste auf der Welt gewesen war. — Die Ankunft Alexander's, der durch den Park auf die Kapelle zuschritt, brachte wenigstens äußerlich eine andere Stimmung in das Gemüth.

Meine Bekanntschaft mit diesem jungen Manne, der nur vier Jahre jünger war, als ich, hatte einen günstigeren Anfang genommen, als ich selbst und der Landrath vermuthet hatten. Alexander von Pfannenschmidt hatte im Aeußeren die größte Aehnlichkeit mit Adelheid; seine Augen, sein Mund, seine Wangengrübchen, sein schwarzes Lockenhaar,

der Muthwillen in dem frischen, gesunden Antlitze, das natürliche Gefühl — Alles erinnerte an seine jüngere Schwester und machte ihn mir augenblicklich lieb und angenehm. Ich glaubte, nach Willburg's Beschreibung, einen widerwärtigen, hochmüthigen Junker zu finden, traf aber nur einen lustigen, leichtsinnigen, zügellosen Wildfang an, der zu früh sich selbst überlassen und von der Mutter, mit allen Freiheiten vornehmer Erziehung versehen, nur auf äußerliche Dinge hingeleitet worden war. Er bedurfte, meiner Meinung nach, nur einer Hinleitung auf ein nützliches, geistiges Thema des Lebens, um ihn dafür zu gewinnen, aber solche Charaktere dulden keinen Zwang, sie wollen durch Beispiel, Gelegenheit und Liebe angeregt und zur Selbsterkenntniß geleitet werden. Ich glaubte mich nicht zu täuschen, daß auch ich auf Alexander einen guten Eindruck gemacht habe — wenigstens faßte er unsere Verbindung wie eine collegialische, freundschaftliche auf, freuete sich auf die Reise und sagte schelmisch: „Sie geben mir von Ihrer Beständigkeit, ich Ihnen von meinem guten Humor ab, und wir werden Beide mit einander zufrieden sein."

Alexander war gekommen, um mich zu einem Jagdausfluge abzuholen. Ich folgte dieser Einladung gern, da mir heute die Bewegung in der frischen Luft ein Bedürfniß war und weil mir der Landrath ohnehin den Wunsch ausgedrückt hatte,

während des Aufenthalts auf dem Gute recht viel mit seinem Sohne zu verkehren, ihm auf seinen Lieblingswegen zu folgen, um sein Wesen zu studiren und dann vor der Abreise dem Vater meine Ansichten mitzutheilen.

Es waren acht Tagen verflossen, als mir der Landrath im Parke begegnete und mich einlud, ihn zu begleiten, da er sich nur eine Bewegung machen wolle. „Nun? wie finden Sie Alexander?“ war seine erste Frage. Ich theilte ihm mit, was ich vorhin angedeutet habe. „Sie haben Recht,“ versetzte er, „der Junge ist gut von Natur, hat viel von meiner guten Adelheid, habe ihn deßwegen lieb. — Der Junge ist von meiner Frau auch geliebt — hm! wenn der Alexander nicht wäre und Adelheid... doch zur Sache, Sie sollen bald reisen; leiten Sie Ihren Pflegebefohlenen auf die Natur, auf Landbau, Forstkunde, Fabrikproduction, kurz Alles, wobei heutiges Tages Naturkenntniß nöthig ist — ich möchte gern, daß er einstens dies Gut antreten könnte; betrachten Sie seinen Geist als ein unmündiges Kind, seine Unarten als eine Krankheit — verlassen Sie ihn nie — wenn Sie Hospitäler, Irrenanstalten und Anatomien für Ihre eigene Ausbildung besuchen, so nehmen Sie ihn überall mit hin, ich will, daß er durch den Anblick menschlicher Leiden, geistiger Verirrungen, menschlicher Todesreste an den Ernst des Lebens, die Gefahr der abnormen Lebensweise,

an die Folge des unweisen Gebrauchs seiner Natur erinnert werde — es giebt keine abschreckendere Mittel gegen wüstes Leben, Unsitte, Laster, geistige Abirrung, als der Anblick der lebenden Resultate — der Blick auf einen Syphilitischen und seine entsetzliche Entstellung scheucht am Nachhaltigsten von der lockenden, giftigen Buhlerin zurück — ich kenne das, junger Freund, von meiner Militairzeit her. Ueberhaupt müssen Sie wissen, daß mein Sohn ein starkes Feuer hat, viel Leidenschaft, aber keine Ausdauer; kommen Sie der ersten Flamme frühzeitig zuvor, denn diese verzehrt bei solchen Charakteren schnell, ehe Hülfe anlangt. Körperlich ist er noch gesund, obgleich man sich leicht darin täuscht. Was meinen Sie als Arzt?" Ich beruhigte ihn darüber. Er fuhr fort: „Ich habe es auch geglaubt von meiner Adelheid — aber die macht mir auf einmal viele Sorge, Sie haben sie ja genau angesehen, nicht wahr, sie erscheint wie ein Bild der Gesundheit?"

„Der Gesundheit und der Anmuth!" versetzte ich schnell und vielleicht zu eifrig, denn der Landrath sahe mich groß an. In der Verlegenheit fügte ich hinzu, „wie glücklich sind Sie, solche Tochter zu besitzen, ich vergesse nie den Sylvesterabend und die Abschiedsstunde."

„Gutes Kind!" sprach der Vater für sich unwillkürlich in dieselbe Erinnerung versunken. „Ja, ja, es sind erst anderthalb Wochen her — und schon

macht sie mir Sorge — da bekam ich heute Morgen einen Brief von meiner Tochter Elsbeth — sie meldet mir, daß Adelheid nach meiner Abreise den Appetit verloren habe, schlaff und elend geworden sei, sogar einen bedenklichen Zufall gehabt hat — in der Nacht vom — — (er zog einen Brief hervor und las darin nach) — — vom vierten auf den fünften Januar, fällt sie um Mitternacht plötzlich in eine tiefe Ohnmacht, redet irre, steigt aus dem Bette, lächelt, winkt mit dem Arme — hat eine Minute lang kein Lebenszeichen, darauf erwacht sie, weiß von nichts und schläft ein. — Der Arzt hat gemeint, das sei ein Anfall von Somnambulismus gewesen; erklären Sie mir das einmal, Doctor!"

Da von meiner Seite keine Antwort erfolgte, so richtete der Landrath seine Augen auf mich und stutzte. „Was ist Ihnen angekommen? Sie sind ja so bleich wie der Kalk an der Wand — sind Sie vielleicht nüchtern in die kalte Luft gegangen oder liegt's in der Witterung, daß die Menschen ohnmächtig werden?" —

„Es ist schon vorbei," sprach ich, mich gewaltsam stark machend, „die Ereignisse in der Residenz haben meine Nerven angegriffen."

„Dann wird Ihnen die Reise gut thun — giebt es denn einen Somnambulismus? Hat meine Tochter Gefahr davon? Ich habe wol gehört, daß junge

Mädchen in der Entwicklung solche Zustände haben könnten."

„Ja — es giebt einen Somnambulismus," antwortete ich zerstreuet, „man kann die Fernwirkungen der Seele nicht wegleugnen, ich glaube fest daran."

„Merkwürdig — haben Sie ein Beispiel erlebt?"

„Ja — ein unvergeßliches Beispiel — ich dachte mitten in mondheller Nacht an ein mir theures Wesen und las dessen Brief — da sahe ich seine Erscheinung vor mir, ein Nebelbild und doch Wirklichkeit, Leben und Traum zugleich — und in derselben Stunde, das erfuhr ich später — war die Person, die mir erschienen war, leblos, ohne Bewußtsein gewesen — ihre Seele hatte mich, den Entfernten, gesucht, mit mir verkehrt."

„Nun! wenn das möglich wäre — mir ist mein Kind nicht erschienen und sie liebt mich unbeschreiblich, über Alles."

„Ach! Herr Landrath — ein Mädchenherz kommt leicht in Gefahr, die Liebe zu den Eltern in die zweite Linie zu bringen."

„Machen Sie mich nicht eifersüchtig — doch Sie wollten mir solchen Zustand des Nachtwandelns erklären."

„Die Thatsache ist da, die Erklärung aber noch ein Problem. — Die praktische Wissenschaft hat von

einem thierischen Magnetismus geredet, die Anhänger Mesmer's erkennen eine Seelenfernwirkung im Empfangen, Fühlen und Agiren an. Abgesehen davon, daß manche Menschen die Gabe haben, in anderen, disponirten Personen den somnambulen Zustand zu bewirken (man sagt, durch Ausströmen eines Nervenfluidum's oder des Magnetismus,) fallen einige Menschen freiwillig oder ohne Zuthun in diesen Zustand, der als Nachtwandeln, Hellsehen, Fernwirkung ꝛc. immer aus einer unerklärlichen Auflockerung des Bandes zwischen Seele und Körper hervorgeht, indem die Seele, frei und selbstständig in ihrem geheimnißvollen Gebiete der Geisterwelt, Zeit und Raum übersliegt und mit anderen Seelen verkehrt."

„Probleme! dunkles Gebiet," sagte der Landrath, „es taucht nichts, darin mit Grübeleien zu experimentiren — übrigens wo der Somnambulismus so plötzlich, wie ein Krankheitsanfall kommt, ist es auch gewiß nur eine Nervenalteration. — Meine Tochter wird nur stark geträumt haben, aber Niemandem erschienen sein."

Ich schwieg — wir gingen einige Zeit still neben einander. Da begann der Landrath: „Grübeln Sie über diese Probleme nicht weiter nach; ich handle auch hierin durchaus praktisch, ich nehme, sobald der Alexander mit Ihnen abgereiset ist, meine Adelheid zu mir aufs Land und ich weiß, sie wird die Residenz gern dafür hingeben. Für mich ist

dieses unnatürliche Leben nicht — wie es die Menschen noch aushalten — hm! an hundert Aerzte haben freilich in der Residenz zu thun — was wollten diese anfangen, wenn die Menschen vernünftig und naturgemäß lebten." Mit großem Eifer rieth ich dem Landrathe, seine Tochter auf das Land zurückzurufen, die Selbstsucht der Liebe redete aus mir, denn wo hätte ich die Theuere sicherer und zufriedener wissen können, als hier in dieser ländlichen Ruhe, im Umgange mit Helenen, der Mitwisserin des Geheimnisses unserer Herzen!

Noch ein drittes, ernstes Gespräch stand mir bevor, ehe ich das Gut verlassen und die Reise antreten sollte. Ich war schon einige Male in der Pfarre gewesen, immer aber hatte mich Alexander dorthin begleitet oder ich hatte ihn dort getroffen, denn er hielt große Stücke auf die Pfarrerin, die ihn auch jetzt noch wie ein liebes, verhätscheltes Kind behandelte, das Beste aus Speisekammer und Keller heranschleppte und sich auch jeden Scherz von ihm gutmüthig gefallen ließ. So strenge und oft scheinbar hartherzig sie gegen Emma gewesen war, so duldsam zeigte sie sich gegen den Muthwillen des „lieben Junker's" wie sie ihn nannte.

Aus den Aeußerungen merkte ich bald, daß Alexander und Emma sich eigentlich fremd waren; in der Knabenzeit hatte er wol mit dem einige Jahre jüngeren Mädchen gespielt, aber doch mehr mit der männlichen

Dorfjugend verkehrt; später war ihm die Pfarrers-tochter völlig fremd geworden, zumal er schon früh die Schulen der Residenz, die Kadettenanstalt, die Universität und die Forstakademie frequentirt hatte. Mit einer mir bald bemerkbaren Scheu vermied auch der alte Pfarrer Willburg in Gegenwart Alexander's über Emma zu reden — dieser erfuhr nur, daß Emma in der Stadt die Musik lerne, um einmal als Gouvernante oder Klavierlehrerin einen Erwerbsberuf zu finden. Der Pfarrer hatte aber für mich etwas auf dem Herzen, denn seine Augen drückten ein geheimes Vertrauen aus, wenn wir uns unterhielten, er hatte einige Male angesetzt, wenn wir allein waren, um mich auf die Mittheilung zu leiten, welche er mir im Wagen auf der Fahrt nach der Landstadt vertrauungsvoll gemacht hatte, aber jedesmal war er gestört worden, indem seine Frau uns selten allein ließ. Endlich am Tage vor der festgesetzten Abreise traf sich die Gelegenheit einer vertraulichen Unterredung zwischen dem Pfarrer und mir. Er war zu mir gekommen, hatte mich abgeholt und den Weg gegen den Forst eingeschlagen. Es bedurfte nur weniger einleitender Worte, um sein Thema zu erreichen; mit der Miene eines bekümmerten Mannes hub er an: „Ich habe Ihnen damals nicht Alles enthüllt, was ich auf dem Herzen habe — ich bin zu alt, um das Geheimniß allein zu tragen, ich kann es aber auch meiner Frau und

meinem Sohne nicht verrathen; erstere ist zu plapperhaft, letzterer zu scharf in seinen Urtheilen und zu rücksichtslos gegen Alles, was er nicht lieben kann. Emma's Aufenthalt macht mir große Sorge, mein Sohn, fürchte ich, geht zu weit in seiner Ansicht, ich habe nur mit Widerstreben eingewilligt, daß Emma ein Jahr in der Stadt bleibt, um dann eine Stelle als Erzieherin in einem vornehmen Hause zu finden — Fritz schreibt mir, daß sie bei der gräflich Roden'schen Familie wohl gelitten sei, daß ihre Stimme sich zu einer seltenen Schönheit und Kraft schnell entwickle, daß diese Stimme ihre Lebenszukunft bestimmen müsse. — Nun frage ich Sie mit Kummer, was will er damit sagen? Zu einer Schauspielerin für die Oper will er sie vielleicht ausbilden lassen, zu einer verdächtigen Person, die auf der Bühne nur mit ihrer Stimme lockt, um den Liebhaber in's Nest zu kirren — ich bitte Sie, die Pflegetochter eines Geistlichen!" —

„Lieber Herr Pfarrer! Sie haben eine gar zu ungünstige Meinung von dem Bühnenpersonal," erwiderte ich; „allerdings geben die meisten Sängerinnen, Schauspielerinnen und Ballettänzerinnen ein wenig moralisches Beispiel vor der Welt und ihre Buhlerei hat eine gewisse vornehme Duldung und Beschönigung erhalten, seitdem sogar Fürsten ihre Neigungen auf die Bühnenschönheiten richten — aber um so achtungswerther sind die ehrenhaften

Ausnahmen, die sittlichen Künstlerinnen, die, wenn auch in kleiner Zahl, wirklich vorhanden sind. Und sollte Emma ihren Beruf in der Oper finden, so wird sie ohne Zweifel ihre weibliche Ehre höher als die Lockungen ihrer Kunstfreunde schätzen."

„Es geht um keinen Preis, ich bin Geistlicher, man würde diese öffentliche Ausstellung meiner Pflegetochter auf die Bühne für eine Unschicklichkeit halten, gewisse Personen aber, die darum wissen, würden es für eine wohlberechnete Bosheit gegen — nein! nein! es geht nicht — mein Sohn würde in seiner Abneigung gegen eine gewisse Person als böser, rachsüchtiger Urheber da stehen — nein, er will selbst die Kanzel der christlichen Liebe betreten, es darf nicht sein!"

„Mein guter Herr Pfarrer," erwiderte ich, „lassen Sie uns die Sache einmal in ihren Geheimnissen ohne Vorurtheil und Befangenheit thatsächlich erwägen; — als wir damals in Ihrem Wagen nach der Landstadt zusammenfuhren, theilten Sie mir die Thatsache mit. Lassen Sie uns diese einfach betrachten. Emma ist Ihnen vor sechzehn Jahren Nachts vor die Thür gelegt, ein einjähriges Kind, eingehüllt in feine Wäsche, auf eine gute Herkunft schließen lassend, — Sie nahmen das Kind als Findling in die Rechte der eigenen Tochter auf, gaben ihr Ihren Namen, adoptirten sie vor der Welt —"

„Ganz recht, ganz recht, aber —"

„Zu Ihrer eigenen Ueberraschung fährt eines Abends, nachdem Sie das Kind öffentlich adoptirt hatten, eine elegante Kutsche zur Winterzeit an die Dorfgrenze, ein Herr steigt aus, die Kutsche fährt rasch davon, der Fremde tritt in Ihr Haus, bittet Sie um einen Gang in's Freie und führt Sie in die einsamsten Theile des Parkes; — ist's nicht so?"

„Ach ja! hätte ich mich nur auf Nichts eingelassen!"

„Der fremde Herr gesteht Ihnen ein, daß das Kind absichtlich Ihnen in die Hände gespielt, daß es die Tochter einer vornehmen adligen Dame sei, die, zeitweise von ihrem Manne getrennt, dasselbe geboren habe, aber, mit dem Manne wieder gesühnt und verbunden, die heimliche Frucht verbotener Liebe verbergen müsse, daß Sie das Mädchen gut erziehen und ruhig abwarten möchten, bis es Ihnen auf eine geeignete Art abgeholt werde, da man Sorge tragen wolle, daß das Mädchen anständig verheirathet werde — und für Ihr Gelöbniß bekamen Sie eine Summe Geld. Nun hat sich aber seit sechzehn Jahren Niemand von dieser geheimnißvollen Familie wieder bei Ihnen gemeldet, ich halte die ganze Geschichte für Vorwand — freilich machen gewisse Personen im Dorfe mystische Andeutungen über Emma's Herkunft, namentlich will der alte Schäfer etwas wissen, aber das sind Dorfgeschichten, Erfindungen der Neugier."

Der alte Pfarrer faßte plötzlich mit großer, innerlicher Aufregung meinen Arm und sahe mich flehend an. „Junger Freund!“ hub er an, „Sie stehen gegenwärtig mit der Familie von Pfannenschmidt in einer solchen Verbindung, daß Sie ihr dankbar verpflichtet sein müssen — Sie werden als Ehrenmann handeln, wenn mein Alter mich zur That unfähig macht; Ihnen allein will ich anvertrauen, was mich beängstigt — wissen Sie, nachdem Emma zehn Jahre alt war, erhielt ich einen Brief — er war anonym abgefaßt — er erklärte mir, daß der Herr, der einst über die Zukunft des Kindes mit mir geredet habe, gestorben, nunmehr aber dessen Bruder gesonnen sei, sein Geheimniß mir offen kund zu geben — man habe das Kind erziehen lassen, um es früher oder später der herzlosen Mutter, die dasselbe für den heimlichen Untergang bestimmt und einer verdächtigen Frau zum allmäligen Verkümmern übergeben habe, unter die Augen zu führen, um sie moralisch zu demüthigen. Vor drei Wochen ist unter dem Vorwande, einen Namen aus alter Zeit im Taufregister nachschlagen zu lassen, ein fremder Herr in Forstkleidung gekommen, hat mich nach der Familie ausgefragt und eine Menge Fragen nach Emma an mich gerichtet, sie zu sehen verlangt und endlich sich als einen Freund des Mannes ausgegeben, der einst vor Jahren mit mir geredet habe. Ich verschwieg ihm die Anwesenheit Emma's in der

Residenz, brachte die erste absichtliche Unwahrheit über meine Lippen und sagte, daß meine Pflegetochter Begleiterin einer Dame auf Reisen sei. Er lächelte ungläubig und ging mit den ebenso drohenden, wie listigen Worten fort: „Ich komme gelegentlich wieder, wenn die Mutter das eigene Kind nicht selbst fordert." — Nun rathen Sie mir, was kann ich hülfloser Mann thun, wie vermag ich einen entsetzlichen Eclat zu verhindern?"

„Mir scheint," gab ich zur Antwort, „daß uns die wahren Eltern Emma's und etwa deren Pläne völlig gleichgültig sein können, daß aber dem Mädchen selbst dieses Geheimniß für alle Zeiten fremd bleiben muß und sie vor derartigen Nachstellungen zu schützen ist. — Sie lebt eingezogen in der Residenz, sicherer wäre es vielleicht, wenn sie unter angenommenem Namen lebte."

Mein Rath schien dem Pfarrer nicht ausreichend zu sein, er sahe mich lange bedenklich und zweifelhaft an, dann sagte er: „Sie wissen nicht, wer diese Mutter, diese herzlose Frau ist — Sie müssen es erfahren, wenn Sie mir rathen sollen, so hören Sie..." — Und er neigte seinen Mund an mein Ohr, hielt die Hand schützend daneben, als fürchte er, daß der Luftzug das laute Wort weiter tragen könne, und flüsterte den Namen.

Bestürzt trat ich zurück — ich hatte keine Antwort darauf, sondern konnte ihn nur bewegungslos

anstarren. Er selbst schien durch die Enthüllung beunruhigt zu sein. — „Wir wollen überlegen," sagte ich endlich an den Gedanken gewöhnt, faßte seinen Arm und führte ihn langsam am Rande des Forstes weiter. — „Ich zweifle an der Wahrheit," begann ich meine Reflexionen, „wer bürgt uns dafür, daß nicht irgend eine Rache, eine Intrigue dieses Mittel nur ergreift, um —"

„Nein, nein," fiel der Pfarrer ein, „der alte Schäfer liegt sehr krank, ohne Hoffnung darnieder, er ließ mich rufen, in der Angst des Todes gestand er mir ein, bei der Aussetzung des Kindes behülflich gewesen zu sein, man hatte es anfangs vor das Schloß legen wollen, aber gefürchtet, daß es hier in die unrechten Hände fallen könne."

Wir sannen auf weitere Pläne für Emma; der Pfarrer bestand auf Verhinderung jeder öffentlichen Stellung, namentlich auf der Bühne, und auf weitere Entfernung in eine unscheinbare, rechtliche Familie. —

---

17. Zwei Reisejahre. — Der Handel um eine Frau.

Alexander und ich waren abgereiset. — Noch einmal hatte ich vor dem Scheiden mit Helene eine ernste Stunde durchlebt und sie gebeten, meiner

Liebe eine stille, treue Freundin sein zu wollen; ein von mir an Adelheid geschriebener Brief, in welchem ich auf die Gefühle ihres Herzens hindeutete, wurde von Helene still angenommen, um ihn an Adelheid zu geben, wenn dieselbe auf dem Gute eingetroffen sein würde; meine Mutter entließ mich mit ungewöhnlich klarem Bewußtsein und ich hatte Sorge getroffen, daß meine verordneten Heilmittel auch ferner ihre Anwendung fanden.

Es würde zu weit führen, wenn ich hier die reiche Ausbeute der Reise, wie mein Tagebuch sie sammelte, auch nur in leichten Skizzen mittheilen wollte — wohl aber muß ich einige Erlebnisse beschreiben, die auf die Geschichte selbst von Einfluß wurden. — Mein persönliches Interesse zog mich in die Nähe berühmter Aerzte, großer Heilinstitute, wohin Alexander mich bereitwillig begleitete, da ihm dieses ganz neue Gebiete waren und er bei seinem lebhaften Geiste Alles mit Interesse ergriff, was den Reiz der Neuheit für ihn hatte; — meine zweite, objective Aufmerksamkeit war aber mit Wärme auf meinen Begleiter gerichtet, den ich zwar immer genauer als einen Wildfang und höchst sanguinischen Jüngling kennen lernte, aber doch lieb gewann durch seine gutmüthige Bestrebung, sich zu beherrschen und mit Nützlichem zu beschäftigen, so wie durch das Vertrauen, welches er mir ohne Rückhalt erzeigte. So wurde unser Verhältniß sehr

bald ein angenehmes, freundschaftliches; ich blickte oft, still an Adelheid denkend, in seine Augen, die den ihrigen glichen, er gestand mir freimüthig seine Fehler und guten Vorsätze ein.

Ich darf die einzelnen Ereignisse welche auf Alexander's Charakter wirkten und ihm gewissermaßen zu practischen Erziehungsmomenten durch mich gemacht wurden, hier übergehen und mehr von mir selber sprechen. — Unsere Reise führte nach Belgien, Holland, Frankreich, sodann sollten wir lange in England verweilen und endlich ganz Deutschland durchreisen. Für meine ärztlichen Studien fand ich eine reiche Beute, es fesselten mich namentlich die Irrenhäuser und deren Einrichtungen, ich hatte die großen Anstalten dieser Art bewundert und auch dagegen andere kennen lernen, die weniger Irren- als Strafhäusern glichen, und in denen man die unglücklichen Wahnsinnigen als Verbrecher zu behandeln pflegte. In Paris, wo wir im Frühjahre eingetroffen waren, wurde ich mit einem vielbeschäftigten Arzte bekannt, der sich meiner annahm und mir Gelegenheit gab, tiefere Blicke in das Leben und Treiben der französischen Medicin zu werfen. In Folge der Empfehlungsbriefe, welche der Landrath mir an mehre Familien mitgegeben hatte, war Alexander auch mit einem Hause in Paris, Namens De Lamare bekannt geworden, das die Güte hatte, uns gastfreundlich aufzu-

nehmen und meinen Begleiter so zu beschäftigen, daß ich in dieser Zeit mich ganz dem medicinischen Interesse widmen konnte. Der Arzt, dessen ich bereits Erwähnung gethan habe, Doctor Vernon, hatte sich in einer wissenschaftlichen Unterhaltung gegen meine Behauptung organischer Veränderungen in Geisteskrankheiten erklärt, wir stritten uns mehre Tage darüber und kamen gelegentlich auf anatomische Streitfragen, die den Collegen zu dem Ausrufe veranlaßten: „gut, wir wollen eine Leiche kaufen und uns selbst überzeugen."

„Eine Leiche kaufen?" fragte ich befremdet.

„Ja, kommen Sie mit, hier in Paris ist Alles für Geld zu haben, sogar todte Menschen. Es ist ein äußerlich widerwärtiger, aber sehr einträglicher Handel, folgen Sie mir, ich will Ihnen diese für uns Aerzte sehr bequeme Einrichtung erklären."

Wir gingen. — „Sehen Sie," erzählte Doctor Vernon, „der Handel geschieht mit den Leichen armer Leute, besonders armer Frauen. Die kleinen Leute, namentlich die verschiedenen Gewerke, haben hier Vereins-Sterbekassen gegründet, in welche jedes Mitglied monatlich nur wenige Franken beisteuert und sich dieselben gern abspart, da es ja dafür die Gewißheit hat, nach dem Tode ein zwar einfaches, aber doch anständiges Begräbniß seines Leichnams zu erhalten. Die Vereinskassen dieser Art lassen sich aber nicht auf die Frauen jener klei-

nen Handwerker ein, denen nur selten und dann im Falle, daß der Mann sie überlebt, ein solches Begräbniß zu Theil wird — die meisten dieser Frauen fallen der Speculation des Leichenhandels anheim, eine zwar traurige und trübselige Speculation, die aber doch bereits Bedürfniß geworden ist und deren Mangel man ebenso fühlen würde, wie das Eingehen eines anderen Gewerbsbetriebes, dessen Producte zum Geschäfte der Leute gehören. Es hat sich deshalb eine Association von Speculanten gebildet, welche solche Leichen ankäuft, die deren Verwandte wegen Armuth nicht bestatten lassen können oder wo Mangel an Pietät und Gefühl die Kaufsumme höher achtet, als das Vorurtheil einer christlichen Bestattung, das eine Leiche für heilig hält. Die Gesellschaft hat zum Ankaufe in den verschiedenen Quartieren der Stadt Agenturen und Depots angelegt, wo auch die käuflich erworbenen Leichen für die Liebhaber ausgestellt sind."

„Das würde bei uns in Deutschland gar nicht geduldet werden, dagegen würde das Gefühl der ärmsten Menschen sich sträuben, der Bettler wird von Amtswegen aus öffentlicher Stadtkasse bei uns bestattet," erwiderte ich im widerstrebenden Gefühle gegen diesen Erwerbszweig.

„In unserer volkreichen Stadt wäre es unmöglich, die ungeheuere Zahl gänzlich Armer auf öffentliche Kosten zu begraben, auch sind wir Pari=

ser an solche Dinge gewöhnt, außerdem bedenken Sie, daß die Leichen noch nutzbar für die Industrie, geschweige für die Wissenschaft, gemacht werden müssen, denn woher sollten die Anatomien die nöthigen Cadaver nehmen? Hier verkaufen sich arme Leute schon bei Lebzeiten, um selbst den Genuß ihres Kaufgeldes zu haben."

„Das ist allerdings auch in Deutschland vorgekommen; — im Grunde ist das Gesetz, daß Personen, die ohne Verwandte und eigene Mittel in Hospitälern oder Kliniken sterben, oder öffentliche Buhlerinnen, oder Verbrecher, die in Kerkern enden, der Anatomie anheimfallen, wenig verschieden von dem französischen Gebrauche. Aber was hat die Industrie mit den todten Menschen zu thun."

„Der Nutzen dieses Leichenhandels ist groß und ein Bedürfniß. Zunächst gebrauchen die Aerzte die Cadaver zu wissenschaftlichen Zwecken, dann die Bildhauer und Maler, die zu irgend einer Darstellung einen todten Körper als Vorbild haben müssen, namentlich aber die vielen Friseure, welche gute Haare, die Dentisten, welche Zähne zum Einsetzen nöthig haben; glauben Sie mir, die meisten künstlichen Frisuren, Scheitel, Locken, Perücken, blendenden Zahnreihen, womit die elegante Welt Luxus treibt, kommen aus diesen Depots des Leichenhandels. — Doch treten wir ein, wir haben bereits ein solches Depot erreicht."

Wir standen vor einem unscheinbaren Hause in enger, schmutziger Gasse. Doctor Vernon führte mich durch das Vorderhaus über einen langen, düstern Hof in ein Hintergebäude, dessen untere Fenster mit Kreide bemalt waren, öffnete eine roth angestrichene, fettig aussehende Thür, aus der ein eigenthümlich widerlicher, saurer und süßlicher Geruch hervordrang und auf deren Schwelle ich überrascht stehen blieb. Ein langer, düsterer Saal, der durch die weiß angestrichenen Fenster eine kalte, unheimliche Beleuchtung erhielt, war vor mir geöffnet; an beiden Seiten der kalkgrauen Wände auf hölzernen Pritschen lagen in langen Reihen die nackten Leichen, Mensch an Mensch, nur hier und dort eine Lücke, die vielleicht ein Verkaufter kurz vorher eingenommen hatte — und zwischen diesen Reihen wandelten viele Kauflustige auf und nieder, besichtigten, prüften, betasteten, fragten nach dem Preise, handelten und schlossen den Kauf ab. Ein ältlicher Mensch, mit bleichem, melancholischen Gesichte und einem hinkenden Beine war der hier angestellte Todtenwächter, welcher die Käufer umherführte und Auskunft gab. Ich mußte vorher den ersten Eindruck überwinden, um völlig eintreten zu können; Doctor Vernon schien hier bekannt. Der Todtenwächter grüßte ihn und winkte verstohlen gegen den Hintergrund des Saales, um damit anzudeuten, daß gute Waare dort liege. Ich betrachtete mir

fürerst die Scene. Ein Mann, dessen Bart und Benehmen den Künstler verrieth, beschäftigte sich mit einer Mädchenleiche, die sich durch schöne Musculatur auszeichnete, — er gab den Beinen und Armen eine plastische Stellung, betrachtete sie, einige Schritte zurücktretend und legte die Glieder wieder in eine andere antike Lage. Mehre Leute besahen aufmerksam die langen Haare am Kopfe weiblicher Leichen oder öffneten jeder Leiche den Mund und untersuchten die Zähne. Einen Schauer empfand ich in diesem Saale, wo eine dumpfe Melancholie wohnte; dieser entsetzliche Geschäftszweig forderte eine völlige Abstumpfung alles menschlichen Gefühls, aber ich durfte meine Empfindung nicht äußern, um nicht Aufsehen zu erregen, da mehre Aerzte zugegen waren, die sich durch ihre anatomischen Bemerkungen verriethen. Doctor Vernon war von mir gegangen, weil er mit dem größten Eifer nach einer „guten Leiche“ suchte. Es fiel mir auf, daß mehre dieser Cadaver einen frischen Messerschnitt entweder auf dem Schenkel, auf der Brust, oder am Arme oder Fuße hatten, ich bemerkte, daß Jemand, der eben lebhaft mit dem Wächter geredet hatte, ein Messer hervorzog und einen langen Schnitt in die Oberschenkelhaut einer Frau machte. — „Was bedeutet das?“ fragte ich den Wächter. — „Jeder, der gewählt und gekauft hat, macht mit dem Messer sein Zeichen — sehen Sie, alle einge-

schnittenen Leichen sind verkauft und werden später gegen Erlegung des Kaufgeldes an die Adresse abgeliefert," antwortete der Mann ruhig.

Doctor Vernon hatte eine Leiche gefunden — er winkte und zeigte auf ein etwa dreißigjähriges, anatomisch schön gebildetes Weib. — „Hieran wollen wir unsere wissenschaftliche Streitfrage auskämpfen," sagte er, die Hand auf den Kopf der Leiche legend, „heda, Durier, was kostet das Weib?" Der Wächter kam heran, warf einen schnellen, schielenden Blick auf die Leiche und die Kreidezahl am Rande der Pritsche und sagte: „Siebenzig Franken, fester Preis." Dann ging er wieder zu einem anderen Käufer. — „Nun warten Sie," sagte Doctor Vernon zu mir, „ich habe zugleich eine Speculation gemacht; die Anatomie ist an diesem Weibe ebenso wie an einem andern für vierzig Franken zu studiren, aber betrachten Sie diese herrlichen braunen Haare, diese kräftigen und doch zierlichen Schneidezähne — für beide bekomme ich vom Friseur und Dentisten fünfundzwanzig Franken," und indem er dieses sagte, zog er seine Instrumententasche hervor, öffnete ein chirurgisches Messer und schnitt ein Kreuz auf die Stirn. Es währte in der That nicht lange, daß einige Friseure und Dentisten die Leiche wie Schmeißfliegen umkreiseten und mit Vernon einen Handel begannen. — „Es ist zu viel Geld," sprach Vernon flüsternd zum Wächter, als dieser herankam.

„Bewahre, sagen Sie das nicht," versetzte dieser, „die Leiche ist frisch, kerngesund, erst heute morgen gebracht und gestern Abend gestorben."

Eine seltsame Erscheinung erregte meine Aufmerksamkeit — ein etwa vierzehnjähriges Mädchen, bleich wie Gyps, mit offener Brust, schwarzem, lang herabhängenden Haar, geisterhaftem Blicke, in spärliche Lumpen gehüllt, aber so wunderbar schön, daß man an eine griechische Statue erinnert wäre, wenn nicht der Gedanke, daß eine der Leichen sich wieder emporgerichtet und seine Pritsche verlassen hätte, an diesem entsetzlichen Orte unwillkürlich meiner Phantasie näher getreten wäre. Dieses Mädchen erregte bereits die Aufmerksamkeit auch anderer Anwesender, die ihr erwartungsvoll im düstern Saale nachblickten; nur der alte Wächter ließ sie unbeachtet und mit einem kalten Lächeln an sich vorüberschwanken, als sei er an solche Erscheinungen schon gewöhnt. Das Mädchen überflog mit furchtsamem, glänzenden Blicke, einer Wahnsinnigen gleich, die langen Reihen der Leichen, Schauder ergriff sie, wenn sie der einen oder anderen einen schärferen Blick zukehrte, wie eine zu Tode Geängstigte suchte sie zwischen Todten und bebte doch davor zurück. — Ein Gespenst des Grabes, das die Zeichen des Lebens angenommen zu haben schien, um die um ihr Grab betrogenen Todten zu zählen, schwankte diese ebenso schöne, als entsetzliche Erscheinung vorüber.

Da hatte sie die von Vernon gekaufte Frau erreicht, ein durchdringender Schmerzensschrei fuhr, furchtbar im langen Saale wiederhallend, aus ihrer Brust, sie warf sich über die Leiche hin, aber schauderte im Gefühle der Kälte zurück, sie wollte sich von Neuem über sie neigen und ein Schüttelfrost bemächtigte sich derselben, als sie den Kreuzschnitt auf der Stirn erblickte. Es drängten sich mehre Anwesende heran, der Wächter hinkte näher und sagte begütigend: „Geh weg, Dirne, sei ruhig, wir kriegen Dich doch noch —" Doctor Vernon trat hinzu und fragte: „Wer bist Du? Was willst Du? Dieses Weib gehört mir!" Aber als ob eine Löwin ihre Jungen schützt, mit funkensprühenden, den Kampf auf Leben und Tod ankündenden Blicken, die Arme ausgebreitet, den Körper über die Leiche gebeugt, bot das Mädchen, dessen Gesichtszüge und Mund in wilder Verzweiflung einer Niobe glichen, die Erscheinung eines aus dem Grabe erstandenen Wesens dar, um die Beute des Todes zu vertheidigen. „Hinweg!" stöhnte sie, „rühret diese Leiche nicht an, sie ist mein, es ist meine Mutter — mit meinen Nägeln werde ich ihr ein Grab aushöhlen!"

Tief erschüttert drängte ich mich zu dem Mädchen und sie starrte mich furchtbar an. „Wer bist Du, mein Kind?" redete ich zutraulich und die unerwartete Milde der Anrede machte sie weniger

feindlich gesinnt. „Diese hier ist meine Mutter, wer hat sie hierher verkauft, ich will's wissen — die ist nicht natürlich gestorben, gestern Morgen lebte sie noch — gebt mir meine Mutter heraus!“

„Närrin!“ sagte der Wächter, „kannst Du siebenzig Franken bezahlen? Der Herr hier hat sie gekauft — nun störe das Geschäft nicht länger.“ Ohne weiter zu überlegen, trat ich dazwischen, ergriff Vernon's Arm und sagte entschieden: „Treten Sie diese Leiche an mich ab, ich zahle den Preis dafür!“

„Sie sind noch ein Neuling hier, lieber College,“ versetzte Vernon mit größter Gelassenheit, „solche Scenen kommen häufig vor, das Mädchen will Mitleid erregen und Geld haben, sehen Sie nicht, das junge Weib kann ja die Mutter dieser Bettlerin nicht sein, die selbst mindestens achtzehn Jahre alt sein muß.“

„O, bei Gott!“ rief das schöne, leichenblasse Mädchen und warf die auf das Gesicht gefallenen Haare über die nackten Schultern zurück, „es ist meine Mutter — sie hat weiter keinen Verwandten auf der Welt als ich — gestern morgen lebte sie noch, ach! was habt Ihr mit meiner Mutter gemacht!“ Und Thränen erstickten ihre Stimme, sie wollte das Gesicht auf die Wange der Mutter drücken, schreckte aber vor deren Kälte zurück, dann

bog sie sich über die Blöße der Leiche, um diese mit ihrem Kleide zu bedecken.

„Doctor, Sie überlassen mir die Leiche," sagte ich heftig.

„Meinetwegen, es soll mir nicht darauf ankommen, wenn Sie den edlen Betrogenen gern spielen wollen," antwortete Vernon verdrießlich, „so suche ich mir eine billigere aus."

Ich hatte Geld genug bei mir, um sofort den Kaufpreis zu zahlen. Das bleiche Mädchen drängte sich an mich, faßte mit Heftigkeit meine Hand und sahe mich mit angstvoller, ungewisser Erwartung an. Als der alte Wächter das Geld empfing, sagte er schmunzelnd: „Wenn Sie dem Mädchen die Leiche schenken, so verkauft sie sie uns zum zweiten Male wieder — das ist hier nichts Neues!"

Ein verächtlicher Blick des Mädchens war die Antwort. Daß übrigens solche Scenen nichts Neues hier waren, bemerkte ich daran, daß die Anwesenden sich gar nicht weiter um uns bekümmerten, sondern ihrem ferneren Handel nachgingen. Ich befahl, die Leiche zu bedecken. „Wenn die Lappen noch da sind, worin sie gebracht wurde," murmelte der Wächter und öffnete eine niedere Thür in der nahen Wand; er mußte keine Kleidung gefunden haben, denn er brachte einen Arm voll Stroh, das er über die Leiche streuete.

Jetzt erst erweichte das von Verzweiflung er-

starrte Gemüth des Mädchens zur Empfindung des Unglücks und des Dankes; sie weinte heftig und versuchte schüchtern, ihre Arme um mich zu schließen. „Nun erzähle mir, wer Du bist und wer Deine Mutter war," sagte ich, sie zur Seite führend. „Ich arbeite in einer Fabrik in der Vorstadt — meine Mutter wohnte in einem Dachkämmerchen und lebte vom Wollekratzen. Alle Sonntage kam ich von der Fabrik zu ihr, um bei ihr zu schlafen und Geld von meinem Wochenlohne zu bringen. Gestern, Montag früh, verließ ich sie, um nach der Fabrik zurückzukehren — da sagte mir heute morgen ein anderes Mädchen aus derselben Straße, daß meine Mutter todt sei und bei Tagesanbruch von den Leichenkäufern abgeholt sei. Ich stürzte ohne Erlaubniß von der Fabrik fort in die Wohnung meiner Mutter, nichts fand ich von ihr vor, als das Stroh, worauf sie gelegen, das zerbrochene Glas, woraus sie vielleicht zuletzt getrunken hatte; der Wirth jagte mich aus dem Hause, da er von mir die eingebüßte Miethe und andere Schulden meiner Mutter nicht fordern könne, ich stürzte in die Depots der Leichenkäufer, kam endlich auch hier an und fand die Todte."

„Hast Du denn keinen Vater?"

„Nein — meine Mutter war sechzehn Jahre alt, als sie mich geboren hat, sie verlor dadurch ihre Stelle als Hausmädchen und hat in großem

Elend gelebt, denn mein Vater war entflohen. Ich bin vierzehn Jahre alt."

„Und was wünschest Du nun von mir?"

„O, lassen Sie meine Mutter begraben, ich bebe vor dem Gedanken, daß sie zerschnitten werden soll. Sind Sie ein Arzt, so prüfen Sie, wie sie so schnell sterben konnte, gestern Morgen war sie noch gesund."

Als nun die Ueberlegung bei mir eintrat, fühlte ich mich in einer fatalen Lage. Ich befand mich im Besitze einer Leiche, die Abends an mich abgeliefert werden sollte, der Gedanke, daß möglicherweise ein Verbrechen im Hintergrunde liege, machte mir den Besitz der Leiche noch schwieriger. Ich bedurfte des Rathes und wollte mich zunächst an Vernon wenden. Ich gab dem Mädchen einen Franken, hieß ihm, sich dafür satt zu essen und in zwei Stunden mich vor diesem Hause zu erwarten. — Die in diesem Augenblick seltsam schöne, in Lumpen gehüllte Gestalt schlich noch einmal nach der Leiche zurück, wo ihren Augen Thränen entflossen, während ich im anderen Theile des düstern Saales den Doctor Vernon aufsuchte, der eben um eine andere Leiche handelte, deren langes, braunes Haar er taxirend durch die Finger strahlen ließ. Ich fragte ihn um Rath.

„Sie haben eine Thorheit begangen," sagte er, „ist die Frau nicht auf gewöhnlichem Wege

hierhergekommen, so werden Sie noch Weitläufigkeiten finden — ich weiß keinen anderen Rath, als daß Sie die Frau schnell und still beischarren lassen und dem Todtengräber ein gutes Trinkgeld geben. — Nun, wollen Sie mit? Ich muß fort, aber ich lade Sie auf morgen neun Uhr ein, in die Rue Fèvre Nr. 19 zu kommen, da ist das Local, wo wir Aerzte die gekauften Cadaver hinbringen lassen und zu unseren wissenschaftlichen Zwecken ausnutzen."

Wir trennten uns auf der Straße. Ich rief die erste Droschke an und fuhr direct vor das Haus De Lamare's, wo ich mit Alexander logirte. Herr De Lamare war ein reicher Mann, früher Gutsbesitzer im Elsaß, wo er mit dem Herrn von Pfannenschmidt bekannt geworden und auf irgend eine Art ihm verpflichtet war — er hatte deshalb mit Vergnügen die Gelegenheit ergriffen, dem Sohne des Freundes die bereitwilligste Gastfreundschaft zu beweisen. Man hatte mich schon zu Tisch erwartet, so spät war es bereits geworden; ich traf Alexander mit Herrn De Lamare, da es ein angenehmer Frühlingstag war, auf der Terrasse neben dem Hause und trat zu ihnen. „Was sehen Sie so verstört aus?" rief Alexander, „ist Ihnen etwas begegnet?"

„Herr De Lamare," begann ich, „ich bedarf Ihres Rathes und Beistandes, ich bin in eine be-

denkliche Situation gerathen — ich muß heute noch eine Leiche begraben lassen, die allein mir gehört." Herr De Lamare horchte befremdet auf, Alexander fing an, laut zu lachen. Ich erzählte mein Abenteuer.

„Der Fall ist entsetzlich," sagte Herr De Lamare, „aber in diesem großen, verbrecherischen Paris nicht unerhört — man muß den Scenen des Proletarierlebens nicht bis auf die verborgenen Hebel nachspüren, Sie haben eine gute That gegen das arme Mädchen geübt, aber ich rathe Ihnen, lassen Sie Sich nicht weiter auf die Nachfrage ein — es ist wahrscheinlich, daß die Frau vorige Nacht ermordet ist, um sie zu verkaufen, geben Sie irgend einem Menschen, am Besten einem Todtengräber, Auftrag, den Sarg zu kaufen, die Frau zu beerdigen, ein Stück Geld dabei — und lassen Sie Sich nicht weiter dort sehen."

Ich erzählte, daß mich das Mädchen in zwei Stunden erwarten würde — ich schilderte das Benehmen und die Schönheit desselben so lebhaft, daß Alexander mir in's Wort fiel: „Ich fahre mit, dieses Grabesgespenst muß ich sehen!" und Herr De Lamare nach einigem Besinnen sagte: „Sie machen mich neugierig — führen Sie das Mädchen heute Abend zu mir; ich wünsche ihr ein Almosen zu geben."

Ich wohnte dem Diner heute sehr zerstreuet

bei, obgleich Madame und Demoiselle vom Hause sehr liebenswürdig waren; sofort nach aufgehobener Tafel eilte ich mit Alexander auf die Straße, um den ersten Fiaker zu besteigen. In der Nähe der verhängnißvollen, düstern Gasse stiegen wir aus — das Mädchen ging bereits vor dem Hause hin und her.

„Wahrhaftig!" sagte Alexander, „Sie haben Recht, das Mädchen ist eine klassische Schönheit, ihre Lumpen geben ihr die Drapperie einer Antike, für dieses Mädchen hätte ich auch die Leiche der Mutter gekauft!" Das Mädchen hatte uns kaum erblickt, als es mir entgegeneilte, meinen Begleiter schüchtern ansah und auf seine Frage: „wie heißt Du, hübsches Kind?" verschämt „Lucie" antwortete. Dann sagte sie zu mir: „Ich habe einen Sarghändler ganz in der Nähe gesprochen, er will für funfzehn Franken meine Mutter begraben." Ich forderte, hingeführt zu werden, Alexander aber bestand darauf, zuvor den Leichensaal zu sehen. Noch einmal folgte ich an den Ort des schrecklichsten Zustandes der menschlichen Erscheinung. Der alte Wächter ließ das Mädchen an die Leiche eilen, ohne weitere Notiz davon zu nehmen, raunte mir aber zu: „Sie haben viel zu billig gekauft, haben sich schon mehre Liebhaber gefunden, die schönen Haare sind Schade, begraben zu werden, die könnten Sie mir wol lassen als Trinkgeld." Natürlich verweigerte ich ihm das.

„Ich halte es hier nicht aus," sagte Alexander, „kommen Sie, mir wird ganz übel." Ich rief das Mädchen und wir eilten zum Sarghändler, der sich erbot, heute Abend die Frau zu bestatten; er übernähme das oft und stehe mit dem Todtengräber der Armenkirchhöfe in Geschäftsverbindung, setzte er hinzu. „Folge Deiner Mutter zu Grabe," sagte ich zu Lucie, „dann komme heute Abend nach dem Boulevard St. .... Nr. 17 und statte mir Bericht ab, ob Alles richtig geschehen ist." Alexander steckte ihr noch heimlich Geld zu und sagte dann, mir folgend: „Das Mädchen möchte ich in der Kleidung der Damen sehen; welche Haltung hat dieser Körper, welchen Ausdruck das Gesicht, wie stolz und edel in den Lumpen — das müssen wir noch daran wenden, Doctor — das thuen Sie mir zu Gefallen."

„Das bisher ausgegebene Geld wird Ihr Herr Vater mir gewiß gut heißen, wenn ich ihm Rechnung ablege, aber warten wir erst ab, was Herr De Lamare thut."

Als wir heimkehrten, hatte Herr De Lamare bereits von meinem Abenteuer das Allgemeine seiner Gattin mitgetheilt; als deshalb Abends gegen zehn Uhr eine Bettlerin angemeldet wurde, die sich Lucie nenne und behaupte, hierher bestellt zu sein, befahl er, sie in ein Entrézimmer zu führen, wohin er uns mit der Madame folgte. „Ist Alles ge-

schehen?" fragte ich sie — sie nickte und legte tief athmend die Hand auf die Brust. „Du arbeitest in einer Fabrik?" nahm Herr De Lamare das Wort.

„Dahin darf ich nicht zurückkehren, denn ich bin heute früh heimlich davongelaufen, da mich der Schreck nicht länger arbeiten ließ — ich weiß nicht, was ich anfangen soll."

„Hast Du denn gar keine Familie mehr?"

„Nein, ich bin allein." Man sahe dem Herrn De Lamare, namentlich aber seiner Gattin an, daß sie das tiefste Mitleid empfanden. Sie befahl der eben neugierig hereingetretenen Tochter, einige abgelegte Kleider aus der Garderobe zu holen.

„Du mußt doch irgend eine Verwandtschaft haben, wie nannte sich Deine Mutter, wie Dein Vater?" fragte Herr De Lamare.

„Meine Mutter nannte sich Mary Picou; — sie erzählte mir, daß der Mann, der mein Vater ist, heimlich bei meiner Geburt entwichen wäre und sich Richard Breisach genannt habe, ein Commis aus dem Elsaß —"

Madame De Lamare zuckte zusammen, fuhr mit der Hand auf die Herzgegend, als empfinde sie hier einen Stich, doch überwand sie die Anwandlung gewaltsam, sahe ihren Gatten an, der seine Blicke selbst mit verlegener Miene auf sie und das Mädchen wechselnd gerichtet hatte, und sagte dann

mit mühsam fester Stimme: „Armes Kind, Du sollst nicht allein stehen, lieber Mann, ein Wort, wir wollen berathen, was zu thun ist.“ Damit legte sie den Arm in den ihres Gatten und ließ sich hinausführen. — Wir hielten die schnelle Gemüthsbewegung der Madame für ein starkes Mitleid und erwarteten ihre Rückkehr. — Nach einer langen Zeit kam Herr De Lamare zurück, sichtlich sehr weich gestimmt und nach einem passenden Anfange der Rede suchend. „Herr Doctor?“ sagte er zu mir, „ich will Ihnen an einer edlen Handlung nicht nachstehen und Ihrem begonnenen guten Werke eine weitere Folge geben. Ich habe mit meiner Frau, welche von dem Unglück des Mädchens sehr ergriffen ist, den Entschluß gefaßt, für die Waise zu sorgen und ihr eine Zukunft zu schaffen, die sie aus den Kreisen der Proletarier rettet. — Lucie, Du sollst in ein Institut zur Erziehung gegeben werden, hast Du Lust dazu?“

„O, Gott! ich thue Alles mit Freuden, was mich vor dem Umgange der gemeinen Arbeiter und vor dem einstigen Schicksale meiner Mutter rettet!“ erwiderte Lucie, von der Begeisterung des Dankgefühles sanft erhitzt. Herr De Lamare sahe nach der Uhr. „Es ist erst halb Elf passirt, wir wollen sogleich mit der Metamorphose des neuen Pfleglings beginnen.“ Er schellte. Der Diener trat ein.

„Jean, sage mir, wie lange ist das Bad am Quai offen?“

„Bis zwölf Uhr, Herr!“

„Rufe Auguste herein.“

Die Hausjungfer kam. „Gehe mit diesem jungen Mädchen sogleich in die Badeanstalt am Quai, nimm die Kleider mit, welche meine Tochter Dir geben wird, Lucie soll ein warmes Bad nehmen, sich neu ankleiden und wieder mit Dir zurückkommen; ihre alte Bekleidung wirf unterwegs in die Seine.“

Lucie horchte freudig auf, sahe bei Erwähnung des Bades verschämt zu Boden und folgte dann der Magd.

Damit war für heute die Angelegenheit beendet. Als uns am anderen Morgen Lucie entgegentrat, hätte ich sie kaum wieder erkannt; obgleich sie nur fremde Kleider trug, die einem anderen Körper angepaßt waren, erschien sie doch von so siegreicher Schönheit, daß selbst Herr De Lamare wohlgefällig schmunzelte, als er sie in das Zimmer seiner Frau führte.

Das Geheimniß der schnellen und umfassenden Mildthätigkeit, welche unser Wirth gegen das arme Mädchen übte, sollte auch mir noch bekannt werden, obgleich im Hause kein Wort weiter darüber gesprochen wurde, da schon nach acht Tagen Lucie, mit Wäsche, Kleidern und weiblichen Bedürfnissen aus-

gerüstet, in eine Mädchenpension in der Provinz geschickt wurde, wohin sie Herr De Lamare persönlich begleitete. Während dieser Reise hatte Alexander, der überall seine vertraulichen Anknüpfungspunkte zu finden wußte, von der Kammerjungfer der Madame, die gehorcht hatte, das Geheimniß erfahren. Jener entflohene Commis aus dem Elsaß, Richard Breisach, der Vater Lucie's, war kein Anderer, als der Bruder der Madame De Lamare gewesen, ein Sausewind, der viele dumme Streiche gemacht hatte und endlich in Amerika auch seiner Familie verschollen war. — Ich war übrigens von dem Ausgange meines Abenteuers völlig befriedigt.

Sei es mir noch vergönnt, die Aufmerksamkeit auf mein eigenes Geheimniß zu richten. Schon drei Wochen nach meiner Abreise vom Gute empfingen wir, noch in Brüssel weilend, bereits Briefe aus der Heimath. Der Landrath hatte Ermahnungen an seinen Sohn und Rathschläge an mich gerichtet, aber auch ein Brief von Helene war gleichzeitig angekommen, mit einer Einlage von — Adelheid. — Sie hatte, seit zehn Tagen auf dem Gute beim Vater weilend, von Helenen meinen zurückgelassenen Brief erhalten, hatte sich glücklich erregt an deren Hals geworfen und ihr eingestanden, daß sie mich liebe. Sie selbst schrieb mir, daß sie keine Rücksichten kenne, welche sie verhindern könnten, den Gefühlen einen wörtlichen Ausdruck zu geben, deren

Inhalt wir nun längst von Seele zu Seele ausgetauscht hätten. Sie würde ihre Liebe zu mir dem Vater und der Welt verkünden, wenn Helene nicht um Verschwiegenheit gebeten hätte bis zu meiner Rückkehr. — O! ich war stolz und eitel genug, nicht eher von der stolzen Mutter die Tochter zu fordern bis ich selbst eine Stellung im Leben gewonnen haben würde, die ihr imponirend erscheinen sollte. Ich gestehe ein, seit der Geburt dieses Entschlusses, in allen Stunden während meiner Reise, wo ich mit mir selbst und mit dem Bilde der Geliebten verkehrte, mit fieberhafter Ungeduld an die mir vorgesteckte Höhe gedacht und über deren Mittel nachgegrübelt zu haben! Ehre, Raug, Titel allein haben in den Augen der aristokratischen Welt Werth — ein Gefühl von Trotz gegen die hochmüthige Frau, welche sich Adelheid's Mutter nannte, war es, wenn ich mich auf der kühnen Phantasie meiner Pläne und Hoffnungen wiegte. —

Helene hatte mir abermals, und zwar nach Paris geschrieben, wenige Tage nach dem Ereignisse mit Lucie; auch Adelheid's Liebeszeilen waren dem Verschlusse dieses schwesterlichen Briefes anvertraut. — Von meiner Mutter meldete Helene, daß sie wohl, aber wieder sehr tiefsinnig und stumpf sei, daß aber auch mit wachsender Geistesschwäche der Körper an Kraft und scheinbarer Gesundheit zunehme. — So niederschlagend diese Nachricht für

mich war, so sehr beunruhigte mich ein anderer Umstand. Adelheid hatte den Anfall von nächtiger Bewußtlosigkeit mit den momentanen Zeichen des Scheintodes, seit meiner nunmehr viermonatigen Entfernung von der Heimath, einmal wieder gehabt, überhaupt sei sie, wie Helene meldete, trotz der blühenden Erscheinung, auffällig nervös geworden, woran vielleicht ihre Liebe Schuld sein möchte; — am einundzwanzigsten März, just während des Vollmonds, wo sie überhaupt aufgeregt, schlaflos und ängstlich werde, habe sie den Anfall, Nachts zwischen zwölfdreiviertel und ein Uhr gehabt; — mit dem Schlage eins sei sie plötzlich mit tiefem Athemzuge aus dem Todesschlafe, in den sie nach träumerischem Emporsteigen vom Lager und Fortschreiten in das anliegende Schlafzimmer ihres Vaters gesunken war, wieder erwacht und in krampfhaftes Weinen ausgebrochen. Der Landrath hatte selbst darüber an mich geschrieben und meine ärztliche Ansicht verlangt. Ich erschrak vor dem Datum — der einundzwanzigste März war mir selbst eine unheimliche Erinnerung — ich schlug mein Tagebuch auf und fand zu meinem größten Schrecken eine peinigende Uebereinstimmung in Zeit und Umständen und die Frage: „sollte Adelheid eine Somnambüle sein?“ — beschäftigte mich als Liebenden ebenso beunruhigend, wie die mögliche Antwort des Verstandes auf die Frage: „giebt es eine Fernwirkung

von Seele zu Seele?" meine ärztliche Forschung anregte.

In jener Nacht war ich ungewöhnlich ruhig zu Bette gegangen, schnell eingeschlafen und plötzlich in eine Art träumerischen Halbbewußtseins gerathen. Ich glaubte den Ruf meines Namens gehört zu haben. Ich weiß nicht, ob ich die Augen offen hatte, aber ich sahe alle Gegenstände um mich deutlich, ich hatte thätige Sinne, aber keinen Willen und keine Bewegung. Mit dem ersten Aufdämmern des bewußten Träumens fühlte ich eine große Angst und Schwere auf meiner Brust, als läge eine drückende Masse darauf, ich sahe plötzlich Adelheid über mich gelegt, ihre weißen Arme um mich geschlungen, das Gesicht ungewöhnlich bleich und geisterhaft nahe vor dem meinen, sie redete mit mir, aber es war nur ein Bewegen ihres Mundes, ich hörte keinen Laut, verstand aber was sie sagte — — es war mir, als fühlte ich ihre langen schwarzen Haare auf meiner Wange, als errege ihr Hauch einen leisen, kühlenden Wind auf meiner Stirn. „Walther!" sagte sie tonlos — „Walther, laß uns sterben, wir werden Beide sehr unglücklich, aber ich lasse Dich nicht, sei stark, mein Herz ist bei Dir, ich habe das Deine — ich bin gekommen, um mit Dir zu weinen, aber auch um Trost zu bringen, Walther, laß uns freudig sterben!"

Ich konnte vor Schmerzgefühl nicht athmen,

ich sahe, wie sie mit matten Augen lächelte, dann bleicher und durchsichtiger wurde, wie ein Nebelbild zurück schwebte, mit der Hand winkte und verschwand. Mit lautem Schrei kam ich zum vollen Bewußtsein, es schlug in demselben Augenblick vom Thurme Ein Uhr. — Alexander war von meinem Schrei erwacht, es leuchtete ein heller Vollmondschein, so daß er mich im Bette aufrecht sitzen sehen konnte. „Heda, Doctor!" rief er, „was machen Sie, sind Sie Nachtwandler?"

„Vielleicht habe ich heftig geträumt," antwortete ich matt und verbrachte die Nacht unter fieberhaftem Halbschlummer. Mehre Tage war ich still traurig, ich bedurfte der gewaltsamsten Selbstüberredung, daß ein Nervenreiz, durch die Verdauungsorgane, durch einen Druck auf Magen, Brust oder Rückenmark, das Gehirn zu subjectiver Thätigkeit erregt habe, wie die Physiologie lehrt. Ich schrieb an Adelheid durch Briefeinschlag an meine Schwester, daß sie mir genau von allen ähnlichen Zuständen genaue Kunde geben und die Minute des Zufalls bezeichnen möge. — Nach einiger Zeit antwortete sie mir: „Es ist nichts, ängstige Dich nicht, Walther, ich habe zu stark an Dich gedacht, das hat mich nervös gemacht; der Sommer, vor Allem aber Deine Wiederkunft, wird mich stärken."

---

18. Das Reich der Geister.

Anderthalb Jahre waren seit jener Nacht verflossen — wir hatten Frankreich längst verlassen und uns in England bereits vierzehn Monate aufgehalten; hier, im Lande des Spleen's, hatte ich Gelegenheit gehabt, die größten Irrenhäuser zu besuchen, welche Bedürfniß und Staatsmittel jemals geschaffen haben, hier sahe ich die Welt des Wahnsinns und der Thorheit in allen furchtbaren und bemitleidswerthen Gestalten, hier lernte ich ärztliche und psychische Erfahrungen kennen, welche mir nicht nur die leichte, schwankende Grenze zwischen Vernunft und Unvernunft, sondern auch die Ohnmacht der Vernünftigen in der Heilung der Unvernünftigen recht klar, aber auch recht entmuthigend zum Bewußtsein brachten. —

Die somnambulen Zustände der Seele forderten meine Studien vorzugsweise heraus, denn seit jener Nacht im De Lamare'schen Hause zu Paris, war mir in den anderthalb Jahren die Erscheinung Adelheid's zwei Male wieder vor die halbwache Seele getreten, unklarer, nebelhafter zwar, aber wiederum Unglück verheißend und jedes Mal in der Zeit des Vollmondes, und man wußte von Adelheid nur, daß sie um diese Zeit ungewöhnlich tief geschlafen habe. — Ach! eine neue, schwerere Probe wollte mir noch das dunkle Gebiet der Träume ge-

ben, es sollte der Zweifler tiefer in das geheimnißvolle Reich der Geister eingeführt werden. —

Alexander, welcher, ohne seine feurige Seele verleugnen zu können, dennoch durch Länder und Sitten für ein solideres Leben gebildet worden und für den Stand des künftigen Gutsbesitzers geneigt war, mahnte an die Abreise von England, da wir nur noch drei Monate Zeit hatten und doch ganz Deutschland durchreisen wollten. Er war im Herbstanfange, als wir uns zum Aufbruche rüsteten, eben aus den schönen, grünen Auen Irlands zurückgekehrt. Ein Brief Helene's hatte mir einige Sorge gemacht. Er theilte mir mit, was Adelheid nicht für der Mühe werth gehalten haben mußte, mir zu melden, daß Fräulein Elsbeth mit dem Rittmeister von Plessen verlobt und Adelheid's Hand vom Kammerherrn von Dirks-Pluck-Löwenstein-Wolfszahn verlangt und das arme Mädchen von der Mutter heftig zugesetzt sei, diese hohe Familienverwandtschaft nicht zu verscherzen. Wichtiger für den Augenblick wurde mir Helene's Mittheilung über meine Mutter. — „Sie wird", schrieb Helene, „in gleichem Grade schwach und körperlich hinfällig, als sie geistig klar und verstandesthätig erscheint; ihre Sehnsucht nach den beiden Söhnen nimmt täglich zu, ich habe, da Deine übernommene Pflicht Dich noch drei Monate bis zum Anfange des neuen Jahres abwesend halten wird, an Bruder Ludwig in Ham-

burg geschrieben und er ist acht Tage hier in unserer kleinen Kapelle gewesen."

Der lichte Geisteszustand, die bewußte Sehnsucht meiner Mutter, diese Wirklichkeitsgefühle ihres Lebens, bei Abnahme der leiblichen Kräfte, erfüllte mich mit banger Besorgniß — hätte ich es vermocht, so wäre ich in ihre Arme geeilt, um endlich, nach einer trüben Zeit der Jugend, in das klare, entschleierte Auge der mütterlichen Seele zu schauen, das ich nur von dem Flor des Tiefsinnes umwölkt gekannt hatte. —

Unser Reiseplan lautete von London nach Belgien, den Rhein hinauf nach München und Wien. Es war zwei Tage vor unserer Abreise. Wir hatten mitten in der Stadt eine Privatwohnung inne gehabt, die ebenso bequem als geräumig für uns gewesen war. Seit einiger Zeit bewohnten wir dies Haus, da der Wirth mit seiner Familie eine Reise zur Hochzeit angetreten hatte, im ersten Stocke ganz allein, nur unten schlief ein Hausverwalter auf der Diele nahe der Hausthür, eine alte Köchin wohnte hinter der Küche. Es war, seit wir von Irland zurückgekehrt waren, sehr still im Hause geworden, der alte Verwalter schloß ungewöhnlich früh die Thür zu und war unzufrieden, wenn wir später nach Hause kamen. Alexander und ich waren am siebenten October aus dem Theater gegen elf Uhr heimgekommen und eingelassen; wir unterhielten

uns noch bis gegen die Mitternachtsstunde über die Theatervorstellung und gingen zu Bette; — er schlief neben meiner sehr großen Kammer in einem kleineren, anstoßenden Gemache, dessen Thür immer offen stand. Alexander verrieth schon seinen Schlaf durch die tiefen, gleichmäßigen Athemzüge, als ich noch im Bette wachte, dem starken Regenschlage an den dunklen Fenstern zuhörte und, trotz der, vom Theater angeregten Phantasie, mich unwillkürlich vom Gedanken an meine Heimath gefangen fühlte, der stets von Neuem aus dem unruhigen Meere der Vorstellungswelt heraufdrängte und mit einer merkwürdigen Beklommenheit, mit einem gewissen Heimweh verschmolzen war. Der Sturm sausete an den Fenstern vorbei, die Regentropfen verursachten ein gleichförmiges Geräusch draußen, es herrschte eine tiefe Dunkelheit. Wann ich eingeschlafen bin, weiß ich nicht, aber ich erinnere mich deutlich, daß mein letztes Bewußtsein am stürmischen Spätabend ein recht wehmüthiges gewesen war.

Mein Bewußtsein zwischen Wachen und Traum kehrte auf einmal wieder, mit Angst und Schwere in Kopf und Brust — überall, im Hause und draußen herrschte Todtenstille — da hörte ich deutlich den Schlüssel in die Hausthür stecken, dieselbe aufschließen, die Glocke ertönen, einen menschlichen raschen Schritt über die weite, hallende Hausflur, die Treppe herauf kommen, meine Stubenthür wurde

geöffnet, der schleppende, eilige Tritt näherte sich meiner Kammer, eine weiße Gestalt, trotz der herrschenden Dunkelheit hell und klar wie im Sonnenlichte, erschien auf der Schwelle, ein weißes Gewand hing über den Kopf und die ganze Gestalt bis auf die Erde herab, so daß man weder Gesicht, noch Glieder sehen konnte, schnell und fest kam sie auf mein Bett zu, setzte sich schweigend auf den Rand des Fußendes, beugte sich über mich und legte die im Gewande verborgene Hand auf meine Brust. Ich fühlte eine furchtbare Angst, Erstickungsnoth und Willenlosigkeit, ich wollte schreien, aber konnte nicht, wollte mich aufrichten, aber hatte keine Herrschaft über mich selbst, ich rang wie ein Ertrinkender nach Athem, ich glaubte, daß ich in meiner Sterbestunde sei, daß ein Todesengel seine Hand auf mein Herz gelegt habe. — Der Angstschweiß perlte mir über die Stirn, das konnte ich fühlen, aber ich hatte keine Empfindung in den Gliedern — da — — ich weiß nicht, wie lange dieser Zustand dauerte — erhob sich die stumme Erscheinung, schritt in gleicher Weise, wie sie gekommen war, eilig durch die Thür, ich hörte die Schritte in der Kammer, der Stube und auf den oberen Treppenstufen. Ich bekam Athemfreiheit, Willenskraft über mich selbst wieder, stürzte ohne Zeitverlust aus dem Bette, durch die Stube, aus der Thür, der Erscheinung nach. Da, oben an der Treppe ange-

kommen, erblickte ich sie unten, die letzten Stufen verlassend — sie blieb weilen, wendete ihre Vorderseite gegen mich, ein Arm streckte unter dem Gewande sich empor, dann verschwand sie — ich taumelte einige Stufen rückwärts; obgleich sonst im Leben keine Furcht kennend, hätte ich nicht über die Stelle schreiten können, wo die weiße Gestalt verschwunden war; ich schwankte in meine Wohnung zurück. Aus meiner, eben verlassenen dunklen Kammer flackerte ein Lichtschein auf — eine dämmernde Gestalt stand an dem Tische — ich erkannte Alexander, welcher eben Licht anzündete. „O! mein Gott!" seufzte ich im Bedürfnisse tiefen Athmens, „wie war mir — wie ist mir zu Muthe!"

„Was ist denn passirt, Doctor? Sie sind Nachtwandler — aber hören Sie, ich habe schon seit einer halben Stunde gewacht, wurde von einer merkwürdigen Angst gepackt, glaubte, Sie schliefen, wollte Sie nicht anrufen, da höre ich Jemand durch die Kammer laufen und die Thür aufstoßen, ich springe auf, rufe, finde Sie nicht im Bette — — Himmel, wie bleich sehen Sie aus! Sie sind wahrhaftig Nachtwandler, ich fange an, mich vor Ihnen zu fürchten." Ich mußte mich einen Augenblick auf mein Bett setzen, so schwach und bebend fühlte ich mich — mühsam erzählte ich das Vorgefallene. Er sahe nach der Uhr, „es ist auf den Schlag Zwei," sagte er; „Sie haben den Alp-

druck gehabt — kenne ihn aus Erfahrung, man möchte vor Erstickung umkommen, sahe eine große Katze auf meiner Brust sitzen.“ — Ich schüttelte mit dem Kopfe. „Dann ist es ein Dieb, ein Fremder, der in's Haus geschlichen ist und uns durch seinen Spuck einschüchtern will, das müssen wir untersuchen.“ Er warf den Schlafrock über, ergriff seinen Stockdegen, das Licht und trieb mich an, ihn zu begleiten. Ich warf die nöthigste Kleidung über und folgte. Nirgend, auf der Haushalle, auf den Treppen, in den offenen Räumen, war eine verdächtige Spur zu finden, Haus- und Hofthür waren geschlossen und von Innen verriegelt; der Hausverwalter war erwacht und kam zu Beinen, er erfuhr nichts weiter, als daß wir Gehen auf den Treppen gehört hätten. — Wir gingen wieder zu Bette, ließen aber das Licht brennen — ich befand mich in einer unsäglich schmerzlichen und ängstlichen Stimmung und schlummerte bis gegen Tagesanbruch, von schreckhaften Bildern der gereizten Phantasie beunruhigt.

Am hellen Tage denkt man über nächtige Furcht ganz anders, ruhiger, verständiger — auch ich überredete mich, vom Alpdruck gequält worden zu sein, las in medicinischen Abhandlungen darüber nach, wie ähnliche Visionen schon beobachtet worden waren. Die Abreise kam zerstreuend hinzu, es blieb mir nur eine stille, ernste Stimmung zurück, wenn ich an jene Nacht dachte.

Acht Tage später fuhren wir den Rhein hinauf; unserer letzten brieflichen Abrede gemäß, hofften wir in Mainz Briefe aus der Heimath vorzufinden. — Mein erster Weg war nach der Post, wo in der That ein Packet für uns lag. Es enthielt Briefe vom Landrathe an seinen Sohn, und einen schweren Brief an mich, von Helene — mit einer unruhigen Beklommenheit nahm ich Helene's Brief diesesmal heraus und eilte damit in die Einsamkeit, um, wie zu anderen Malen, Adelheid's heimlichen Einschluß unbelauscht an das Herz zu drücken. Ich erbrach die Oblate von Helene's Briefe, griff zunächst liebeselig nach dem vertraulichen Zeichen der Geliebten — und erstaunte, als ich die erste Zeile gelesen hatte, welche lautete: „Ehe Du meinen tröstenden Worten folgst, lieber Walther, lies den Brief Helenens, aber ertrage den Schmerz wie ein Mann, dem ich alle höheren Eigenschaften zuschreibe!" Ich nahm beklommen den Brief der Schwester, las, erbleichte, vergaß alle Vorsicht und Selbstbeherrschung und rief, auf einen Stuhl niedersinkend, mit schluchzender Stimme: „O Gott! meine Mutter! meine Mutter!" Die Briefe auf den Schooß fallen lassend, bedeckte ich das Gesicht mit beiden Händen und weinte in tiefster Seele. Da eilte Alexander, den entfalteten Brief seines Vaters in der Hand, aus dem Nebengemache herein, sahe mich in dieser Lage und rief: „Haben

Sie wieder einen Anfall und nun gar am hellen Tage?"

„Meine Mutter! meine Mutter!" wiederholte ich und hielt ihm den Brief Helenens entgegen, „sie ist todt, ihr letztes Wort war mein Name, sie starb in Helene's und Adelheid's Armen!" Alexander hatte rasch den Brief gefaßt und las, an das Fenster tretend: „sie starb am siebenten October, wenige Minuten vor Zwei Uhr Morgens."

„O! sie war es, die mir erschienen ist, um Abschied von dem Sohne zu nehmen," sprach ich, vom Gedanken an diesen Umstand selbst durchschauert. Diese Erinnerung machte Alexander stutzig. „Wahrhaftig!" murmelte er, indem seine Augen scheu umherblickten, „um dieselbe Minute, wo in London die Gestalt erschienen war — wäre so etwas wirklich möglich?"

Meine erste, schmerzliche Betäubung ging in Mittheilungsdrang und allmälige Besonnenheit über; eine Aeußerung Alexander's rief mich schneller in dieselbe zurück. „Was erblicke ich?" sprach er, indem er mich scharf mit den dunkelglänzenden Augen ansahe, „einen Brief von meiner jüngeren Schwester an Sie ... hm! ..."

Erschrocken darüber, daß ich im ersten Schmerze selbstvergessen das briefliche Geheimniß preisgegeben und nicht an die Zeilen Adelheid's gedacht hatte, nahm ich die Correspondenz hastig aus seiner Hand

und antwortete: „Adelheid kennt meine Liebe zu der Mutter, sie war an ihrem Sterbebette, ist eine Freundin meiner Schwester, was lag wol ihrem liebreichen, mitfühlenden Herzen näher, als mir Trost auch aus ihrer Brust zu spenden.“

„Ein liebreiches Herz hat sie gewiß,“ versetzte Alexander mit eigenthümlicher Betonung — schnell aber faßte er meine Hand und sagte: „Ich bedaure Ihr Unglück, lieber Doctor, es thut mir recht Leid, erschöpfen Sie jetzt Ihr Schmerzgefühl und dann trösten Sie Sich — es war ja der Tod einmal zu erwarten.“ Damit schritt er in das Nebenzimmer zurück, um den Brief seines Vaters zu lesen. Ich blieb am Fenster sitzen, träumerisch die schweren Blicke über den Rhein gleiten lassend, voll feierlicher Wehmuth noch einmal die Angst der geisterhaften Nacht in mir durchlebend, Helene's und Adelheid's Briefe lesend und wieder lesend. — Die Vorstellung, daß mir in jener Nacht der Geist meiner Mutter erschienen sei, war Ueberzeugung in mir geworden, die keine wissenschaftliche Einrede mir zu schwächen vermochte.

Nach einer Viertelstunde kehrte Alexander zurück. „Mein Vater läßt Ihnen seine Theilnahme melden, er würde selbst geschrieben haben, wenn nicht Geschäfte abgehalten hätten, Sie möchten aber über die Bestattung und den ferneren Schutz der Schwester ohne Sorge sein, mein Vater würde

Alles gut einrichten.“ Dieser praktische Trost des guten Landraths erleichterte die eine Seite meines Schmerzes — die andere, tiefere aber forderte ein innerliches Ausbluten. Alexander glaubte mich zu zerstreuen, wenn er mich in die freie Natur, unter fremde Menschen trieb, ich folgte ihm pflichtgemäß, aber mit meinen Gedanken am Sterbebette der Mutter, an ihrem Sarge, ihrem Hügel. Zugleich fühlte ich eine wachsende Unruhe in mir, wenn ich mir vorstellte, daß Alexander den in meiner ersten Betäubung preisgegebenen Brief Adelheid's gelesen und, von dem Geheimnisse der Liebe eingeweihet, vielleicht seine stillen Pläne dagegen im Sinne habe, denn er erwähnte keine Sylbe davon. — Ich hatte sofort Alles treu an Helene und Adelheid berichtet, aber ihre nächsten Antworten konnten wir erst nach vier Wochen erwarten, indem wir diese in München zu finden hofften, wo wir vier Wochen verweilen wollten. Auch diese Briefe trafen Anfang Novembers ein; — Helene hatte mir berichtet, daß die Mutter im Dorfe feierlich begraben und von Pastor Willburg eingesegnet sei, daß der Landrath die Kapelle im Parke auch ferner der Schwester überlassen habe, Adelheid aber auf Befehl der Mutter in die Residenz habe folgen müssen, um die Bälle zu besuchen, wo der Kammerherr Dirks, unter dem Schutze der Landräthin, zum endlichen Besitze ihrer Hand durch engeres Anknüpfen des gesellschaftlichen

Verkehrs zu gelangen hoffe, zumal Elsbeth's Hochzeit mit dem Rittmeister auf Ende Januar bestimmt sei, bis zu welcher Zeit Alexander heimgekehrt sein würde. — Helene bereitete mich darauf vor, von Adelheid, die unter den Augen der Mutter leben werde, um ihre auf dem Lande angewöhnten „Bauernsitten", daß heißt Natürlichkeit, wahrhaftiges Gefühl, Leutseligkeit und Liebe zum Vater, abzugewöhnen, keinen Brief wieder zu erhalten, da ihr die stolze Frau sogar die intime Freundschaft zu Helenen zum Vorwurfe gemacht hatte. Je näher die Zeit meiner Rückkehr kam, um so rathloser fühlte sich mein Herz, denn als armer, brot-, rang- und titelloser Mensch kehrte ich heim, vielleicht gar von Neuem in die lauernden Krallen meiner Feinde. — Lebhafter als jemals dachte ich jetzt daran, mir die eigene Zukunft zu gründen, ferne von meiner Vaterstadt unter fremden Menschen das Glück zu suchen, das mich zu der Stufe erhöhe, Adelheid fordern zu dürfen; mit ängstlicher Ahnung dachte ich an die Heimath, ich hatte auf der bald zweijährigen Reise die Menschen außerhalb meines Vaterlandes weit freundlicher, herzlicher und umgänglicher gefunden, meine eigenen Landsleute erschienen mir schroffer, liebloser, stolzer, ich sagte mir oft das alte Sprichwort, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte und nur der gemeine Heller da, wo er geschlagen sei, den meisten Werth

habe. — Jetzt, nahe vor dem Ende der Reise, fiel es mir schwer auf's Herz, daß ich unterwegs nichts gethan habe, um mir eine selbstständige Stellung durch einflußreiche Anknüpfungen zu gründen. — Muthlos, ohne rechte Freude an der Welt und Rückkehr, traf ich mit Alexander, der meine Niedergeschlagenheit für Trauer über den Todesfall hielt, in Wien ein, wo wir, nach dem Befehle des Landrathes, bis Neujahr bleiben und dann geradeswegs nach Hause heimreisen sollten.

---

19. Unerwartete Bekanntschaften.

Alexander, welcher vielleicht fühlte, daß mit dem Ende der Reise auch die goldene Zeit seiner jugendlichen Freiheit abgeschlossen sein würde, wollte den Schluß dieser Reise noch ordentlich ausbeuten und hatte dazu Wien ausersehen, wo er als Sohn eines reichen Mannes aufzutreten und die Freuden der höheren Gesellschaft zu genießen wünschte, zu welchem Zwecke der willfährige Vater, dem es nur darum zu thun war, den Sohn an edlere, erlaubte Passionen zu gewöhnen, die erbetenen Empfehlungsbriefe gern geschickt hatte. Diese Adressen lauteten an vornehme Adlige, an Staatsmänner, Banquiers — ich hatte die Ehre, als Begleiter des jungen Baron von Pfannenschmidt, mit eingeladen zu

werden, was namentlich vom Landrathe, aus mir naheliegenden Gründen, erbeten worden war.

Ein Kaiserlicher hoher Rath gab einen Ball, zu welchem die vornehme Welt Wien's eingeladen war. Ich pflegte mich bei solchen Gelegenheiten bescheiden im Hintergrunde zu halten und diese Welt des Glanzes und Scheinlebens mit einer gewissen unruhigen Neugier zu betrachten. Früher hätte ich sie gewiß mit philosophischem Lächeln angesehen, seit mir aber Adelheid als Preis meiner Zukunft vorschwebte, regte sich in mir eine erhitzende Ungeduld, der Drang nach einer äußeren Stellung in diesen Kreisen der vornehmen Rangordnung der Menschen, nach der Genugthuung, der stolzen Landräthin ohne Scheu gegenübertreten zu können; das wurde der Hebel eines Ehrgeizes, den ich früher nicht gekannt hatte.

Neben mir, dem Tanze zuschauend, saß ein Herr von ungefähr vierzig Jahren, mit magerem, scharfgeschnittenen Gesichte, der feinen Manier des Hofmannes, der Toilette eines Herrn von Geschmack der vornehmen Welt. Mehre Orden, die in Miniaturexemplaren seinen Frack schmückten, verriethen ohnehin seine Verbindung mit regierenden Personen. — Er redete mich über etwas Gleichgültiges an, nach wenigen Gesprächswendungen wußte er, wer ich war, was ich vorstellte. Folgende Privatunterhaltung fand statt.

„Also Arzt und vornehmlich für Geisteskranke? Ein schöner, aber schwieriger Beruf; indessen über die Begriffe geisteskrank und gesund scheinen die Leute vom Fache noch sehr im Dunkeln zu sein.“

„Die Grenze ist schwer zu ziehen, es giebt viele Menschen, die für gesund gelten, sich dafür halten, ihre Logik haben, aber von falschen Prämissen ausgehend, doch zu Ideen und Handlungen gelangen, die dem Zustande des Irrseins angehören.“

„Eine Behauptung, die mich von vorn herein interessirt, weil sie wahr sein muß — ich werde dadurch an Beispiele erinnert, die Ihrer Behauptung das Wort reden – aber, mein Herr, hätten Sie den Muth, einen Menschen für geisteskrank zu erklären, der sich selbst gegen diese Ansicht opponiren würde?“

„Warum nicht, wenn es meine Ueberzeugung wäre — sträubt sich doch jeder Wahnsinnige gegen jeglichen Widerspruch.“

„Sie haben Recht — freue mich sehr Ihrer Bekanntschaft, bitte erzählen Sie mir noch etwas von Ihren Erfahrungen. — Sie haben gewiß schon eine bestimmte Zukunft als Seelenarzt?“

„Nein, aber ich möchte an der Spitze einer Irrenanstalt stehen.“

„O nein — das ist wol für die Wissenschaft einträglich, aber wenig nützlich für die Welt; aus

dem Irrenhause kommt so leicht Niemand wieder vernünftig heraus, Sie müssen Ihre Wirksamkeit auf die Fälle lenken, wo die Ideen des Wahnsinns frei und wollend, unter der Maske der Vernunft, in Familie und Leben umherwandeln — solcher Fälle giebt es viele, da müßten Sie Ihr Feld gerade in der höheren Gesellschaft suchen, das würde für Sie belohnend, Ehre und Ruhm einbringend sein."

„Ach! wie würde ein junger Arzt ohne Empfehlung und bereits verdientes Vertrauen dahin gelangen?"

Der Herr sahe mich scharf an — lächelte fein und flüchtig, vielleicht bemerkte sein kluger Blick die Hitze des heimlichen Ehrgeizes, die aus meinen Worten glühete. „Ohne Empfehlung allerdings nicht, die müssen Sie Anderen und dem Zufalle überlassen, das Vertrauen aber müssen Sie Sich selbst erwerben — nicht wahr, oft hat der Arzt die Ansichten und Beobachtungen der Umgebung eines Kranken mehr, als die Aeußerungen des Kranken selbst zu berücksichtigen?"

„Das kommt sehr häufig vor, der Kranke ist immer unzurechnungsfähig, denn die organischen Verstimmungen wirken immer auf Seelenstimmung, Gedanken, Vorstellung und Urtheil zurück."

„Vortrefflicher Grundsatz, mein Herr, es steht Ihnen eine große Zukunft als Seelenarzt bevor,

Sie müssen nur das rechte Gebiet Ihrer Wirksamkeit treffen — ich werde Sie empfehlen, wo ich kann, bitte um Ihre genaue Adresse."

Ich gab Sie ihm mit dankbarer Gefühlserhebung; er las meine Karte, der ich die Adresse meiner Schwester mit Bleistift hinzugefügt hatte, listig lächelnd und steckte sie schnell bei. — Dann erzählte er mir, daß er einen Mann kenne, der darauf bestehe, sein Vermögen selbst zu verwalten, auch eine Partei für sich habe, die ihn für völlig qualificirt dazu halte, während die unbefangenere Umgebung ihn für unzurechnungsfähig halten müsse, da er die Vergangenheit und Gegenwart nicht genau trenne und das Gegenwärtige stets an eine weite Vergangenheit anknüpfe. „Wie nennen Sie solchen Zustand?" fragte er horchend.

„Eine unklare Vorstellung von den Zeitunterschieden, eine Vergegenwärtigung des Vergangenen, oder das Umgekehrte ist ein Symptom der Störung im Vorstellen des momentan Wirklichen und des Erinnerten, ist also der Sphäre der Geistesstörungen angehörend."

„Sehr interessant, ich danke Ihnen, werde Sie empfehlen, wo ich kann — Adieu!" Mit diesen Worten brach der Herr, nach dessen Namen ich eben fragen wollte, die Unterhaltung schnell ab und mischte sich in andere Gesellschaftsgruppen. Ich sahe ihn nicht wieder und meine, durch den Gedan-

ken an Adelheid kühn auffliegenden Zukunftshoffnungen erbleichten mit dem allmälig Platz greifenden Gefühle, daß der fremde Herr nur die übliche Sitte in vornehmen Kreisen an mir geübt habe, nämlich den Fremdling aus unteren Regionen auszuhorchen. Ich verschwieg in diesem Gefühle die Unterredung gegen Alexander.

Dieser fühlte sich plötzlich ganz in seinem Elemente der geselligen Freude wieder und mit Furcht beobachtete ich seine ungestüme Ausnützung der ihm dargebotenen Gelegenheiten zum Vergnügen. Wenn ich ihm meine Befürchtung andeutete, daß dieser Sinnenrausch die guten Eindrücke der zwei Reisejahre verwischen und sein Vater unbefriedigt von dem Resultate sein würde, dann beschwichtigte er mich mit den Worten: „Bleiben Sie unbesorgt, ich habe auf der Reise und in Ihrer Gesellschaft so viel gelernt, daß ich mir meinen eigenen Lebensplan zu bilden vermag — und was will man mehr?"

In den letzten beiden Wochen, die wir in Wien weilten, nahm eine Sängerin, Signora Maretti, welche aus Italien gekommen war, die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt in Anspruch. Die Oper war überfüllt, man redete von ihrem Spiel, ihrer ungewöhnlichen Stimme in allen Zirkeln. Alexander, der überhaupt eine starke Passion für die Theater in Wien gefaßt hatte, verfehlte keine Vorstellung dieser Sängerin, die ebenso gut

in deutscher, wie italienischer Sprache sang; ich hatte ihn einige Male in die, im ersten, sanguinischen Feuer von ihm gemiethete Loge begleitet und gleich ihm die imponirende Erscheinung und die vortreffliche Stimme der Künstlerin bewundert. Sie war, so weit das Theatercostüm und die Kunst der Mimik zu erkennen erlaubten, noch jung, von blonder Schönheit und feinem Schnitte des Gesichts, jede Bewegung war edel, jeder Ton seelenvoll. — Da Alexander sich jetzt sehr häufig heimlich von mir entfernte, während er mich früher zur Begleitung aufzufordern pflegte, so schöpfte ich Verdacht, daß er irgend eine Bekanntschaft gemacht habe, bei der ich überflüssig sei — ich benutzte deßhalb die nächste geeignete Gelegenheit, ihn um sein Alleingehen zu fragen. Er stutzte, wollte mich in erster Gereiztheit abweisen, fing aber plötzlich an zu lachen und rief: „Ich bin ein Thor, daß ich geheim halte, was ich doch der ganzen Welt zuschreien möchte — ich bin bis zum Rasendwerden verliebt, sparen Sie, das sage ich Ihnen im Voraus, jegliche Einrede, denn sie würde mich noch leidenschaftlicher machen, ich liebe Signora Maretti, habe sie besucht, gesprochen, sie ist spröde, wie Diamant, aber ich muß ihn schmelzen und sollte ich auch im Feuer umkommen; ihre spröde Keuschheit macht mich gierig wie ein hungriger Geier; unter dem Namen Baron „Schmidt" habe ich ihr mein Herz zu Füßen ge-

legt, sie fängt an zu erweichen, auch sie hat Feuer, wahrhaftig, Doctor, nennen Sie mich toll, aber alle Ihre Kuren helfen bei mir nicht."

„Sie erschrecken mich, wohin soll das führen? Etwa zur Beschimpfung der Künstlerin, zur Entehrung Ihres eigenen Namen? Wollen Sie Sich aus der guten Gesellschaft selbst ausstoßen, Ihrem Vater einen tödtlichen Schlag versetzen? Das wäre ein schönes Endresultat unserer Reise — ich dürfte nie wieder vor das Angesicht Ihres Vaters treten."

„Sprechen Sie, was Sie wollen — Sie sind viel zu pedantisch, um zu fühlen, was eine glühende Liebe ist — Alles gebe ich darum hin; wenn die Sängerin mich nicht anhört, so entführe ich sie gewaltsam, erhört sie mich, dann — —"

„Dann wollen Sie eine Schandthat begehen?"

„Donnerwetter! wollen Sie's wissen? Dann heirathe ich sie, damit Basta!" Mit diesen heftigen Worten ging er fort, die Thür laut hinter sich zuschlagend. Ich befand mich in einer peinigenden Lage, Alexander entfremdete sich zusehends von mir, war selten zu Hause, Abends, wenn die Sängerin auftrat, regelmäßig im Theater, Goldarbeiter und Kunstgärtner kamen und brachten bestellte Schmucksachen und Blumen, die für die Sängerin ohne Zweifel bestimmt waren. Nach einigen Tagen fürchtete ich eine Erhörung von Seiten der Sängerin,

denn Alexander erschien siegreich, schwärmerisch froh. Ich redete ihn noch einmal darauf an, er antwortete kurz: „Es ist zu spät, ich habe mich mit ihr verlobt, ich heirathe sie, und wenn mein Vater nicht einwilligt, so gehe ich mit ihr in die Welt."

„Und Sie haben Ihren wahren Namen verrathen?"

„Noch nicht, das hat noch Zeit."

In meiner Rathlosigkeit überlegte ich, was ich thun, ob ich an den Landrath schreiben sollte, oder ob es nicht besser sei, mit der Sängerin zu reden, die, wenn sie eine anständige Dame war, jedenfalls meinen Vorstellungen Gehör schenken mußte. Ich wählte den letzteren Schritt, beobachtete sie Abends in dem Theater, wo sie in einer Mozart'schen Oper sang und so seelenvoll, erhebend und verklärt ihre Rolle gab, daß ich Vertrauen zu ihrer besseren Natur faßte. Am anderen Morgen als Alexander eine Visite beim Banquier machen mußte, ließ ich mich in dem Hotel, wo sie wohnte, anmelden. Eine ältliche Dame, die mich nach langen Harren und sichtbarer Verlegenheit im Vorzimmer empfing, ersann, das fühlte ich sogleich, Ausflüchte, die Sängerin sei unpäßlich, sei noch nicht aufgestanden und dergleichen mehr. Ich entgegnete, Arzt zu sein, später wieder kommen zu wollen, die Signora um jeden Preis in wichtigen Angelegenheiten sprechen zu müssen. — Die ältliche Dame ging in das zweite Zimmer, wo

ich Flüstern hörte; endlich kam sie wieder und fragte: „Doctor Kern heißen Sie? Sagen Sie mir gefälligst Ihr Begehren, kommen Sie etwa aus der Stadt . . . .?"

„Ha!" dachte ich, „das hat Alexander so vorbereitet, der will nicht, daß ich mit der Sängerin rede, und hat die Abweisung des Doctor Kern bevorwortet!" Schnell faßte ich mich, gebrauchte eine Nothlüge und sagte: „Verzeihen Sie, Doctor Richard Stern, ich komme aus England." Die Frau sahe mich bedenklich an, ging wieder in das zweite Zimmer und kam in die geöffnete Thür zurück. „Treten Sie ein," sagte sie, mir mit prüfendem Blicke folgend. Ueber meine Anrede nachdenkend trat ich in das zweite Zimmer, wo die Primadonna im weißen, sittsamen Morgenanzuge, in langen, goldgelben Locken auf dem Sopha saß, ihre blauen Augen auf mich richtete und sichtlich erschrak. Ich fühlte auch keine geringe Ueberraschung, vergaß die Anrede, starrte sie, die sich plötzlich erhob, eine künstliche Miene und fremde Haltung annahm, betäubt an und kam erst zur Geistesgegenwart zurück, als sie im fremdländischen Dialecte fragte: „Was wollen Sie mein Herr?"

„Fräulein — Signora — eine Unterredung ohne Zeugen, in wichtiger Angelegenheit."

„Diese da ist meine Garderobefrau, sie kann Alles hören," antwortete sie stolz und kalt wie eine

Königin in der Oper. Ich sahe in ihr Gesicht, auf das offene Fortepiano, auf die Frau, dann wieder in dieses Gesicht von goldenen Locken umflossen, mit dem klugen, rothen Munde, der feinen, sanft aufstrebenden Nase . . ich trat näher und flüsterte wehmüthig froh: „Emma! Welches Wiedersehen!“

„Mein Herr! Sie irren Sich, was wünschen Sie?“ fiel sie kälter und fremdklingender in meine weiche Anrede. „Irre ich mich oder will sie nicht erkannt sein!“ dachte ich, „wohlan so spiele die Rolle des Fremden weiter — „Signora,“ fuhr ich fort, „entschuldigen Sie meine Selbsttäuschung — ich habe in der That über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen, welche für Sie und Baron Schmidt von großem Interesse sein wird — ich bin eingeweihet, es betrifft Ihr und sein Glück.“

Sie verbarg ihre eigene Verlegenheit durch ein spöttisches Lächeln und eine Geberde der Hoheit. — „Lassen Sie uns allein,“ befahl sie der Garderobefrau und diese ging.

„Fräulein,“ begann ich dreister, „ich kenne die Liebe, welche mein Reisebegleiter, dessen Hofmeister ich gewissermaßen bin, zu Ihnen gefaßt hat, ich wollte Sie daran erinnern, daß er ein Jüngling von lebhaftem Temperamente ist, der noch nicht sein eigener Herr wurde, sondern —“

„Baron Schmidt hat mir allerdings eine Auf-

merksamkeit erzeigt, die mir schmeicheln könnte; wer sagt Ihnen, daß er mich liebt?"

„Er selbst — ich fürchte Alles, von dieser Liebe, seine Familie würde sie nie zugeben — ich vertraue auf Ihr Ehrgefühl und das weibliche Bewußtsein vom Schicklichen, Sittsamen —"

„Halten Sie ein — für was halten Sie mich? Etwa für eine Buhlerin? Herr! wenn ich jemals die Liebe eines Mannes erwidern könnte, so müßte es eine reine, fleckenlose, sie müßte die freie Wahl meines Herzens sein; Baron Schmidt ist eine redliche, ehrenhafte Natur."

„Nein, ich halte diese Verstellung nicht länger aus — lassen Sie uns Auge in Auge schauen, an den guten Pfarrer Willburg denken, an seinen Sohn Fritz, an das Gut des Landrathes von Pfannenschmidt, Emma! ich erkenne Sie, ich bin der Bruder von Helene Kern —"

„Ha! Sie sind als Spion der Pfarrerin, meiner Stiefmutter, abgeschickt, mich zu verrathen!" rief sie mit halblauter Stimme und die beiden Hände vor das erschrockene Gesicht haltend.

„Seien Sie ruhig darüber, es war ja, gleich den Plänen von Fritz Willburg, auch mein Rath, daß Sie eine Künstlerin werden möchten, ich freue mich Ihrer glücklichen, schnell erreichten Höhe der Vollendung, aber wie kam das Alles, wie erhielten Sie den fremden Namen, die Ausbildung, die selbststän-

dige Freiheit? Ich will Ihnen erzählen, wie ich hierher komme, zwei Jahre war ich fort, bald kehre ich in die Heimath zurück."

„Setzen Sie Sich," sagte Emma sanft und langsam auf den Sopha zuschreitend. — „Ich fordere von Ihnen Bewahrung meines Incognito, meine Laufbahn führt mich nie wieder nach dem Dorfe zurück, wo ich Hühner füttern sollte."

„Und doch haben Sie unvorsichtig den directen Weg nach jenem Dorfe eingeschlagen."

„Ich? — Nimmermehr!"

„Wissen Sie, wer der Jüngling ist, der Sie in einer leidenschaftlichen Aufwallung liebt und den Sie um keinen Preis Ihre Gegenliebe eingestehen dürfen? — Es ist Alexander von Pfannenschmidt, der Sohn des Landraths."

„Mein frühester Jugendgespiele?" rief Emma emporspringend und die Hände auf dem Busen faltend, „er? er liebt mich? O! Himmel, er?"

„Sie dürfen diese Liebe durch keine verbindliche Handlung als eine solche aufnehmen, welche Ihre Zukunft bestimmen könnte, ich wiederhole es, Alexander steht noch unter dem Befehle seines Vaters."

Sie lächelte verächtlich — „Hm! kleinliche Menschen! Was hindert mich ihn zu lieben? Ich stehe nicht unter einem Vater — ich habe keinen Respect vor Adel und Reichthum — beides hat mir längst zu Füßen gelegen, aber unerhört."

„Ich bitte Sie, erzählen Sie mir Ihre schnelle Künstlerinnen-Laufbahn, die Umstände, wie Sie aus dem Roden'schen Hause kamen," fiel ich ablenkend ein, um sie durch diese Erinnerungen wieder ruhiger und demüthiger zu stimmen.

„Das ist einfach — der berühmte Componist B. aus Italien war in der Residenz wurde vom Grafen Roden eingeladen und um mein Talent befragt. Meine Stimme erfreuete ihn, er meinte, ich müsse in Italien ausgebildet werden. — Mein Vater verlangte mich entschieden nach dem Dorfe zurück, Fritz stand mir bei, ich entfloh, reisete dem Maestro nach, er nahm mich mit, unterrichtete mich, ließ mich in seinen Opern singen — — jetzt mache ich meine erste Kunstreise durch Süddeutschland." — Sie stockte, horchte auf ein Geräusch, auf eine, männliche Stimme im Vorzimmer — ihre Miene wurde unruhig, da wurde die Thür aufgerissen und Alexander stürzte, einen Blumenstrauß tragend, herein; er mußte schon von der Garderobefrau meinen Namen erfahren haben, denn mit dunkelrothem Gesichte rief er mir entgegen: „Was wollen Sie hier? Ich bedarf keines Hofmeisters, oder Arztes — Emmy, wie kommen Sie zu diesem Besuche? Damit Sie wissen, wie es steht, so erfahren Sie, Doctor, diese Dame ist meine Verlobte!"

Emma sahe mich stolz und sicher an, ließ sich von Alexander die Hand küssen und sprach mit süßem,

zärtlichen Blicke auf den jungen Mann: „Alexander von Pfannenschmidt! Sie lieben mich, aber in der Larve eines Fremden? Auch ich liebe Sie unter der Verstellung eines fremden Namen — wir haben uns schon als Kinder gesehen und nicht erkannt — Doctor Kern hier, unser beiderseitiger Freund, soll Zeuge unserer Liebe sein." Der bei seinem wahren Namen Angeredete stutzte, sahe mich leuchtend an und sprach: „Emmy, heute hättest Du meinen Namen erfahren, aber wer bist Du?" Die Sängerin sahe ihn mit überwältigender Liebenswürdigkeit an, voll Hoheit und Demuth in demselben Ausdrucke und hauchte sanft: „Emma Willburg — des Pfarrers Findling — weißt Du noch?"

Als schütte die entschleierte Kindheit ein Füllhorn von Seligkeit über den Jüngling, so stand er da, beide Arme wie zum Empfange des Glücks ausgebreitet, aber betäubt, versunken in die schöne Jungfrau, die er träumerisch betrachtete; — eben sich vorbewegend, um sie zu umschließen, sprang ich hervor, faßte ihn in die Arme und sprach: „Feiern Sie ein Gefühl des Wiederfindens, lieben Sie die Kunst in dieser Dame, Emma, lieben Sie den Freund, aber um Gottes Willen bitte ich Sie, gehen Sie nicht weiter!" Alexander horchte auf, stieß mich verächtlich zurück und ergriff Emma's Hände.

„Halt!" rief ich, von größter Angst aufgeregt „reden Sie nicht von Liebe, die Mann und Weib

verbindet — verhüten Sie ein furchtbares Unglück — Alexander — denken Sie an Ihre Pflichten gegen die Eltern, an Ihre stolze Mutter!“

„Ein Wort,“ rief Alexander in hohem Grade leidenschaftlich und zornig gegen mich, indem er meinen Arm ergriff und mich heftig in eine entlegene Ecke zog. „Herr!“ knirschte er mir in's Ohr, „als Sie heimlich meiner Schwester Adelheid Herz stahlen und mit ihr Briefe wechselten, haben Sie auch daran gedacht, daß Sie nur ein Bürgerlicher, meine Schwester aber eine Adlige ist? Haben Sie da an meine stolze Mutter gedacht? Ha! Egoist! meine adlige Schwester ist ihm nicht bedenklich geworden, aber die bürgerliche Pfarrerstochter ist dem Baron zu gering — o! ich durchblicke Sie, Sie sind ein Spion, Verräther, jetzt soll Ihr Briefwechsel mit Adelheid von mir verrathen werden — das unglückliche, bethörte Mädchen!“ Und meine festgehaltene Hand von sich schleudernd, eilte er zu der bestürzten Emma und rief, sie umarmend. „Ich schwöre Dir, Geliebte, keine Erdenmacht trennt mich vor Deinem Schicksale, ich schwöre Dir, daß ich Dich vor dem Altare —“

„Haltet ein!“ rief ich, meiner selbst nicht mehr mächtig, „stürzt Euch nicht in den Abgrund der Selbstvernichtung — hört — es geht nicht, daß Ihr Euch heirathet — hört!“

„Er redet irre,“ sagte Alexander. „O, Emma,

Du wirst mein Weib, trotz Mutter und Vater — bei meiner Ehre, ich . . ."

„Nimmermehr! Euch hat eine und dieselbe Mutter geboren!" rief ich flüsternd und beide Liebende fuhren erschrocken von einander. — Alexander sahe mich betäubt an, dann gewann er Fassung und sprach giftig: „Sie wollen meiner Mutter Ehre beflecken, meiner Familie guten Ruf schänden? Das sollen Sie vor meinen Eltern verantworten!"

„Das Geheimniß ist meinen Lippen entschlüpft in der äußersten Noth," versetzte ich, nach Fassung ringend, „nur der alte Pfarrer und ich haben es bewahrt — Alexander! verschließen Sie es tief in Ihrer Brust, Emma! vergessen Sie meine Enthüllung — lieben Sie den Bruder!" Emma barg ihr Gesicht in beide Hände, ließ sich auf den Sopha nieder und weinte. Alexander's Augen rollten, bald über mich, bald über sie — plötzlich hafteten sie fest, stolz gebietend auf mir. —

„Herr Doctor Kern," begann er, „können Sie beweisen, was Sie eben gesagt haben?"

„O Gott! — ich möchte vergehen, daß ich es habe sagen müssen — Alexander — verzeihen Sie mir, es geschah, um sie vor einer entsetzlichen That zu retten, um Emma vor größerem Schmerze zu bewahren. Der Pfarrer hat mir in einer Stunde großer Rathlosigkeit das Geheimniß anvertrauet,

gegen ihn werde ich schon den Verrath zu verantworten wissen."

„Mir, dem Sohne der beschimpften Frau, sind Sie, vor Emma's Angesichte, Genugthuung schuldig," sprach Alexander ernst.

„Dringen Sie wegen des Details nicht weiter in mich — fragen Sie den Pfarrer, was der Ihnen zu enthüllen für rathsam hält, damit begnügen Sie Sich."

„Und wenn er die Thatsache leugnet? — Dann sind Sie der Verantwortliche."

„Er ist ein Mann der Wahrheit — ein rechtschaffener Mann!"

Alexander sahe starr zu Boden, seine wilde Miene wurde allmälig weicher, die Augen suchten Emma, er betrachtete sie schmerzlich lächelnd, breitete die Arme aus und rief: „Schwester! Schwester! O! ich habe eine Schwester, die ich wie eine Braut liebe — nie, in meinem Leben nie, verlasse ich Dich! Komm an meine Brust, Emma!" Und die Jungfrau, schön, wie ein Engel des Himmels, stürzte in seine Arme, die sie heiß umschlangen. —

Nach einer Weile richtete sich Alexander zu mir her und reichte mir die Hand. „Kern!" sagte er herzlich, „ich habe Sie seit den zwei Jahren, die wir bald mit einander bekannt sind, als einen treuen Freund kennen gelernt, Sie können auch heute nur mein guter Beschützer gewesen sein. — Sie haben

einen furchtbaren Stich in's Herz der Kinder versetzt, aber ich danke Ihnen jetzt — Sie führten mir eine Schwester zu, die ich nun ohne Scheu lieben kann — ich trete Ihnen meine jüngere Schwester dafür ab — ich will Ihr Beschützer werden."

Beschämt, bestürzt gestand ich ihm meine Liebe zu Adelheid.

Ich übergehe die folgenden Scenen. — Die nächste besonnene Frage war nach Emma's Zukunft. Sie wollte die Künstlerinnen-Laufbahn um keinen Preis verlassen, Alexander wollte dieselbe nur so lange fortbestehen lassen, bis er selbstständig geworden wäre. — Beide versprachen eine eifrige Correspondenz zu führen, es kostete mich viele Ueberredung, den glücklich erregten Jüngling von den Gedanken abzubringen, die neugefundene Schwester auf der Kunstreise zu begleiten.

Emma trat noch zwei Male auf, dann reisete sie nach München zu einer Reihe von Gastrollen, nach deren Beendigung sie einer Einladung nach Stuttgart folgen wollte, da sich ihr Ruf als Sängerin Maretti schnell verbreitet hatte. Als sie nach einem herzlichen Abschiede fortgereiset und Alexander zu einer reflectirenden Ruhe zurückgekehrt war, bemerkte ich, daß dieses Ereigniß auf seinen Charakter einen tiefen, aber wohlthätigen Eindruck gemacht hatte; der Ernst des Lebens war ihm zum ersten Male unmittelbar nahe getreten, das Herz in seinen

Empfindungen gegen Mutter und Geliebte gewaltig erschüttert; sein Charakter erschien ernster, abgekühlter, männlicher. — Nichts hielt ihn mehr in Wien zurück, selbstständig meldete er unsere Ankunft dem Vater an. — Ich bemerkte, daß das nur halb enthüllte Geheimniß ihn drücke und sein Gemüth beschäftige.

---

20. Heimkehr.

An einem schönen Januar-Nachmittage fuhren wir in den Gutshof ein. — Der Landrath war allein zu Hause, er empfing uns mit großer Freude, den ihm bisher unbekannten Ernst seines Sohnes bemerkend, dankte er mir mit freundlichen, befriedigten Blicken. — Dann eilte ich zu Helene, der verwaiseten Schwester, welche einsam mit der alten Magd in der Kapelle wohnte — sie eilte mir in die Arme, weinte; zeigte auf den leeren Platz der Mutter und schluchzte: „Ach! es war so schmerzlich, daß sie nach jahrelanger Trübung ihres Geistes, mit vollem, vernünftigen Bewußtsein von uns schied." Wir sprachen uns rasch aus, ich hatte ihr so Vieles zu erzählen, sie theilte mir von Adelheid mit, daß dieselbe in der Stadt von der aufgebrachten Mutter furchtbar gequält werde, aber ihrer Liebe zu mir treu

bleiben wolle; daß dabei ihre Gesundheit leide, aber der Zustand der Ohnmacht, wie Helene die somnambülen Anfälle nannte, nicht wiedergekehrt sei. — Eine innere Unruhe trieb mich noch am Abend zum Pfarrer; er hatte bereits Kunde von der Einfahrt der Postchaise, worin wir angekommen waren, erhalten und mich mit Sehnsucht erwartet. Gar bald hatte ich die Rede auf Emma gebracht. „Meine Frau und mein Sohn sind eingeweihet," sagte der alte Mann, „seit den zwei Jahren, daß Sie fortgewesen sind, hat sich Vieles ereignet; Emma ist in Italien bei einem berühmten Componisten, hat aber keine Nachricht von sich gegeben, sie kann todt sein, wir wissen es nicht — und im Grunde ist es mir jetzt lieb, daß Niemand weiß, wo sie lebt — es hat einen bösen Auftritt gegeben — der fremde Mann in Forstkleidung, welcher vor zwei Jahren hier war, ist wieder gekommen, hat das Mädchen gewaltsam von mir gefordert, gedrohet, die Landräthin und mich wegen heimlichen Verschwindens eines Kindes vor die öffentliche Verantwortung zu ziehen, ich habe mich in meiner Rathlosigkeit fortreißen lassen, bin in der größten Angst zu der Landräthin gegangen, habe als Geistlicher und als Pflegevater mein Geheimniß vor ihr bekannt — habe ihr entdeckt, was der fremde Mann gedrohet hatte. — Und sie erbleichte, schwankte, faßte sich schnell, roch auf ihr Taschentuch, das sie mit duftender Essenz begoß, sahe mich ver-

ächtlich an und rief: „Entsetzliches Intriguenspiel gegen meine Ehre!" Dann erschrak sie vor ihrer eigenen lauten Stimme, eilte an die Thür, spähete in's Vorzimmer, kehrte stolz und verächtlich herabblickend auf mich, zurück und sprach: „Beschreiben Sie mir den Mann, ich werde ihn durch die Behörde aufspüren lassen!" Ich mußte ihr Alles haarklein erzählen, Emma's Finden, die näheren Umstände. — „Auf Ehre und geistliches Gewissen!" rief sie drohend den Finger aufhebend — „wer weiß darum?" Ich durfte nicht lügen, meine geistliche Würde war angerufen, ich antwortete: „der kürzlich verstorbene Schäfer und Doctor Kern!" Sie biß sich auf die Lippe — dann entließ sie mich, mir strengstes Stillschweigen anbefehlend."

Diese Mittheilung des Pfarrers setzte mich in die größte Unruhe; ich wagte ihm gar nicht das Ereigniß in Wien zu verrathen; er tröstete mich mit dem Rathe, „bewahren Sie das Geheimniß treu, die Landräthin wird Ihre Discretion stillschweigend anerkennen, Sie können für Ihre Zukunft auf ihren Dank durch Protection rechnen." Ich redete mir, in meinem stillen Gedanken an Adelheid, die Möglichkeit und Richtigkeit dieses Rathes ein. —

Ich blieb drei Tage auf dem winterlichen Gute. Der Landrath war mit dem Erfolge der Reise sehr zufrieden, lobte die Veränderung seines Sohnes, schenkte mir eine Geldsumme, umarmte mich in sei-

ner Freude und versicherte mich seiner Dankbarkeit und Protection. Sein Sohn forderte mich schon am anderen Morgen nach meinem Besuche beim Pfarrer auf, ihn dorthin zu begleiten. Ich war ihm diesen schweren Weg schuldig. – Der alte Pfarrer erfuhr Alles, was sich in Wien zugetragen hatte, er hörte von Signora Maretti, von meinem Verrathe, er flehte den jungen Mann an, nichts zu unternehmen, was das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn und damit den Frieden der ganzen Familie erschüttern könnte. „Fürchten Sie nichts," versetzte Alexander, „ich sinne nur darauf, Emma öffentlich vor der Welt lieben zu dürfen — das heißt als Bruder mit ihr zu leben, sie von der Bühne verschwinden zu machen. Diesen Plan vertrauen Sie mir allein an." — — Alexander drängte nach der Stadt und forderte mich zu seiner Begleitung auf. Bereitwillig folgte ich ihm, da mein Herz und Auge nach Adelheid verlangten. Wir kamen in der Residenz an, Alexander führte mich in das Haus der Mutter. Adelheid hatte uns vom Fenster aus erblickt, kam die Treppe herunter gesprungen, stürzte in die Arme des Bruders, während sie mich voll glücklicher Liebe anblickte und mir zu verstehen geben wollte, daß mir diese Liebkosungen gelten sollten.

„Wo ist die Mutter?" fragte Alexander. „Sie ist mit Elsbeth in die Kunstausstellung gefahren,"

antwortete Adelheid, die mich unverwandt ansahe, während ich stumm in ihre Erscheinung versunken, dastand und nach einer Berührung ihrer Hand schmachtete. „So sind wir unter uns," sagte Alexander und führte Adelheid die Treppe hinauf, indem er mich bedeutsam anlächelte. „Nun, liebe Schwester, der Doctor hat gewaltige Sehnsucht nach Dir gehabt — armes Kind, bist ordentlich schlank geworden, eine solche, heimliche Liebe ist für meine Natur nicht und Du sollst mir ja sehr ähnlich sein — nun, Schwesterchen, sei nicht so erschrocken, ich weiß Alles, Du darfst in meiner Gegenwart den Doctor umarmen." Die erstaunte Jungfrau erröthete, die langen Wimpern wurden ihr feucht, sie sahe mich fragend an, um aus meiner Miene die Bestätigung der brüderlichen Worte zu erfahren, wir standen oben auf der Treppe, sie näherte sich meinen schüchtern ausgestreckten Armen und flüsterte glücklich verschämt: „Ach! Walther! nun bin ich wieder stark — wie viel habe ich um Dich gelitten!"

„Kommt herein!" sagte Alexander, „die Domestiken glotzen sonst hinter den Ecken weg;" er stieß die Flügelthür auf, wir folgten ihm in das duftende, warme Salonzimmer. — — „Seid Ihr nun mit mir zufrieden, Kern?" rief er — „denkt an Wien — ja, Adelheid, dieser Mann ist mein wahrhaftiger Freund geworden!"

Und nach anfänglichem Aufhorchen und sicht-

barem Zweifel, ob die eben gehörten Worte des Bruders auch von Herzen kamen, besiegte das Gefühl der lange geprüften Liebe jede weitere Schüchternheit, zum ersten Male sanken wir uns in die Arme, Brust an Brust, Mund an Mund, dann warf sich Adelheid an den Hals des Bruders, weinte und flehte: „Alexander! hilf uns — ich habe einen schweren Kampf vor mir!“

„Ich weiß — mit dem Kammerherrn — der sollte mir nur kommen, den jage ich mit einer blanken Klinge fort,“ antwortete Alexander muthig.

„Aber, lieber Bruder — woher kommt Deine Großmuth, Deine Liebe gegen mich — ach! es hat Walther auf Deine Gesinnung gewirkt!“

„Ja, das hat er — doch frage nicht weiter.“

„Um Gotteswillen! die Mutter!“ rief Adelheid, erschrocken auf uns blickend, da in demselben Momente eine Equipage dröhnend über die Straße rollte und in die Einfahrt des Hauses einbog. —

„Bleibe!“ sagte Alexander, „wir wollen gemeinschaftlich die Mutter erwarten.“ — Ich trat verlegen an die Seite, als ich die Annäherung rauschender Schritte auf der Treppe vernahm und ein Bedienter die Flügelthür öffnete. In langem, seidenen Schleppkleide, einer blendenden Hermelin-Mantille, einem Hute mit wallender Feder, auf Brust und Armen von Edelsteinen und Goldschmuck blitzend, trat die Landräthin, die kurzen Schritte zum schwe-

benden Gange verdoppelnd und die Arme vorstreckend, herein, rief mit affectirter Stimme: „Ah! mon Alexandre!“ und hielt ihre Hand empor, um auf dessen Handschuh einen Kuß zu empfangen; sie ließ sich vom Sohne die Wange küssend berühren, und sprach: „Die seltsame Idee Deines Vaters, eine zweijährige Reise zu machen, ist gottlob überstanden und liegt hinter uns — nun, mein Sohn, bist Du eben von Wien eingetroffen?“

„Nein, Mutter, wir sind drei volle Tage auf dem Gute gewesen.“

„Was? Du eiltest nicht direct in die Arme Deiner Mutter? Alexander! Und das sagst Du mit einer Heiterkeit, die einem Bauern verzeihlich wäre — ach! mein Kind! Du bist in keiner guten Gesellschaft gewesen!“

„Doch, Mutter, in der besten — siehe, hier ist Doctor Kern, mein treuer Reisebegleiter.“ Ich trat ehrerbietig hervor; die Landräthin bog sich, den Kopf in den Nacken werfend, etwas zur Seite und ließ mich, über die Achsel vornehm herabsehend, näher kommen und meine Höflichkeitsphrase aussprechen. Dann verbiß sie ein boshaftes Lächeln und sprach: „Ich sehe, mein Sohn hat Sie richtig wieder mitgebracht, ich verweise Sie an meinen Gemahl, der Ihnen etwa eingegangene Verbindlichkeiten ablösen wird; — gehe zu Deiner Schwester, Adelheid, sage ihr, daß sie mich und den Bruder sogleich in

meinem Boudoir erwarten solle — Doctor! ich danke Ihnen für Ihre Bemühung, mir einen Besuch zu machen, Adieu!" Adelheid wechselte ängstlich traurige Blicke mit mir und wollte langsam gehen; ich schlich, Alexander's leuchtenden Augen mit schweigendem Abschiedsblicke begegnend, gegen die Eintrittsthür, als Alexander den rauschenden Gang der Mutter unterbrach, sie bei der Hand faßte und rief: „Nein, Mutter! so schnell und undankbar entläßt man einen treuen Begleiter und Freund nicht — er muß Zeuge sein, daß Du von mir mit einer angenehmen Nachricht überrascht wirst."

„Freund?" wiederholte sie, sich flüchtig gegen mich wendend, aber mit Hohn in Betonung und Blick — „hm! ich bin zu Ueberraschungen jetzt nicht gelaunt, folget mir, Kinder."

„Nein, liebe Mama, ich muß Dir's wahrhaftig in Gegenwart meines einzigen Vertrauten gleich mittheilen, ich liebe und werde wieder geliebt." Ich erschrak, eine Unbesonnenheit fürchtend.

„Halt ein! — Sohn, welche ordinaire Weise, von Liebe zu reden, berücksichtige die Convenienz — — hm! Vertrauter? Das wird immer besser; hätte Dein Reisebegleiter so wenig seine Stellung verstanden?" Vielleicht zuckte eine Erinnerung aus dem inhaltreichen Gespräche mit dem Pfarrer durch ihren Kopf, sie sahe mich forschend an, ihr Blick stach und verwundete.

„Welche Komödie," sagte sie dann mit einem Lächeln, das ebenso vorwurfsvoll wie verzeihend war — „mein Herr! ich entlasse Sie mit der Versicherung meiner Achtung — — — Alexander, folge mir."

„Nein, Du mußt erst hören, hier Kern kann bezeugen, er wird Dir's selbst sagen können, daß es ein Engel ist, den ich gefunden habe, deren Glück meine größte Sorge geworden ist."

„Verschone mich mit der Mittheilung Deiner galanten Abenteuer, die sind bei Cavalieren von Stande zu alltäglich; aber Adelheid, Du weilst noch hier?"

„Kein Abenteuer, Mutter, ich liebe und Du mußt meine Geliebte sehen, es ist die berühmte Sängerin Emmy Maretti!" Ich zitterte vor Schreck, da ich fürchten mußte, daß der stille Plan Alexander's jetzt auf das Ungeschickteste ausgeführt werden sollte; meine eigene Bestürzung hatte mich die Landräthin nicht beobachten lassen, ich hörte nur ein Ach! des Schreckens, sahe, wie Adelheid des Bruders Hand ergriff und ihm starr in das Angesicht blickte, als wolle sie Wahrheit und Scherz unterscheiden — ich entsetzte aber jetzt vor dem funkelnden Auge der Landräthin, welches mich zu durchbohren strebte, indem sie fragte: „Ist dieses Possenspiel vielleicht das Werk dieses Mannes? Ist das etwa die Rolle des Vertraueten?" Aus ihrem Blicke las ich furchtbare Drohung und höhnende Macht.

„Und nun sollst Du gleich Alles wissen," fuhr Alexander mit schneidend contrastirender Heiterkeit fort, „ich bringe Dir eine Tochter in's Haus, Kern raubt Dir eine — er ist mein, ich bin sein Fürsprecher — Kern liebt Adelheid und ich habe sie ihm versprochen!"

„O Hülfe! Meine Kinder haben sich gegen mich, gegen die Ehre des Familiennamens verschworen! — Man will mich morden — Sohn! entarteter Sohn, Du willst Deine Familie schänden? — Doch nein, es ist unmöglich, ach! mein Sohn ist toll geworden?" — In diesem Momente stürzte Adelheid zu der Mutter und flehte sie an, ihre Liebe zu segnen, sie stieß aber die Tochter zurück, denn sie sahe mich in der Leidenschaft der Liebe hinzueilen und Adelheid's Hand ergreifen; — da trat sie gebietend zwischen uns, riß unsere Hände auseinander, stellte sich wie eine Rachegöttin hoch gegen mich auf und sprach! „Wache oder träume ich? Ja, es ist heller Tag — Herr! wissen Sie, wer meine Tochter ist, wer Sie sind? Entfernen Sie Sich — sonst lasse ich . . . Sie durch meine Bedienten forttreiben!" Nach diesen Worten faßte sie Adelheid's Arm und zog sie zornig mit sich fort in das anstoßende Zimmer. Gleich darauf ertönte die Glocke aus dem Boudoir. — Ich stand betäubt, mit Alexander allein, im Salon. „Um Gotteswillen! was haben Sie gemacht? Sie haben meine

Liebe der Gewalt der Rache preis gegeben, haben Emma — —"

„Seien Sie ohne Sorge — ich nehme mich Adelheid's an — mein Plan für Emma ist gefaßt — ich fordere sie als meine Braut — und lasse mich damit abfinden, daß sie wie eine Schwester von der Familie aufgenommen und beschützt wird. Der Gedanke, daß sie auf der Bühne von tausend wollüstigen Augen verfolgt wird, daß ihre Keuschheit im fortwährenden Kampfe mit dem Leben der gefeierten Künstlerin sich befindet, daß auf der Bühne unreine Hände und Lippen sie in den Rollen der künstlichen Leidenschaft berühren, das erträgt mein eifersüchtiges Gefühl nicht — herunter muß sie von der Bühne, leben soll sie wie meine Schwester."

„Und welchen Plan haben Sie mit mir?"

„Seien Sie ohne Sorge — den Kammerherrn, dessen Courage weit kürzer, als sein langer Name ist, verjage ich — Adelheid's Liebe entdecke ich dem Vater, er ist weder stolz noch vorurtheilsvoll — bleiben Sie in der Stadt, suchen Sie Sich eine Stelle als Arzt, irgend ein Titel wird meine Mutter versöhnen — ich werde Alles durchsetzen, um, nach der Hochzeit Elsbeth's, Adelheid mit auf das Gut zu nehmen, wohin auch ich zurückkehren will. Wir wollen uns täglich im Café Français treffen. — Adieu, bis heute Nachmittag." In einer verworrenen Stimmung ging ich aus dem Hause, wo ich

eben das höchste Glück und die tiefste Erniedrigung erfahren hatte. Aus dem Sturme meiner Gefühle hob sich aber ein Gedanke wie ein Fels empor, auf dessen Höhe sich meine Hoffnung rettete. Der Gedanke des Ehrgeizes ergriff mich, stärker als jemals, ich wollte dem Stolze und der Verachtung, die meiner Liebe drohten, eine eigene Geltung, eine äußere Genugthuung entgegen setzen.

Ich suchte den Sohn des Pfarrers Willburg auf; — derselbe war nicht mehr bei dem Grafen Roden, sondern Pastor an der Kirche einer Vorstadt geworden. — Er empfing mich herzlich und vernahm mit großer Theilnahme meine Begegnung der Emma. „Gottlob!“ sagte er, „daß sie selbstständig geworden ist, daß sie unter fremdem Namen reist.“ Er erschrak aber heftig über Alexander's Mitwissen des Geheimnisses. — Doch tröstete er sich, als ich ihm von Alexander's Charakteränderung und dem eigenen Wunsche, Emma als Schwester zu besitzen, erzählte. „Er wird nicht mehr wissen, als was mein Vater weiß und was Sie von ihm erfuhren,“ sagte er vertrauungsvoll; „indessen seit mein Vater mich eingeweihet hat, forschte ich selbst weiter und ich habe mit dem Manne, der meinem Vater in Försterkleidung erschienen war, persönlich gesprochen — er ist der Bruder von Emma's Vater — kein Zufall, sondern ein planmäßiges Forschen brachte ihn auf die Spur.“

Und nun erfuhr ich die Geschichte im Zusammenhange. Wie sich bei den beiden gänzlich verschiedenen Charakteren des Herrn von Pfannenschmidt und seiner Frau erwarten ließ, lebten sie nicht harmonisch mit einander — vor achtzehn Jahren war es sogar zu einer freiwilligen Trennung beider Eheleute gekommen; Elsbeth, Alexander und Adelheid hatte der Vater behalten, sie hatte entfernt unter fremdem Namen, unter dem Vorwande einer längeren Gesundheitsreise, in Italien ihren Aufenthalt genommen. — Nach zwei Jahren fand eine Wiedervereinigung statt, der Gatte gestattete ihr, allein in der Stadt zu wohnen, er verließ das Gut seltener, das zunehmende Alter und das Heranwachsen der Kinder gestalteten das Eheverhältniß der Beiden, das ohnehin stets vor der Welt in seinem Decorum bewahrt zu sein scheint, erträglicher — Niemand aber wußte, daß die Baronin unter dem Namen einer Frau von Roqueville in den Jahren der Trennung ein Kind geboren hatte — ein österreichischer General war der Vater — das Kind war, wie man sagte, todt geboren, aber heimlich hatte die herzlose Frau dasselbe an eine bestochene Person gegeben, damit diese es verkümmern lasse. — Nach beinahe einjähriger Dauer dieses Zustandes war der Vater des Kindes gewahr geworden, daß dasselbe lebe und in den Händen einer Frau gewesen sei, die wegen anderweitiger Ver-

brechen in Untersuchung gekommen war und über Herkunft des verkümmerten Kindes die erzwungenen Geständnisse gemacht hatte. Der Name der Frau von Roqueville wurde genannt, der General, zufällig um diese Zeit militairische Behörde jener Gegend, erfuhr den Namen, ließ das Kind bringen, erkannte seine eigenen Züge darin wieder und ohnehin erbost, daß seine galante Dame, an die er viel Geld gewandt hatte, plötzlich verschwunden sei, nahm er das Kind in seinen Schutz und ließ es von guten Händen pflegen. Der General machte um diese Zeit eine diplomatische Reise nach Schweden, kam in Deutschland auf einen Hofball, sahe seine Frau von Roqueville plötzlich wieder, hörte, daß sie, die eilig sich zurückzog, die Gemahlin eines deutschen Rittergutsbesitzers sei, die zur Erholung ihrer Gesundheit zwei Jahre in Italien gelebt habe — er wußte genug — er wollte ohne seine Person bloß zu stellen, sich an der herzlosen Mutter, an dem eigenen Betrogensein rächen — er ließ das Kind dem Pfarrer vor die Thür setzen, er hörte durch seinen spionirenden Diener von der öffentlichen Adoption des Kindes, das unter den Augen der Mutter aufwachsen sollte, er selbst hatte den Pfarrer zum Gange in den Park abgerufen und eine Summe Geld zurückgelassen. Vor einem halben Jahre war der General gestorben, er hatte seinem Bruder, welcher in Böhmen eine Civilstelle bekleidete, das

Geheimniß entdeckt und dieser die Rache an einem verbrecherischen Mutterherzen übernommen. — Als Forstmann verkleidet, hatte er vom Pfarrer Emma zurückverlangt, dessen Angabe, daß sie auf Reisen sei, für einen Vorwand gehalten; seine Muthmaßung, daß Frau von Pfannenschmidt das Kind zum zweiten Male verschwinden gemacht habe, war ihm Motiv zu weiteren Nachforschungen geworden. Emma's Aufenthalt beim Grafen Roden hatte er erfahren, den Sohn des Pfarrers aufgesucht, an ihm einen Verbündeten gefunden. —

„Und was denken Sie zu thun?“ fragte ich besorgt.

„Ich habe eine angeborene Abneigung gegen die hochmüthige, verschwenderische Frau — sie muß gedemüthigt werden durch den täglichen Anblick ihrer heimlichen Sünde durch ihr eigenes Herz — Alexander's brüderliche Zuneigung kommt meinem Plane entgegen — er selbst muß sie in das elterliche Haus führen — aber der Landrath darf nie die wahre Abstammung erfahren, der gute Mann hat jedoch ein großmüthiges Herz, das durch Emma's Aufnahme gern eine Laune seiner Frau befriedigen wird.“

Nachmittags sprach ich Alexander im Café Français. Er hatte noch heftige Auftritte mit der Mutter und älteren Schwester gehabt, da er auf die Liebe der fremden Sängerin bestehe und die

Rolle des Verlobten fortspiele; der ganze Haß war auf mich gefallen, aber Alexander tröstete mich, daß er Adelheid, die stark und gefaßt sei, beschützen werde. „Nun sorgen Sie für eine Berufsstelle, dann fordern Sie meine Schwester vom Vater, ich werde ihn allmälig darauf vorbereiten, denn meine Mutter redet mit ihm nicht darüber.“

Vierzehn Tage waren verstrichen — ich hatte wieder eine Wohnung in der Residenz gemiethet, ein Gesuch um Ausfertigung meiner immer noch rückständigen Approbation an die Medicinalbehörde gerichtet, eine Veranstaltung getroffen, daß eine regelmäßige Correspondenz zwischen Adelheid und mir mit Alexander's Hülfe statt fand, wofür ich ihm Gleiches mit Gleichem vergalt, indem durch meine Adresse die Briefe Emma's an ihn gelangten. — Ich hörte aus weiter Ferne von Elsbeth's Hochzeit, von einem unangenehmen Rencontre, welches Alexander mit dem Kammerherrn dem von der Mutter für Adelheid bestimmten Manne, gehabt hatte, von des Landraths zweitägiger Anwesenheit, endlich von Adelheid's und Alexander's Abreise nach dem Gute. Durch Adelheid's Briefe hatte ich ein gewisses Sicherheitsgefühl meiner Liebe erhalten, welches mir in dieser Zeit die Trennung und die immer noch ausbleibende Ausfertigung meiner Venia practicandi ertragen ließ. Ich verkehrte viel mit Fritz Willburg, dem Doctor Wedekind und besuchte

auch den Medicinalrath Frank, welcher mit Interesse meine Mittheilungen über ausländische Irrenhäuser anhörte, ohne aber auf meinen Wunsch der Anstellung am neuprojectirten Irrenhause zu antworten.

Ich war nicht wenig überrascht, eines Nachmittags, als ich nach Hause kam, eine Bestellung von dem Bedienten der Landräthin zu erhalten. Die gnädige Frau wollte mich um fünf Uhr erwarten. Wäre irgend Etwas vorgefallen, was auf meine oder Alexander's Angelegenheit von Einfluß gewesen wäre, so würde ich über solche Sinnesänderung der Frau längst Andeutungen erhalten haben. Erwartungsvoll stellte ich mich zur bestimmten Stunde ein, ich wurde gemeldet und sogleich in das Boudoir der Dame geführt, wo ich ihr mit erzwungener Ruhe gegenüberstand. Sie saß in einem Sammetsessel, eine kostbare Lampe auf dem Tische sandte ihre milden, durch mattgeschliffenes Kuppelglas gedämpften Strahlen rings in den Raum des Wohllebens und der üppigen Behaglichkeit, den mitten im Winter der Duft lebender Blumen füllte.

„Setzen Sie Sich, Herr Doctor," sprach sie mit affectirter Güte, „ich habe dieses Mal Ihre für den Arzt kostbare Zeit in Anspruch genommen, um mit Ihnen über gewisse Dinge zu reden." Die Ironie herausfühlend, erwiderte ich: „Gnädige Frau, ich habe noch keine Praxis."

„Die kann Ihnen nicht schwer werden, Sie besitzen Etwas, das Vertrauen erweckt — so erkläre ich mir die Zuneigung meines Sohnes — ich habe indessen bemerkt, daß mein Sohn ein weit ernsterer, seine Zukunft richtig auffassender Mann in Ihrem zeitweisen Umgange geworden ist, und ich möchte mich Ihnen dankbar beweisen. Von einer hohen Person erfuhr ich gelegentlich, daß der diesseitige General-Consul in Brasilien einen deutschen Arzt für den dortigen Hof wünscht, der dort sein Glück machen kann — ich dachte sogleich an Sie — nicht wahr, Sie greifen freudig zu?"

„Gnädige Frau — — ich bin so überrascht von Ihrer Fürsorge, daß ich nicht gleich eine Antwort darauf geben kann, wie Sie vielleicht erwarten, ich erscheine vielleicht undankbar."

„Sie sollen Ihr Glück machen, dort eine Stellung erreichen, die Sie einst befähigt, höhere Ansprüche an das Leben machen zu dürfen, Sie haben einen gewissen Sinn für die höhere Gesellschaft — ohne Einrede, Sie nehmen die Stelle im Consulate an."

„Ich muß dennoch danken, gnädige Frau."

„Sie sind ein eigensinniger Mensch — ein seltsamer Mensch; trotz Ihrer Eigenschaften fühlt man Vertrauen zu Ihnen — apropos, ich denke eben an das Gut — was wissen Sie von des Pfarrers Tochter?"

„Sie soll eine Sängerin sein."

„Ha! wol gar die Maretti? Seien Sie aufrichtig, ich belohne Sie mit vielem Gelde — helfen Sie, ein bekümmertes Mutterherz wieder von der quälendsten Sorge zu befreien — Doctor, ich habe erfahren, daß die Maretti gegenwärtig in München Gastrollen giebt, reisen Sie dorthin, bringen Sie mir den Beweis, daß jene Sängerin allen Hoffnungen auf meinen Sohn entsagt hat, meiner Dankbarkeit gegen Sie wäre kein Opfer zu groß."

„Gnädige Frau, wie vermag ich das? Habe ich doch in Wien schon das Aeußerste ergreifen müssen, einer öffentlichen Verlobung vorzubeugen."

„Sie sind ein Intrigant, sagen Sie mir, ist jene Sängerin identisch mit der Pfarrerstochter?"

„Das kann wol nicht sein, die Sängerin ist eine geborene von Roqueville."

Die Baronin fuhr zusammen, zwang sich, unter wild funkelnden Blicken auf mich, gleichgültig zu erscheinen und schwieg ungewöhnlich lange, da ihr wahrscheinlich die Brust kochte. „So," begann sie endlich gemessen kalt, „also aus guter Familie. — Die Hand auf's Herz, Herr, was wissen Sie von Emma Willburg? Ich vermuthe, daß dieses Mädchen unter fremdem Namen die theatralische Liebhaberin meines Sohnes geworden ist — was wissen Sie von ihr?"

„Ersparen Sie mir die Antwort, Frau Baronin — ich weiß ein Geheimniß zu bewahren."

Schnell stand sie vom Sessel auf, wahrscheinlich um dem helleren Lampenscheine auf Augenblicke sich zu entziehen. Ich erhob mich und trat gegen die Thür. „Noch ein Wort,“ sagte sie feierlich — „o! wenn Sie wüßten, wie sehr ich leide; ich achte Sie, möchte Sie recht glücklich machen, ich weiß, daß junge Aerzte Vermögen gebrauchen, ich will Ihnen eine sichere Existenz verschaffen, wenn Sie als Arzt den kranken Geisteszustand meiner Adelheid durch das rechte Mittel heilen wollen — ja, meine Tochter ist krank, ihre seltsame Liebe zu Ihnen ist Gemüthsstörung, ich bitte Sie, stören Sie nicht das Glück einer ganzen Familie, ich will Emma Willburg aussteuern, wie ich meine eigene Tochter ausstatten würde, heirathen Sie Emma, ziehen Sie damit fort, weit fort von hier — nehmen Sie die Stelle beim Consul an; Walther Kern! Sie stehen jetzt auf der Schwelle meines und Ihres Glückes, morgen kann ich vielleicht anders denken — da — da nehmen Sie diese Börse als Handgeld Ihres Jaworts!“

„Ich bitte Sie, wie können Sie über die Hand und das Herz eines fremden Mädchens gebieten?“

„Das kann ich bewerkstelligen — Sie sagen Ja! Sie wollen? Da! da!“

Ich wich ihrer Hand, welche mir die Börse aufdrängte, aus und im Ueberquillen meines Gefühls zu Adelheid sprach ich kühn und frei: „Sie

kennen die Gewalt der Herzen nicht — keine Macht der Welt kann eine wahrhaftige Liebe bezwingen, sie ist nicht Menschenwille, den man einschüchtern oder beugen kann, sondern die Seele selbst ist in der Liebe zur Lebensblüthe aufgebrochen, ist sich ihres Daseins völlig bewußt geworden. Vernichten können Sie wol das Glück dieses Daseins, aber nicht seinen Liebesdrang. Ich bitte Sie in Gottes Namen, segnen Sie Adelheid's Liebe, ich werde danach ringen, sie vor der Welt zu Ehren zu bringen."

Die Landräthin sahe mich mit einer Miene an, von der ich nicht wußte, ob sie Mitleid oder Verachtung ausdrückte. Plötzlich seufzte sie tief, schritt an das hohe, von seidenen Gardinen verhüllte Fenster und lüftete dieselben, um die kältere Luft in ihre glühende, vielleicht rachekochende Brust einzuathmen.

Ein Gedanke der Klugheit fuhr mir durch den Kopf — ich fühlte, durch offene Forderung jetzt nichts von der Frau erreichen zu können, ich sagte mir selbst, als ein Mann ohne Amt, Brot und Ehrenstellen nicht die Tochter einer hohen Familie mit Hoffnung auf Erfolg fordern zu dürfen — ich fühlte, zu Adelheid's Ruhe und zur Sicherung unserer Liebe, die Frau nicht gegen mich zum Aeußersten bringen zu müssen. Mit weicher Stimme begann ich daher: „Frau Baronin — ich habe mich eben vergangen, ich . . ."

Plötzlich drehte sie sich zu mir her, sahe mich

zärtlich an, und rief, ohne mich vollenden zu lassen mit schmeichelnder, eindringlicher Stimme: „Lieber Kern, nicht wahr, Sie wollen Emma Willburg heirathen, und nach Brasilien abreisen?“

„Gestatten Sie mir einige Wochen Zeit — ich hoffe, daß ich Ihre Zufriedenheit erwerben werde.“

„Recht so, schweigen Sie aber gegen Jedermann davon — ich will Ihre Wohlthäterin sein — ein kluger Mann wie Sie konnte auch nicht anders handeln — Adieu! mein Freund, Adieu!“

Ich verneigte mich — sie sahe mir zärtlich mitleidig nach — noch einmal, unerwartet kehrte ich mich außerhalb der Thür gegen sie um — da stand sie hoch, stolz, mit flammenden Blicken mitten im Zimmer, ein triumphirendes, teuflisches Hohnlachen auf den Lippen. —

Am dritten Tage erfolgte meine Approbation, von Fischer unterschrieben. — Es war mir nicht zweifelhaft, daß zwischen diesem Manne und der Baronin ein Einverständniß über mich obwaltete. Man wollte mich, den Eingeweiheten in die ehelichen Verhältnisse des Ober-Medicinalraths und der Frau von Pfannenschmidt, *entfernen* — man hatte meine Liebe zu Adelheid nur als die Geldspeculation eines armen Arztes aufgefaßt und wollte mich entschädigen, man drängte mir Emma zur Frau auf, um Alexander von seiner Sängerin zu trennen und diese, als gefährliche Mahnung eines bösen Ge-

wissens, mit mir aus dem Gesichtskreise zu bringen. Um diesen Preis hatte die stolze Frau sich herabgelassen, gegen mich die bittende Mutter und großmüthige Wohlthäterin zu spielen. — Ich aber schrieb, der Pflicht meiner Liebe genügend, ausführlich an Adelheid, Alexander und Helene.

Ein neuer Lebensstern ging plötzlich am Himmel meiner Zukunft auf — es öffnete sich vor mir die Bahn, welche zu äußerer Stellung, Ehre und allen den Eigenschaften führte, die in den Augen der Baronin als die unbedingten Grundlagen und Legitimationen guter Gesellschaft erschienen. — Die nun eintretenden Ereignisse machten mich die Klugheitsrolle vergessen, welche ich gegen die Baronin angenommen und zu deren Fortsetzung mir Alexander gerathen hatte, indem er seine eigenen Pläne dadurch gefördert glaubte.

---

21. Die vielverheißende Berufung.

Der Februar ging zu Ende, ich hatte mich als praktischer Arzt in der Residenz einstweilen bekannt gemacht, obgleich ich hier nicht zu bleiben gedachte, denn ein anfangender, praktischer Arzt in einer großen Stadt, (wo ohnehin auf zwei Aerzte ein Patient kommt, wenn man durchschnittlich rechnet, aber ge=

wöhnlich ein Arzt funfzig Patienten und funfzig Aerzte keinen einzigen haben,) ist eine klägliche Erscheinung. Niemand hatte zu mir geschickt, denn ich besaß keine Fürsprache, und die Wege, welche mir Wedekind und Müller früher empfahlen, stimmten mit meiner Natur nicht überein. Auch verstand ich nicht jene zudringliche, barbiermäßige Art der Kundschaftsjägerei, wie sie der beginnende Arzt leider üben muß.

Ein Brief von Helene traf ein — ein anderer von fremder Hand lag darin; derselbe war durch die Post an sie mit meiner eingeschalteten Adresse gelangt. Er lautete: „Mein werther Herr Doctor!“ Die Ansichten, welche Sie in einem gelegentlichen Gespräche im Salon des K. K. Geheimenrathes .... zu Wien gegen mich über die leider so traurigen Störungen des Geistes- und Gemüthslebens und deren Heilung zu entwickeln beliebten, haben einen Nachklang in mir erregt, in dessen Folge ich Sie gewissen Kreisen empfohlen und den Auftrag erhalten habe, Sie unverzüglich einzuladen. Es handelt sich hier um eine Stellung, wozu Sie durch Ihre Reisen und Bekanntschaft in der höheren Gesellschaft, in der wir uns ja kennen lernten, die Eigenschaften erworben haben werden. Meine Bitte ist nun, bald möglichst zu mir zu kommen und die näheren Umstände zu erfahren, durch welche Sie eine gewiß segensreiche Laufbahn und ärztliche Wirksam-

keit erreichen können. Verschwiegenheit in dieser Angelegenheit ist natürlich eine auch Ihrer Einsicht nicht weiter zu empfehlende Nothwendigkeit. Ich habe die Ehre zu sein ꝛc. von Münchebergen, Herzog. Hofmarschall. — Das Postzeichen und der Brief gaben die Residenz eines kleinen Staates an. —

Ich fühlte mich plötzlich emporgerissen auf die Höhe meines Ehrgeizes, meiner Zukunftshoffnung; — dem niederen Getriebe ärztlicher Sorge um eine unerquickliche Berufsthätigkeit enthoben, dem geringschätzenden Stolze einer meiner Liebe feindlichen Frau gegenüber ein Gegenstand der Anerkennung zu werden, ließ mich mit freudigem Eifer die dargebotene Gelegenheit zur äußerlichen Lebensstellung, die meine lebhafte Phantasie bereits mit allen Eigenschaften ausschmückte, welche der Mutter Adelheid's imponiren konnten, ergreifen; ich lüftete nur etwas vor Adelheid den Schleier, der mein Glück noch vor der Welt verbergen mußte, rüstete mich zur Reise und traf bereits nach acht Tagen in der herzoglichen Residenz ein. In der Toilette des guten Geschmacks meldete ich mich bei dem Hofmarschall von Münchebergen, der, als unverheiratheter Mann, im Schlosse selbst, in einem an den Garten stoßenden Seitenflügel, der zur Residenz der Herzogin diente, wohnte. Mit großer Freude erkannte ich den Herrn aus dem Wiener Salon sofort wieder, er empfing mich sehr artig, dankte für meine Bereitwilligkeit und schnelle

Erfüllung seiner Bitte und begann die Unterredung mit vorsichtigen Fragen nach meinen gegenwärtigen Verhältnissen, meiner Abkunft, meinen seitherigen Aussichten. Als ich ihm meine Abneigung gegen die gewöhnliche Praxis des bürgerlichen Hausarztes, als ich sogar in der Wärme meiner Gefühle, die das zutrauliche Benehmen des Hofmarschalls rasch weckte, in allgemeinen Andeutungen meine Bestrebung um eine Dame der höheren Gesellschaft gestand, nickte er in seiner feinen Manier vergnügt und sagte: „Ich habe mich in Ihnen nicht getäuscht, es steht, wenn Sie den Personen gefallen, welchen Sie vorgestellt werden, ganz bei Ihnen, eine äußerliche Stellung zu gewinnen, welche den Ansprüchen genügt, die vielleicht Ihre Dame oder deren Familie an Sie macht. Sie allein können die Bedeutung einer Stellung, wie sie Ihnen vielleicht geboten werden kann, schaffen. Alles, was wir hier sprechen, ist nur für Sie -- verstehen Sie wohl! — Es handelt sich darum, daß Sie als Arzt Vertrauen erwecken, Ihre Ansichten, wie Sie mir dieselben damals entwickelt haben und worüber Sie mir noch weitere, bestimmtere Definitionen zu geben belieben werden, praktisch machen, den Verhältnissen anpassen und daß Sie Sich in die Personen und Zustände hineinfinden. Man muß sich bei Hofe mit fortreißen lassen, aber nicht das Ziel verlieren — damit ich es Ihnen unumwunden sage, so handelt es

sich um eine Besetzung der Leibarztstelle bei dem regierenden Herzoge — leider bedarf er des Arztes sehr, namentlich des Gemüthsarztes — der seitherige Arzt gewann sein Vertrauen nicht, es ist eine von den vielen seltsamen Launen des durchlauchtigsten Herrn, nur junge Leute um sich sehen zu wollen, einen Arzt zu haben, der viel gereiset ist und — an seine völlige Gesundheit und Geistesklarheit glaubt. In Ihnen, schmeichle ich mir, den rechten Mann gefunden zu haben — Ihre Ansichten über Geisteskrankheit gehören uns an — verstehen Sie wohl, uns, aber Ihre kluge Anwendung derselben, während Sie vielleicht die exorbitanten Launen des Herzogs gut heißen — ist Sache Ihrer officiellen Stellung. Ich werde Sie vor allen Dingen der Frau Herzogin vorstellen müssen und wenn Sie der gütigen, herrlichen Frau zusagen, was durch Eingehen in ihr Vertrauen und Fügsamkeit in ihre Wünsche leicht möglich wird, dann werde ich die Vermittlung zur Audienz beim Herzoge abgeben."

Ich war viel zu freudig bewegt, um irgend von der feinen, diplomatischen Sprache und den mancherlei Vorsichtsmaßregeln, die er andeutete, befangen gemacht zu werden; das Gift des Ehrgeizes, der Verlockung war in meine Seele eingeimpft und fand im Klima dieses Hofmannes das rascheste Gedeihen — Adelheid schwebte allen meinen Aufflügen der Phantasie voran — „herzoglicher Leibarzt" erschien

mir das Ideal des Berufes und die Stufe meines Lebens, von der herab ich dem Stolze der Landräthin muthig und selbstbewußt entgegentreten wollte. Meine große Willfährigkeit auf alle Andeutungen des Hofmarschalls erwiderte dieser mit feinem Lächeln oder einer gewissen, geheimnißvollen Ruhe, er forderte von mir, daß ich in der Stadt nicht Bekanntschaften, am Wenigsten von Aerzten, mache, lud mich auf Abend zum Thee ein und empfahl mir für den Nachmittag eine Fahrt nach dem fürstlichen Thiergarten. — Ich fühlte mich in einer ganz neuen Welt, das Bewußtsein war von der Aussicht einer raschen Erhebung höher getragen, nichts verändert den Menschen rascher, als plötzliche Versetzung in eine fremde Sphäre, namentlich in die Nähe der Erdengötter.

Am Abend beim Thee redete der Hofmarschall deutlicher mit mir — er ließ nach und nach, als ein gewandter Hofmann, einzelne Streiflichter in die Zustände des Hoflebens fallen, fragte mich um die Geisteskrankheiten, welche die Welt für Vernunft zu halten geneigt sei, citirte meine im Salon zu Wien gethanenen Aeußerungen und gab ihnen eigenmächtig eine weitere Ausdehnung — seine Behauptungen, anfangs mehr aushorchend, fragend eingeleitet, wurden entschiedener, aufdringender, ich empfing Alles, was er sagte, mit stillem egoistischen Schwärmen. — Ich erhielt aber zugleich die Unterweisung, wie ich mich bei den höchsten Personen zu benehmen habe,

er empfahl mir eine mehr schweigende Rolle gegen den Herzog, eine mehr mittheilende gegen die Herzogin, weil sie das liebten, er rieth mir als Gönner, mit denjenigen Personen am Hofe, welche mit der Herzogin verkehrten, es zu halten, aber gegen die, dem Herzoge ergebenen Familien mißtrauisch und vorsichtig zu sein, da überall an Höfen zwei Parteien um die Lenkung des fürstlichen Willens durch Einfluß und Klugheit stritten, man aber selbst zu einer Partei gehören müsse, um nicht den Boden zu verlieren; ich erfuhr, daß die Partei der Herzogin den directen Einfluß übe und ich dieser Partei meine Berufung allein zu verdanken haben würde. Ich fing allmälig an, etwas befangen zu werden, aber erwartete mich nicht in dem gewöhnlichen Leben des Bürgerarztes eine noch größere Anzahl feindlicher Parteien, und stand ich hier am Hofe nicht auf der Schwelle äußerer Lebenshöhe? Diese Fragen ermunterten mich, jedes Verhältniß am Hofe einzugehen. „Man muß das Terrain studiren," sagte Herr von Münchebergen, „folgen Sie nur stets meinen Rathschlägen."

Am dritten Tage wurde ich der Herzogin vorgestellt. Eine schöne, etwa fünfundzwanzigjährige Dame, voll Hoheit, mit klugem Munde, lebhaft blitzenden, dunklen Augen und einer fast schalkhaften Würde, wenn sie die weichere Stimme und Miene unterdrücken und stolz erscheinen wollte. Ich mußte

Wohlgefallen bei ihr geweckt haben, denn sie sahe mich mit sanft prüfenden Blicken an, warf dann die Augen flüchtig und befriedigt auf den Hofmarschall und fragte: „Haben Sie dem Doctor gesagt, was ihn herruft?“

„Im Allgemeinen, Hoheit — ganz im Allgemeinen, der Herr Doctor ist eine vortreffliche Acquisition für unseren guten, edlen, leidenden Herrn.“

„Ja — mein Gemahl ist sehr leidend — um so mehr, als die äußeren Zeichen trügerisch auf Gesundheit hinweisen — es treten Zustände bei ihm ein, die ihm selbst später nur dunkel erinnerlich sind — ich fürchte, eine Geisteskrankheit keimt langsam in seiner Seele. Man hat einen Arzt nöthig, der scharfblickend genug ist, das Richtige zu treffen und den Umständen anzueignen — mein Gemahl, der Herzog, hat die Laune, nur junge Leute um sich sehen zu wollen, aber wo sind junge Aerzte mit der nöthigen Erfahrung zu finden? Da empfahl der Hofmarschall Sie, Sie haben alle großen Heilanstalten in Deutschland, England und Frankreich besucht, Sie haben Grundsätze gesammelt, die, soweit der Hofmarschall mir verständlich gemacht hat, für unsere Lage passen. — Sie sollen meinem Gemahl vorgestellt werden. — Lassen Sie Sich nicht durch seine Laune abschrecken, den festen, ärztlichen Zweck durchzusetzen, gewinnen Sie sein Vertrauen, er ist ein Leidender, der des Vertrauens zu der ärztlichen Person bedarf — und

damit Sie fürerst eine Stellung bei Hofe gewinnen, so ernenne ich Sie zum Leibarzte der Herzogin."

So ungefähr lautete die Rede der hohen Frau. Sie winkte mir mit einem Fächer eine gnädige Entlassung zu und als ich nach wenigen verbindlichen Worten hinausging, befahl sie den Hofmarschall, zu bleiben. Nach einer Viertelstunde kam dieser in das äußerste Vorzimmer, wo ich auf ihn wartete und er mich bei der Hand faßte. „Sie haben auf Hoheit einen guten Eindruck gemacht, gratulire — morgen werde ich Sie dem Herzoge vorstellen," flüsterte er mir eilig zu. —

Mit großer Spannung sahe ich dem nächsten Tage entgegen, denn ich hatte bereits das Gefühl davon, daß hier irgend ein geheimes Wesen hinter dem Vorhange auf mich lauere. — Am anderen Mittage nach elf Uhr ließ mich der Hofmarschall in das Schloß zur Audienz rufen. — Befangener als gestern folgte ich ihm in den Residenzflügel der herzoglichen Gemächer. — Die höheren Officiere der kleinen Landesarmee waren eben zur Conferenz bei Seiner Durchlaucht gewesen, und es fiel mir auf, daß die in Generals- und Stabsofficier-Uniform mir begegnenden Herren ein sehr jugendliches Alter hatten, daß die Dienerschaft fast aus knabenhaften Pagen bestand. Als ich dem Hofmarschall sagte, daß man hier früher als in meiner Heimath die Epauletten der höchsten Militairgrade erreichen könne,

erwiderte er: „Wie ich Ihnen gesagt habe, der Herzog handelt oft ohne gesunden Willen, er hat alle Officiere über vierzig Jahre plötzlich pensionirt und die jüngsten aufrücken lassen; dadurch hat unser kleiner Staat eine Finanzlast von Pensionssummen erhalten, die enorm ist. Achten Sie auf solche Züge des regierenden Herrn und beurtheilen Sie danach seinen wahren Zustand. Aber über Alles, was Sie beim Herzoge sehen, hören und urtheilen, sind Sie mir gewissenhaften Rapport schuldig."

Wir standen jetzt in einem Vorsaale der herzoglichen Gemächer. Ein Adjutant lehnte hier am Fenster und schauete in den Schloßhof nieder. Der Hofmarschall wechselte mit ihm einige heimliche Worte, der Adjutant sahe mich schlau lächelnd an und machte mir eine freundliche, militairische Begrüßung. Der Hofmarschall führte mich, nach geschehener Anmeldung, durch zwei Zimmer in einen kleinen Saal, wo viele Jagdgeräthe aufgestellt und Hirschgeweihe an den Wänden befestigt waren. Plötzlich trat der Herzog aus einem gelbseidenen Thürvorhange hervor und sahe mich groß und zerstreuet an. Ich fühlte mich etwas verlegen, der Herzog hatte gar keine Aehnlichkeit mit dem Bilde, das meine Phantasie sich von ihm entworfen hatte. Statt eines leidenden, die Spuren der Gemüthskrankheit in der traurigen, melancholischen Miene verrathenden Mannes, stand ein etwa fünfunddreißig-

jähriger, robuster, rothglühender, aus gläsernen, wässrigglänzenden, stark gewölbten Augen unruhig blickender, mehr derber, als schöner Mann vor mir, in einem grünen Schnürenrocke mit Stern und in Jagdstiefeln. —

„Ist das der neue Leibarzt der Herzogin?" fragte er schnell und eilig.

„Zu Befehl, Durchlaucht," versetzte der Hofmarschall — „Jugend und solide Kenntnisse empfehlen den Doctor ganz besonders für unsere Verhältnisse."

„Nun, dann will ich wünschen, daß Sie meine Gemahlin gründlich von allen den kleinen Leiden kuriren mögen, welche sie Ihnen zu klagen haben wird — ich bin gottlob gesund wie ein Reh, gebrauche Ihre Hülfe nicht, kurire mich selbst — aber nun sagen Sie mir, was fehlt meiner Gemahlin? — Sie leidet an fixen Ideen, nicht wahr?"

„Durchlaucht!" antwortete ich verlegen, den Hofmarschall hülfesuchend anblickend, „ich bin noch zu neu hier, um gründliche Urtheile an dieser Stelle wagen zu dürfen."

„Ich schmeichle mir, Durchlaucht," fiel der Hofmarschall in meine Rede, „daß der Doctor auch Dero Vertrauen erwerben werde; er hat ein besonderes Studium aus den organischen Zuständen gemacht, welche Durchlaucht zuweilen derangiren, hat die Kenntniß einer trefflichen Diagnose —"

„Ha! gut — wollen ihn einmal auf die Probe stellen — werde ihn rufen lassen, wenn ich seiner bedarf; nun lassen Sie ihn gehen, ich wollte Ihnen noch meinen Theaterzettel für heute Abend geben."

„Durchlaucht, es ist der „Freischütz" mit großer Sorgfalt vorbereitet und angekündigt."

„Pah! mag ihn heute nicht, schicken Sie zu dem Intendanten, heute Abend will ich „Don Juan" hören."

„Zu Befehl." — Ich wurde durch einen Wink entlassen — der Hofmarschall blieb noch einige Minuten. Unruhig erwartete ich seine Ankunft im Salon, wo unterdessen der Adjutant fortgegangen war. Herr von Münchebergen kam eilig heran, faßte meine Hand und zog mich mit sich fort in den entlegenen Schloßflügel, wo seine Wohnung sich befand. Ich mußte mich setzen, während er ein Billet, ohne Zweifel an den Intendanten des fürstlichen Theaters, schrieb und einem Lackei übergab. Dann sahe er mich forschend an. „Nun bin ich begierig, Ihre erste Ansicht zu hören," begann er.

„Ich gestehe Ihnen ein, daß ich an meiner eigenen Berufung irre geworden bin — zum Arzte des kranken Fürsten berufen, erklärt sich dieser für gesund und verweiset mich an die Krankheit seiner Gemahlin, die mir die Leiden des Fürsten anempfahl."

Der Hofmarschall lächelte. „Sie haben diesen scheinbaren Widerspruch erst selbst erfahren sollen,

darum bereitete ich Sie nicht darauf vor — überhaupt wußte ich ja nicht voraus, in welcher Laune der Herzog Sie aufnehmen würde — nun seien Sie rücksichtslos gegen mich — wie fanden Sie ihn?"

„Als einen Lebemann, der geistige Getränke liebt und sein Leben gerade nicht aufsparte —"

Meine Antwort schien nicht zu befriedigen — mit finsterer Miene fragte der Hofmarschall: „Nun? sind Sie schon fertig? Was sagte Ihnen der Blick? die Behauptung, daß er wohl sei — die rasche Laune, eine andere Oper zu sehen — mit einem Worte, erkannten Sie den Geisteskranken nicht?"

Ich hatte keine schnelle Antwort. —

„Nun," sagte der Hofmarschall etwas gereizt, „wenn Sie den Patienten für gesund erklären, so wären Sie ja demnach ganz überflüssig, dann sollte es mir Leid thun, Sie bemühet zu haben."

Ich erschrak — von diesem Augenblicke, das fühlte ich klar — hing meine Zukunft ab — ich achte an die Ehre einer leibärztlichen Stellung, an den Umgang bei Hofe, an meine Adelheid, an deren stolze Mutter; der Egoismus redete stärker in mir, als die ärztliche Ueberzeugung — der Boden, auf dem ich vor einer vielverheißenden Zukunft, an der Schwelle zum Eintritte in die höchste Gesellschaft stand, bewegte sich unter mir, um mich im nächsten Augenblicke zu stützen oder fallen zu lassen, je nachdem

ich antwortete — kühn, verworren, fortgerissen vom Gedanken an meine Existenz sprach ich: „Herr Hofmarschall, ich glaubte, über eine höchste Person mich nicht so direct äußeren zu dürfen, wie über einen gewöhnlichen Patienten — wenn Sie aber keine Verletzung der Form darin erkennen, so —“

„Reden Sie ohne Rücksicht gegen mich, ich erwarte es,“ fiel er mir freundlich in's Wort.

„Gut, so fand ich Seine Durchlaucht in einer auffallenden Geistesverwirrung, in Selbsttänschung.“

„Sie wollen einfach sagen Wahnsinn? Nicht wahr?“

Die Frage war so entschieden, so drohend, daß ich in großer Befangenheit antwortete: „Ja!“

Nun wurde der Hofmarschall wieder der liebenswürdige, feine Hofmann wie früher. „Ja, so ist es leider — versuchen Sie Ihr Heil — ich habe Sie nun vorgestellt, er wird Sie vielleicht anfangs abweisen, endlich aber rufen lassen, gewinnen Sie dann sein Vertrauen, machen Sie Sich den Schwächen des Herzogs unentbehrlich, dann wird Ihre Klugheit und Geschicklichkeit Ihnen die Stellung und die Bedeutung verdienen helfen, welche Sie für Ihre Zukunft und Privatverhältnisse selbst wünschen.“

Meine Einführung war geschehen — nach einigen Tagen empfing ich das Patent eines herzog-

lichen Hofmedicus und Leibarztes Ihrer Durchlaucht, ich bat um acht Tage Urlaub, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und eilte, betäubt von den neuen Verhältnissen, auf Flügeln der Liebe geradesweges nach dem Gute des Landraths von Pfannenschmidt.

Helene weinte Freudenthränen über mein äußeres Glück, Adelheid stürzte in den mir heilig gewordenen Räumen der kleinen Kapelle selig in meine Arme, Alexander wünschte mir Glück und meinte, nur durch äußere Stellung würde ich der Mutter entschiedene Feindschaft überwinden können. Meine Mittheilung lüftete aber auch den Irrthum, den meine schnelle Abreise aus der Residenz selbst bei Helene, Alexander und Adelheid hervorgerufen hatte, denn die Landräthin hatte nach dem Gute die Nachricht geschickt, daß ich eine Stelle als Arzt am Hofe zu Brasilien und im Consulate daselbst angenommen habe und bald dahin abreisen werde. — Adelheid glühete bei dem Gedanken, bald nach dem Hofe des Herzogs als meine Gattin mir folgen zu dürfen.

Am Morgen nach meiner Ankunft und der glücklichen Stunde, welche mir Adelheid gewidmet hatte, machte ich dem Landrathe meinen Besuch. Ich traf ihn in demselben Zimmer, wo ich ihn einst gesprochen hatte, als ich vor Jahren von der Universität gekommen und Adelheid mir theilnehmend erschienen war.

„Nun, Sie wollen reisen?“ rief er mir herzlich entgegen, „und so weit?“ Ich merkte sogleich, daß er an Brasilien dachte, da ich Adelheid und Alexander gebeten hatte, mir die erste Benachrichtigung des Vaters selbst zu überlassen. Er stutzte, als er mein Patent als Hofmedicus und Leibarzt las, wünschte mir Glück und meinte, seine Frau müsse das Gerücht meiner Berufung falsch verstanden haben. — Er drückte mir herzlich die Hand und sagte: „Sie haben eine Stellung bekommen, die das Glück nicht gleich mitbringt, sondern es Ihnen überläßt, sich dasselbe zu gründen; eine Hofstelle ist keine leichte, wenn man nicht so wenig Eitelkeit besitzt, die anspruchslose Pflicht dem lockenden Einflusse der äußeren Geltung vorzusetzen. Am Hofe soll aber Jeder etwas gelten und seine Rolle spielen, die er sich selbst giebt oder Andere ihm auftragen. Ich kenne den herzoglichen Hof aus mancherlei Mittheilungen, und da ich Ihnen von ganzem Herzen verpflichtet bin, indem Sie mir den Alexander wunderbar verändert und einen ernsten, sinnenden Menschen aus dem Leichtsinnigen gemacht haben — so will ich Ihnen einige gute Winke geben, die Ihnen von Nutzen sein können. Das Leben am Hofe ist ein Gehen auf glattem, unsicheren Boden, namentlich an einem solchen Hofe, wo viele Intriguen stattfinden. — Seien Sie auf Ihrer Hut — handeln Sie als Arzt, aber lassen Sie Sich nicht in politische

Geschichten ein — denken Sie an das warnende Beispiel Struensee's. — Sie müssen wissen, daß die Herzogin ihren Gemahl nur durch diplomatischen Zwang bekommen hat; eine Intrigue der herzoglichen Tante, verwittweten Königin von .... hat die schönen Landgebiete des Herzogs mit zu denen vererben lassen wollen, welche einst der Herzogin als Erbe zufallen — dieser Einfluß ist geschwächt, die Familie der kinderlosen Herzogin gewinnt allerdings das Land, aber man strebt dahin, einen Grund zu suchen, dem Herzoge die Regierung zu nehmen und sie dem jüngeren Bruder der Herzogin zu übertragen, da eine Ehescheidung den Erbvertrag aufheben würde; obgleich die Herzogin gewiß gern den Gemahl heute noch los wäre. Man schildert den Herzog als einen rohen, nur wilden Genüssen lebenden, Jagd, Theater und Maitressen liebenden absolutistischen Mann, der dem Trunke ergeben sei und mancherlei Launen habe, die dem Lande, das indessen sehr reich ist, viel Opfer kosten. Nun hat der Herzog aber eine Stütze an der verwandten größeren Macht X.... erhalten, welche ein geheimnißvolles Interesse daran hat, demselben die volle Regierungsfreiheit zu sichern, da er die absolutistischen Tendenzen der verwandten Macht willenlos acceptirt und deren Werkzeug ist. Der Hof, wo Sie nunmehr Ihren Beruf finden, ist demnach der Kampfplatz großer Intrignen, hüten Sie Sich, irgend eine Rolle

darin zu spielen — ich sage Ihnen das, weil es nützlich ist, das Terrain zu kennen."

Mir wurde bei der biederen Mittheilung des Landrathes sehr beklommen zu Muthe, ich dachte an das erzwungene Jawort, das ich dem Hofmarschall auf seine entschiedene Frage gegeben hatte, da ich ohne dieses verhängnißvolle Ja jedenfalls meine Stellung verscherzt haben würde. Das heimliche Bewußtsein, bereits ein Werkzeug der Intrigue auf Seiten der Herzogin zu sein, machte mich gedrückt und still. Der Landrath glaubte, daß dies eine Wirkung seiner vertraulichen Mittheilung sei und sprach mir Muth ein. „Daß man aus der Zahl der Aerzte im Herzogthum keinen zum Hofmedicus gemacht, sondern einen Fremden, den der Zufall mit ihnen bekannt machte, berufen hat, läßt mich schließen, daß man eine Absicht mit Ihnen hat — aber Sie werden ja schon nach Ihrem guten, redlichen Herzen zu verfahren wissen." Er drückte mir dabei ermunternd die Hand. Ich befand mich in großer Zerstreutheit, meine Gedanken weilten bei der Audienz des Fürsten und dem Gespräche des Hofmarschalls, dann flogen sie zu Adelheid, um deren Besitz ich blindlings dem Zuge des Ehrgeizes gefolgt war. Eine unedle That (und so erschien mir mein dem Hofmarschalle gegebenes Jawort) erzeugt weitere unedle Gedanken — ich bildete mir den stillen Plan, für die äußere Stellung vorläufig

Alles zu thun, um mir die Weltgeltung zu verschaffen, welche mir Adelheid's Besitz nicht mehr bei deren Mutter streitig machen könne, dann aber die Intrigue, deren noch blindes Werkzeug ich war, die Rolle, die mir aufgedrungen, von mir zu wälzen und an Adelheid's Seite ein stilles, ärztliches Leben wo möglich auf dem Lande zu führen.

Es giebt Stimmungen im Menschen, wo er, bei aller Befangenheit in Gedanken an seine Zukunft, doch zugleich den Muth fühlt, sein Schicksal herauszufordern und zu bestimmen. Es ist dies einer von den scheinbaren, aber doch erklärlichen Widersprüchen der Menschenseele. Mit einer ungewöhnlichen Hast, mit einer leidenschaftlichen Hingebung an den Gedanken meiner Liebe, gestand ich dem Landrathe mein stilles Verhältniß zu Adelheid. — Ich erstaunte über seine Ruhe, sein geheimnißvolles Lächeln — dann aber sagte er: „Meine Adelheid kann mir nicht lange etwas verbergen — ich weiß, seit Ihrer Rückkehr von der Reise, das Verhältniß — ich habe nichts dagegen einzureden, in Gottes Namen, gegen Liebe läßt sich schlecht opponiren, aber auch die Mutter hat das Recht der Einsprache oder Einwilligung. — Damit Sie sehen, daß ich die Liebe meines Kindes ehre und behüte, so rathe ich Ihnen, das Geheimniß noch fortbestehen zu lassen — reisen Sie an den herzoglichen

Hof zurück, befestigen Sie dort Ihre äußere Stellung, dann fordern Sie meine Adelheid von ihrer Mutter — ich, lieber Freund, ich segne diese Liebe, denn Adelheid ist mein theuerstes Erdengut."

Da öffnete sich die Thür — Adelheid trat herein, glühend, verschämt, aber strahlend, trotz der verlegenen Hast, womit sie des Vaters Hand ergriff und küßte. „Was willst Du?" fragte er, „Mädchen, Du hast gehorcht — gestehe es ein?" Sie aber umschlang den Vater mit den schönen Armen, drückte die Augen auf seine Wange und flüsterte: „Du hast meine Liebe gesegnet, Vater, beschütze ihn und mich!" Ich näherte mich dem überraschten Manne, der auf diesen Fall nicht vorbereitet war, er ließ es geschehen, daß ich Adelheid's Arm von seiner Schulter zog und daß sie ihre Augen von seiner Wange entfernte, um sie groß, leuchtend und selig gegen mich aufzuschlagen, er legte unsere Hände in einander, sahe uns gerührt an und sprach: „Der Himmel hat Euch zusammengefügt, Gott segne es — aber vor der Welt soll Euer Bund noch ein Geheimniß bleiben — ein halbes Jahr lang — versteht Ihr — wer weiß darum?"

„Alexander und Helene," jubelte Adelheid glücklich. —

Der Landrath horchte auf. „Ei," begann er, „dann wisset Ihr auch wol etwas von Alexander — hm? hat der vielleicht auch ein Herzensverständniß?

Meine Frau machte eine dunkle Andeutung davon — Kern, Sie müssen das wissen."

Ich erschrak — sollte ich die Segnung meiner Liebe mit einer Unwahrheit vergelten? Schnell antwortete ich: „Ich weiß, daß er nicht verlobt ist?"

„Das freuet mich, konnte es mir auch wol denken," erwiderte der Landrath befriedigt. —

Im Rausche der Liebe eilte ich zu Helenen zurück; der Besitz meiner theueren Auserwählten war mir jetzt, so ließ mein Glück mich fühlen, fest gesichert — gesegnet, der väterlichen Hut anvertrauet. Alexander umarmte mich als seinen künftigen Schwager. Drei Tage verlebte ich auf dem Gute in einer glückseligen Betäubung, dann eilte ich nach der Stadt, wo Fritz Willburg meine neue Stellung am herzoglichen Hoflager kälter aufnahm, als ich vermuthet hatte, Doctor Wedekind mir aber Glück wünschte, unter Fischer's allmächtiger Rachsucht und Bosheit, wie er dessen Einfluß nannte, weggekommen zu sein. „Ihre Carrière ist gemacht," sagte er. „Sie machen sich der Herzogin unentbehrlich, heirathen eine ihrer Hofdamen und werden mit der Zeit erster Arzt des Herzogthums." Diese Vorhersagung hatte für mich keine Bedeutung, aber ich ließ den Collegen bei seinem Glauben. Auffallend wurde es mir, daß Personen, die sonst freundlich mit mir verkehrt hatten, einen offenbaren Neid durch

ihre Reden und Mienen zu erkennen gaben. Mir war der dicke Fritzel, den die Studenten einst „Wamst“ nannten, begegnet, er, der Freund von Fischer, der Hof-Kupferstich-Conservateur, der mich zur Zeit meines Staatsexamens nicht mehr zu kennen schien, redete mich mit seiner listigen, fettigen Freundlichkeit auf der Straße an, betonte meinen Hofmedicustitel mit einem ironischen, süßlichen Pathos und wollte mich aushorchen, wie ich dazu eigentlich gekommen sei; ich antwortete ihm oberflächlich ohne seine Neugier zu befriedigen und merkte, wie seine fettumlagerten bebrillten Augen mich boshaft fixirten. Ich verließ ihn mit einem innersten Widerwillen, als er in seiner lispelnden, gleißenden Weise sagte: „Man sprach davon, daß Sie nach Brasilien auswandern wollten, aber die Stelle am herzoglichen Hofe hat Ihnen gewiß die Frau von Pfannenschmidt verschafft.“

Auch noch einen anderen Bekannten sollte ich vor der Trennung aus meiner Vaterstadt wiedersehen. Schlemper, der ehemalige Stubengenosse der Universität, der Ehemann von der reichen Schwanenwirthin Amalia Dornblüth. — Er hatte mich damals, als ich auf das Examen lauerte, nicht am Wege angesehen, wenn er in seinem Wagen nach den Wirthschaftsgärten vor die Stadt fuhr, wo er, wie mir Doctor Müller sagte, eine große Autorität unter den Bürgerfamilien besaß. Ich

wollte eben nach der Post gehen, um abzufahren, da die Eisenbahn erst projectirt war, als Jemand meinen Namen rief. Die Haustreppe einer Conditorei stieg Schlemper herab und schritt hinter mir her. „Mein Himmel, Kern, sind Sie hier? Sie sind ja ordentlich was Großes geworden, habe es vorgestern in der Zeitung gelesen. — Hofmedicus — Leibarzt — müssen auf der großen Reise gute Freunde gefunden haben.“ Ich antwortete ihm durch lächelndes Schweigen. Dieses schien ihn zu beleidigen, denn mit scharfer Betonung und unter dem ihm eigenen Verkleinern der schläfrigen Augen sagte er: „So ist der famose Burschenschafter noch Hofmann geworden — Sie haben Ihre Gesinnung nach der Windfahne gedreht, das ist klug, wenn man kein Brot hat.“

„Herr Schlemper — haben Sie mich angerufen, um mich zu kränken?“ fragte ich stehen bleibend.

„Sie können auch Herr Stadtrath Schlemper sagen, mein Herr Hofmedicus — doch nur nicht hitzig, wenn ich einmal durch das kleine Ländchen reise, besuche ich Sie — sagen Sie doch, hat die herzogliche Residenz auch Thore?“ Ich gab keine Antwort. Er lächelte hämisch und fuhr fort: „An kleinen Höfen ist der Leibarzt auch eine Standesperson, nicht wahr?“ Ich antwortete kurz: „Jawohl!“ und schritt rasch weiter, denn ich fühlte die plumpe Mißgunst aus diesem Menschen sprechen,

dessen Geist und Gesinnung ich niemals achten gelernt hatte. Außerdem hatte er die Sache der Bürgerschaft, durch die er doch populair geworden war, verlassen, hatte auf die Wahlen zur Ständekammer für die Minister gewirkt und dafür heimliche Belohnungen empfangen. Das stille Gefühl, an Fritzel und Schlemper zwei neidische Feinde in meiner Vaterstadt zurückzulassen, begleitete mich in den Postwagen und verschwand erst aus der Erinnerung, als fremde Gegenden und Menschen auf mich einwirkten. —

---

22. Die leibärztliche Praxis.

Je klarer mir meine Stellung am Hofe wurde, desto schwieriger und drückender fand ich sie — ich wußte nun, was ich sollte, wessen Werkzeug ich war, welche Rolle man für mich ausersehen hatte. Erschreckend vor der Aufgabe, für deren Vollendung ich äußere Stellung, Ehre, Gehalt bezog, wäre ich gern, wie ein Flüchtling vor meinem eigenen Gewissen, davongelaufen, um den Druck der Verhältnisse abzuwerfen, aber eine mächtige Fessel hielt mich zurück, der Gedanke nämlich, daß diese Stellung dazu dienen müsse, Adelheid aus den Händen der Mutter zu erhalten. War sie erst meine Gattin,

dann sollte mich nichts abhalten, die zweideutige Ehre eines Hofmannes aufzugeben und auf einer friedlichen Landstelle dem eigenen Herzen, der Natur und der Freude am Berufe zu leben. Daß ich Adelheid für eine solche Wechselung der Stellung willig finden würde, verbürgte mir ihre eigene Neigung. — Zur Zeit aber wurden alle Besorgnisse von dem überragenden Gefühle des Ehrgeizes verdrängt. — Wenn Jemand einige Zeit am Hofe der Götter dieser Erde gelebt hat, so wird er, das empfand ich bald, unwiderstehlich von dem Geiste dieser Sphäre mit fortgerissen, er athmet eine Luft, an die er sich acclimatisiren muß, um nicht zu ersticken oder geschwächt zu werden. Das gewöhnliche, bürgerliche Leben, wie es unter dem Gesetze des Staates und der Moral sich gestaltet und worin man als geborener bürgerlicher Unterthan nach gewissen Begriffen von Recht, Sitte, Pflicht, Arbeit und Verdienst erzogen und heimisch wird, findet in dem Leben der Hofwelt seinen Widerschein nicht, hier denkt, fühlt, verkehrt, definirt und handelt man anders, der Wille der vornehmsten Person, also deren Anschauung, Laune, Charakter, — wird Gesetz und Vorbild, man sieht und lernt allaugenblicklich den Willen des Einzelnen respectiren wie ein Gesetz, man hört nie Widerspruch, aber weiß, wie der Mund nur verbindliche Phrasen redet, während im Inneren Plan, Eigenwille, Abneigung,

Verachtung, Ueberdruß und Intrigue mächtig arbeiten, man thut, wie die Andern, das künstliche Netz der formellen Etiquette hält alle Gegensätze scheinbar harmonisch zusammen, aber die Fäden durchkreuzen sich hundertfach und der Wille des Vornehmsten ist gewöhnlich nur der Ausdruck und Vorwand einer zeitweise herrschenden Partei. —

Die Acclimatisation in dieser Luft nährte meine ehrgeizigen Anlagen und beschwichtigte die Mahnungen meiner besseren Natur — ohne daß ich es eigentlich verstand, hofmännisch zu leben. Soviel wußte ich aber bereits in der ersten Woche, daß ich nie nach eigener Ueberzeugung reden durfte, sondern immer nur im Sinne der Partei, welcher ich angehörte, deren Werkzeug ich war, der ich überhaupt verpflichtet blieb. Und diese Partei war für mich die der Herzogin, deren Führer der Herr von Münchebergen war — diese Partei hatte durch den gelungenen Sturz einer Familie von Suhren (deren Haupt, der Oberjägermeister, ein Werkzeug des königlichen Hauses, an der Tendenz der herzoglichen Alleinherrschaft das lebhafteste diplomatische Interesse nahm) die zeitweilige Gewalt des Einflusses gewonnen, eine künstlich angezettelte Scheinrevolution im Ländchen, wozu man die Bürger und Bauern verleitete, hatte den Fürsten erschrecken müssen, ein neues Programm der Verhältnisse war ihm abgezwungen worden, die Herzogin regierte factisch mit

ihrer Partei, der Herzog nur nominell. — Man strebte aber noch weiter — der Fürst sollte der Regierung zu Gunsten des Bruders seiner Gemahlin entsagen — um ihn dahin zu bewegen, wurden wunderbar klug gesponnene Pläne angelegt und auch ich war dazu berufen worden. Daß ich diese Pläne kannte, von dem Zwecke meiner Berufung wußte, durfte ich nicht ahnen lassen, viel weniger äußeren, ich mußte den Kurzsichtigen, Unbefangenen spielen, ich war ja berufen worden, den Geisteszustand des Herzogs zu beobachten, sein Vertrauen zu suchen, ihm ärztliche Verordnungen zu geben, die ihm nützlich werden könnten, sollte mich immermehr überzeugen, daß er an Wahnsinn leide und allmälig die Behandlung so gestalten, daß sie die eines Geisteskranken werde. Dann, unter dem Drucke der geistigen Unselbstständigkeit, irre geworden an seinem eigenen Verstande, umgeben von Menschen, die jede freie überlegte Handlung mit Bedenken und stiller, ehrerbietiger Opposition betrachten, dabei der verzehrenden Wirkung seiner eigenen Leidenschaften fördersam ausgesetzt, so glaubte man am Leichtesten die Unfähigkeit des Herzogs zum Regieren verwirklichen zu können. —

Daß die Wahl auf mich gefallen war, zeugte für den feinen, schlauen Blick des Hofmarschalls. Meine Gestalt, meine Jugend, meine Ausdrucksweise, meine mehr ernste Stimmung — Alles hatte

er schnell geprüft und berechnet, denn das paßte in seine Pläne, nämlich zu den Launen des Herzogs, der schnell eine selbst der Herzogin unerwartete Neigung zu mir faßte. Schon nach viermaligem Begegnen und Anreden hatte er mir gesagt: „Sie können alle Morgen einmal nach meinem Befehle sich erkundigen!“

Je länger ich den Herzog beobachtete, um so gewisser durfte ich mich überreden, daß er ein durch Ritter-, Soldaten- und Jagdspiel, so wie die damit verbundenen Folgen, geistig und leiblich geschwächter Mensch sei; derb, glühend, anscheinend kräftig zwar, aber von der Hand der inneren Zerrüttung mit den Farben des robusten Lebens gezeichnet. Zwischen Gedanken und lautem Befehle lag bei ihm kein Zeitraum, daher kam sein häufiger Widerspruch, denn jeder Gedanke, den ruhige Menschen still überlegen und wobei sie Gutes vom Schlechten scheiden und letzteres verschweigen, platzte bei ihm unmittelbar heraus und war Befehl. — Der nächste Gedanke widersprach dem vorletzten oder letzten dann sehr häufig. Dazu war eine große Vergeßlichkeit gekommen, begünstigt durch die fortwährende Zerstreuung, welche die herrschende Hofpartei ihm künstlich bereitete. Ich merkte bald, daß man den Willen der Herzogin, überhaupt der Partei, als herzogliche Befehle octroyirte und dem Herzoge gegenüber keck behauptete, daß *er selbst* diese Befehle gegeben,

aber vergessen habe. Auf diese Art entstanden bisweilen Maßregeln, die wirklich hätten an dem gesunden Verstande zweifeln lassen dürfen, schon deutete man auch im Bürgerthume darauf hin, daß Durchlaucht an einer Geistesverwirrung leide. — Meine Berufung und Gegenwart in der Residenz konnte der Aufmerksamkeit der Aerzte in derselben nicht entgehen, da ich aber auf ausdrücklichen Wunsch des Hofmarschalls keine collegialische Verbindungen anknüpfen sollte, sondern ausschließlich zum Hofpersonale gehörte, in einem Nebengebäude des Schlosses wohnte, mich einer Equipage aus dem herzoglichen Marstalle bedienen durfte und mein ganzer Umgang sich nur auf das Hofpersonal beschränkte, so faßten die städtischen Aerzte, von denen Keiner mehr am Hofe zu thun hatte und deren drei beamteten Mitgliedern eines bestehenden Sanitätscollegiums ich keine Visite hatte machen sollen, ein frühes Mißtrauen und eine schnelle feindselige Gesinnung gegen mich, hielten mich ohne Zweifel für einen Charlatan oder Abenteurer, erkundigten sich jedenfalls nach meiner Herkunft und mußten eine Opposition gegen mich bilden. In der Stadt aber ging das Gerücht, der Herzog sei völlig toll geworden und um es zu vertuschen, habe man einen fremden Arzt bei ihm angestellt. Ich bekümmerte mich aber nicht darum, sondern lebte der Wissenschaft und meinem nächsten, abgeschlossenen Kreise.

Ich mag nicht ausschwatzen, was ich am Hofe

gesehen, gehört und erlebt habe; — daß die gestürzte von Suhren'sche Partei, mit der auch, wie ich erkannte, alle älteren Officiere pensionirt worden waren, nicht unversucht ließ, mich aufzusuchen, auszuhorchen und zu bestechen, brauche ich nicht zu versichern. Ich blieb dem Hofmarschalle treu, hatte ich doch nur den einzigen Gedanken meine äußere Stellung als äußerlich glänzendes Mittel zu benutzen, um der Landräthin Hochmuth damit zu blenden und ihre Einwilligung zu Adelheid's Besitze zu gewinnen. —

Eines Tages wurde ich eilig von einem Diener zum Baron von Isenbach gerufen, wo die gnädige Frau plötzlich ärztlichen Beistand fordere. Ich kannte diese adlige Familie nicht, sie war noch nie bei Hofe eingeladen, mußte also zu den Familien der gestürzten Gegenpartei gehören. Ich durfte mich dieser Aufforderung nicht entziehen, sondern folgte. Der Baron, eine echt aristokratische, bärtige und stolze Erscheinung, empfing mich mit herablassender, lächelnder Ruhe und erklärte, daß mein Ruf als geschickter Arzt ihn mit Vertrauen erfüllt habe, seine unpäßliche Gemahlin mir zur Kur zu empfehlen. — Ich glaubte Ironie zu hören, benahm mich aber ganz wie Arzt und folgte in das Gemach der Baronin. Sie war eine junge, schöne Frau, ihr Gesicht hatte Züge, die mir bekannt schienen, die ich wenigstens schon in ähnlicher Weise einmal gesehen zu haben glaubte. Ich fand die Dame nicht krank, aber sie behauptete

es zu sein. Um ihrer vermeintlichen Einbildung oder etwa möglichen, noch verborgenen Symptomen zu genügen, verordnete ich eine leichte Mixtur; der Baron zeigte sich sehr gesprächig, fragte nach dem Befinden des Herzogs, nach scheinbar geringfügigen Zuständen, fragte mich endlich dreister, ob der Herzog wirklich an Geistesstörung leide, worauf ich weder Ja noch Nein antwortete. Plötzlich brach er ab und erkundigte sich, wo ich studirt hätte, erzählte selbst von seiner Studienzeit und ich ging in das Garn hinein, machte, wie es mir schien, unschuldige Andeutungen über meine Studentenzeit, die er mit großer Aufmerksamkeit anhörte, und bemerkte erst spät, daß er redende Blicke mit seiner Gemahlin wechselte. „Hatten Sie nicht auch ein Duell?“ fragte der Baron, „ich habe deren viele gehabt, freue mich noch stets, wenn ich davon reden höre.“ Ich antwortete in meiner Gutmüthigkeit. „Mir ist das Andenken an Duelle nicht erfreulich, denn gezwungen führte ich die akademische Klinge unglücklich gegen einen jungen Adligen.“

„Ha, das war ein gewisser von Witzenhausen nicht wahr?“

„Leider, der Unglückliche hieß so.“

Jetzt unterdrückte die Baronin einen Seufzer, deckte das Spitzentaschentuch über die Augen und legte den Kopf auf das Kissen. „Meine Gattin wird unwohler,“ hob der Baron an, „haben Sie

noch etwas zu verordnen?" Ich wollte ihren Puls ergreifen, aber sie zog den Arm zurück, auf meine Frage, was sie fühle, lüftete sie die Augen, warf mir einen kalten, zurückweisenden, drohenden Blick zu und sagte: „Lieber Mann, ich bedarf der Ruhe."

„Kommen Sie," sprach dieser schnell, „der Wille eines Kranken ist Medicin," und unter ablenkenden Reden führte er mich an die Thür des Vorzimmers. „Wenn etwas Bedenkliches eintritt, werde ich schicken," sagte er, „ich danke Ihnen höflichst." Ich war schon an so viel Ungewöhnliches im Umgange vornehmer Personen gewöhnt, daß ich ruhig fortging; aber unterwegs fiel es mir schwer auf das Herz, zu offenherzig über meine eigenen Verhältnisse gewesen zu sein. Aber es war mir schon öfters so ergangen, daß ich, bei dem Vorsatze kluger Verschwiegenheit, zu vertrauensvoll über mich selbst geredet hatte. Dann ärgerte ich mich später darüber, nicht etwa über eine üble Folge, sondern über meine Schwäche. — Diesesmal aber, obgleich ich doch nur Thatsachen aus meiner Jugendzeit erzählt hatte, die längst hinter mir lag mit allen ihren Folgen, fühlte ich doch eine merkwürdige Beklommenheit auf dem Heimgange. Leider sollte ich erfahren, daß meine Ahnung böser Geister keine Täuschung gewesen, daß dieser scheinbar unschuldige Krankenbesuch das erste Symptom einer geheimen, feindseligen Verbindung gegen mich war.

Indessen gestalteten sich die Verhältnisse am Hofe immer entschiedener zu einer thatsächlichen Katastrophe. Hätte ich nicht in heimlich glücklichen Stunden die liebeathmenden Briefe Adelheid's und Helene's empfangen und gelesen, die nichts von dem Geheimnisse meiner Stellung ahnten, so würde ich vielleicht im Klima des Hoflebens nicht so lange ausgedauert haben, bis ich meinen persönlichen Zweck erreicht hätte.

Der Herzog verlangte mich eines Abends zu ungewöhnlicher Zeit zu sprechen. Er hatte überhaupt oft die Laune, mich über etwas, was die Gesundheit betraf, zu fragen und dann das Gegentheil zu thun, als ob er der Meinung sei, ich riethe ihm nur Nachtheiliges und als ob seine Vertrauensfrage doch nur Mißtrauen sei. — Ich erschien vor ihm; er glühete von Champagner — eine Dame vom Theater, die zur Zeit die höchste Gunst gefunden hatte, war, wie mir der Lakei verrieth, eben fortgegangen.

„Doctor!" rief der Herzog auf einem Langsessel liegend, „Sie haben mir gesagt, daß ich krank wäre, gut, ich will Ihnen meine Kur sagen, ich reise nach Italien und Sie begleiten mich und stehen dafür ein, daß es mir bekommt."

„Durchlaucht, dazu kann ich nicht rathen."

„Warum nicht?"

Ich stockte, denn den mir von dem Hofmarschall

vorgeschriebenen Widerspruch hatte ich mir schon zur gedankenlosen Gewohnheitsphrase gemacht.

„Seht Ihr wohl?“ rief der Herzog ärgerlich, „Euer verdammtes Bedenken hat niemals einen vernünftigen Grund; morgen fahre ich ab, ich brauche keinen Doctor, Ihr könnt hier bleiben.“

„Das Land würde Eure Durchlaucht ungern reisen sehen, außerdem leiden Dero leiblichen Zustände die Aufregungen der Reise nicht, Eure Durchlaucht bedürfen ....“

„Eures Rathes nicht, geht, Doctor, Euch hat der Teufel den Widerspruch gegeben, Euch und der ganzen Sippschaft!“

Ich kannte diesen Ausbruch der Champagnerstimmung schon, die im Gefühle der Abspannung schnell reizbar zu werden pflegte; — ich ging und zwar, wie meine Vorschrift war, zum Hofmarschall, um das Vorgefallene zu berichten. Er horchte auf —„wir wollen abwarten, was er morgen sagt,“ erwiderte er scheinbar gleichgültig; „Sie sehen ein, daß ein solcher leidender Mensch weder reisen, noch Willen haben darf — apropos, Ihre Kur geht sehr langsam vor sich, sehr langsam. Sie beobachten zu lange — denken Sie stets an Ihre Aufgabe. —“

Ich verbrachte eine unruhige Nacht, denn aus mancherlei Zeichen hatte ich gemerkt, daß die Suhren'sche Partei heimliche Schritte thue, um die Intriguen der Herzogin zu vereiteln und die Münche-

bergen'sche Herrschaft zu stürzen. Dazu schien auch die jetzige Favoritin des Herzogs, die Schauspielerin Davidson, eine verführerische Schönheit, als Werkzeug benutzt zu werden, sie war, wie man später erfuhr, die Vermittlerin zwischen dem Herzoge und dem Oberjägermeister gewesen. Ich wünschte mich fort von diesem Hofe, aus diesem zweideutigen Berufe. — Vorher aber mußte ich Adelheid gewonnen haben, dann war es mir, und gewiß auch ihr gleichgültig, wenn ich aus der Partei, die mich zum Hofmanne machte, von der gleißenden Höhe herabstieg und in das glückliche, redliche Privatleben zurückgeworfen wurde. Da ich eine Katastrophe zwischen den Parteien nahe voraussahe, so überlegte ich, wie ich vorher meinen Privatzweck erreichen sollte. Schon waren fünf Monate meiner leibärztlichen Stellung verflossen und ich glaubte auf dem Glatteise der Hofgunst keine längere Zeit verlieren zu dürfen. — Aber die Zeit der Entscheidung sollte mich früher bedrängen, ehe ich es erwartete.

Am anderen Mittage ließ mich der Hofmarschall eiligst rufen. „Der Herzog besteht darauf, sofort nach Italien zu reisen, Sie sehen ein, daß ein Geistesschwacher nicht reisen darf, ohne Aufsicht — schon sein Begehren, nur fremde Personen zur Begleitung mitnehmen zu wollen, zeugt von seiner Unzurechnungsfähigkeit — geben Sie mir sogleich ein ärztliches Attest von der Geistesschwäche

des Herzogs und er wird danach behandelt werden."

Ich bebte zurück — „Und was würden Sie thun?" fragte ich kleinlaut.

„Das Nöthige, was die Pflicht der Frau Herzogin mir befiehlt; es würde, bis zum Resultate eines Familienrathes, der Kranke gewaltsam zu bewachen sein."

„Und die Verantwortlichkeit, wenn etwa andere, einflußreiche Personen den Zustand des Herzogs für gesund erklären?"

„Zweifeln Sie auch nur einen Augenblick an der Gunst der Herzogin?"

Ich verstummte. „Kommen Sie, wir wollen zum Herzoge gehen!" Er eilte voran in den anderen Flügel des Schlosses. Hier fuhr so eben eine Kutsche ab; ein flüchtiger Blick durch das Fenster hatte dem Hofmarschall den Baron von Isenbach erkennen lassen, denselben, der mich nicht zum zweiten Male zu seiner Frau hatte rufen lassen. Zornig fuhr der Hofmarschall auf den diensthuenden Lakeien zu und fragte: „wer hat den Baron bei Seiner Durchlaucht angemeldet?"

„Der Flügeladjutant, Herr von Geißler," war die Antwort. Herr von Münchebergen verbiß seinen Zorn, ließ sich und mich anmelden und sahe mich mit beherrschendem Ernste an. „Herr Doctor!" flüsterte er mit sichtbar bekämpfter Unruhe, „Sie

müssen das Vertrauen, das wir in Sie setzten, bewähren; Sie haben nichts zu verlieren."

Der Lakei kam zurück und gab ein Zeichen wir traten ein. Der Herzog saß in Generalsuniform vor seinem Schreibtische, ohne Notiz von uns zu nehmen, selbst nicht, als der Hofmarschall ihn mit den Worten anredete: „Durchlaucht, Frau Herzogin lassen sich nach Ihrem Befinden erkundigen, haben auch den Wunsch, Eure Durchlaucht zu sprechen."

Endlich warf der Herzog die Feder hin, faltete ein Blatt zum Briefe zusammen, drückte eine Oblate auf und reichte es dem Hofmarschalle dar. „Geben Sie Das der Herzogin — ich habe eine eilige Reise zu machen."

„Wir sind gekommen, im Namen der Herzogin dagegen zu protestiren," erwiderte der Hofmarschall.

„Ich reise."

„Doch nicht ohne uns?"

„Mit Baron von Isenbach und Oberjägermeister von Suhren — ich reise incognito."

Der Oberhofmarschall zitterte mit der Hand, worin er den Hut hielt, und schien einen Augenblick außer Fassung zu sein. Schnell aber gewann er seine diplomatische Sicherheit wieder, lächelte unbefangen und sagte höflichst: „Eure Durchlaucht haben unter allen Fürsten den Ruf der Ritterlichkeit bewahrt und werden nicht mit zwei Personen reisen,

die in größter Ungnade der Frau Herzogin stehen. Die Beleidigung der Dame wäre zugleich eine Herausforderung der Gattenehre, deren Folgen dem Blicke Eurer Durchlaucht klar sein dürften."

Der Fürst horchte auf und schien sich zu besinnen. „Ich werde sie mit der Herzogin aussöhnen, sie meinen es gut mit dem Throne."

„Haben Durchlaucht vergessen, daß jene die Hoheitsrechte dieses Landes dem Könige von X. in die Hände zu spielen versucht haben, daß sie im Solde Ihrer Feinde stehen? Wer hat damals die Revolution angezettelt?"

„Haben sie das? So?" fragte der Herzog wie im Traume — in diesem Augenblicke glich er wirklich einem Geistesschwachen; — der Hofmarschall gebrauchte das alte Mittel, sich auf die große Vergeßlichkeit des Fürsten zu stützen. Rasch fuhr er fort: „Eurer Durchlaucht Wort war stets ein unverbrüchliches, das nie die Schwäche der Bedeutungslosigkeit und Inconsequenz auf sich geladen hat — darum kann auch der Befehl des Fürsten, daß die Familie Suhren und Isenbach nie wieder am Hofe erscheinen sollen, nicht eher für ungültig gehalten werden, bis man weiß, daß dergleichen gemessene Befehle nur zeitweise Launen sind."

„Ich befehle so, wie ich's will," versetzte der Herzog und schritt durch das Zimmer mit dem unsicheren Schritte eines Rückenmarksschwachen. Ruhig,

ehrerbietig und mit der kalten Würde eines feierlichen Dieners fuhr der Hofmarschall fort: „Haben Durchlaucht vergessen, daß Sie auf nächste Woche den hohen Herrn Bruder der Frau Herzogin eingeladen haben, daß auf Ihren besonderen Befehl die berühmte italienische Sängerin Maretti in vierzehn Tagen zwei Gastrollen geben wird — und Durchlaucht wollten reisen?" Der Herzog faßte sich vor die Stirn, sahe den Hofmarschall finster an und sagte nach einigen Secunden: „Es ist gut, meine Reise soll aufgeschoben werden." Ein feines Lächeln stieg beim Hofmarschalle an den Mundwinkeln auf und verlor sich gegen die Wangen hin. „Was will der Doctor?" fragte der Herzog plötzlich. „Durchlaucht, unser Hofmedicus, Ihr Leibarzt, wollte nur die Pflicht thun, sich zum Dienste zu melden."

„Mein Leibarzt? Ich gebrauche keinen, Sie wollen sagen, der Leibarzt der Herzogin."

„Durchlaucht, wir sind unter uns; — Ihre große Vergeßlichkeit macht mich ängstlich, es muß in Ihrem Gehirne irgend eine Schwäche liegen, Sie wissen nicht mehr, was Sie am Tage zuvor zu befehlen geruheten, daher der scheinbare Widerspruch, den Sie bei Ihrer Umgebung zu finden glauben — Durchlaucht, Sie sind krank, überlassen Sie mir und dem Minister von Gladitz, den Ihr Vertrauen an die Spitze der Landesgeschäfte berufen hat, an

die Stelle Ihres Gedächtnisses zu treten; was Sie dem Hofe und dem Lande befehlen, wollen wir genau auffassen und vollführen — begeben Sie Sich, ehe das Volk davon erfährt, unter die stille Obhut Ihrer treuesten Diener. Eure Durchlaucht sind krank — der Doctor hat Ihren Zustand mit tiefer, wissenschaftlicher Klarheit erkannt — vertrauen Sie Sich ganz seinen Rathschlägen an."

„Was fehlt mir? Woran leide ich?" fragte er mich derb. Die Augen des Hofmarschalls hefteten sich stechend auf mich. „Durchlaucht!" antwortete ich aus Verlegenheit dreist: „an einer Nervenkrankheit, die die Vorstellungen afficirt." Der Herzog sahe mich ärgerlich an, schritt dann durch sein hohes Zimmer, ergriff plötzlich einen grünseidenen Lichtschirm und hielt ihn dem Hofmarschall vor. „Was ist das?" rief er heftig.

„Ein Lichtschirm."

„Von welcher Farbe?"

„Blau!"

Der Herzog stutzte — „Sie sind krank — verstehen Sie mich? Wer nicht grün und blau unterscheiden kann, ist toll," rief er ärgerlich. —

„Der Doctor wird meine Aussage bestätigen," versetzte der Hofmarschall mit einer Keckheit, die mich in Erschrecken brachte; ohne aber mein Zeugniß zu fordern, warf der Herzog den Lichtschirm auf einen Tisch und ging zurück. Ich hörte ihn mur-

meln: „Nachgerade glaube ich daran, daß ich nicht mehr weiß, was ich thue.“

Der Hofmarschall nahm einen bestimmten, geschäftsmäßigen Ton an und fragte: „Werden Durchlaucht morgen die befohlene, große Parade abhalten?“

Der Herzog horchte auf, schien sich auf einen solchen Befehl zu besinnen und sagte verdrießlich und kurz: „Ja — um zwölf Uhr!“ — Der Hofmarschall verneigte sich, fragte nach weiteren Befehlen, erhielt das Zeichen der Entlassung und ging mit mir hinaus. Der Kammerdiener stand draußen. „Behrens, der Lichtschirm des Herzogs ist blau,“ flüsterte er diesem zu. „Sehr wohl, weiß schon Bescheid,“ erwiderte Jener listig. „Besorgen Sie sogleich einen Lakei zum Oberjägermeister von Suhren, daß Durchlaucht nicht reisen werde.“ — Der Kammerdiener versetzte: „Zu Befehl — aber nehmen Sie die Schauspielerin Davidson auf's Korn.“ Herr von Münchebergen nickte und eilte davon. — „Noch ein Wort, folgen Sie mir auf mein Zimmer,“ sagte er zu mir.

Was hier zunächst geschah, war mir kein Geheimniß mehr; der Hofmarschall schrieb ein Billet an den General, worin die große Parade erst angesagt wurde, er schickte einen Lakei zur Herzogin, um sich anmelden zu lassen und mit ihr jedenfalls die sofortige Einladung des Bruders zu besprechen —

dann aber wendete er sich zu mir mit den Worten: „Sie müssen augenblicklich abreisen und die Sängerin Maretti holen, sie singt gegenwärtig, wie ich zufällig las, in Dresden — sparen Sie keine Kosten und Versprechungen — Sie haben nun gesehen, wie der Herzog behandelt werden muß — wir haben heute noch keine Gewaltmittel nöthig gehabt, um die krankhafte Idee der Reise nach Italien zu beseitigen — reisen Sie heute noch ab nach Dresden, die Sängerin muß hier einige Gastrollen geben, das ist zugleich ein Gegengift für die Davidson." Ich suchte Bedenklichkeiten zu äußeren, aber der Hofmarschall trieb mich nur zu um so größerer Eile. Das war ein sehr übler Auftrag für mich, ich hatte aber keine Wahl, ich mußte gehorchen, faßte jedoch sofort den Plan, auf der Hinreise nach Dresden, die mich dem Gute des Landraths ziemlich nahe führte, vorzukehren. Ich meldete deßhalb meine Ankunft schriftlich der Schwester, damit diese Adelheid und Alexander davon in Kenntniß setze. Sehnsucht nach der Geliebten, Unruhe wegen Alexander's und Emma's Aufnahme meiner Mission trieben mich mächtiger fort, als der Eifer im Dienste des Hofmarschalls vermocht haben würde. —

---

23. Die Bewerbung.

Dem unheimlichen Dunstkreise und dem gefährlichen Maskenspiele des herzoglichen Hofes entflohen, athmete ich seit zwei Tagen die gesunde Luft des Landlebens und der offenen, aufrichtigen Menschennaturen. Ich hatte Helene von meinen Verhältnissen am Hofe so weit eingeweihet, als ihr zum Verständnisse meiner Sehnsucht nach einem stillen, ländlichen Plätzchen meines Berufes nöthig wurde — ich gestand ihr meine Zwecke, durch diese äußerlich vornehme, innerlich aber traurige und unehrliche Stellung das stolze Auge der Landräthin zu versöhnen, um sie zu bestechen, einem bürgerlichen Manne ihre Tochter zu geben. Adelheid war glückselig in meine Arme geflogen, schön wie niemals glühete ihr dunkles Auge, auch sie schmachtete nach dem Tage, wo sie laut sich mein nennen dürfe, sie ermuthigte mich, an eine baldige Vereinigung zu glauben. — Alexander hatte sie von dem Kammerherrn von Dirks befreiet, indem er diesem feindselig entgegengetreten war, aber neue Anträge quälten sie um so mehr, als die Mutter unablässig für sie warb, ohne ihr Herz zu befragen. — Die Landräthin befand sich noch auf dem Gute, von wo sie bald abzureisen gedachte; der Herbst zeigte sich schon an den Baumblättern, es war im Parke jene Zeit zurückgekehrt wie vor drei Jahren, als ich gekommen

war, um meine Mutter zu besuchen und wo ich Adelheid fand. — Es herrschte aber keine ganz so freie Stimmung auf dem Gute selbst, wie es den ersten Anschein hatte; der Landrath war kränklich, der alte Pfarrer Willburg sogar seit länger bettlägerig, Helene klagte mir ihre Furcht vor der winterlichen Einsamkeit, da die Landräthin darauf bestehe, Adelheid mit in die Residenz zu nehmen, Alexander, welcher die ökonomischen Geschäfte des Vaters theilte, floh die Residenz zum größten Aerger der Mutter, welche die Neigung des Sohnes zu der Sängerin nicht für besiegt hielt, obgleich derselbe nicht wieder davon gesprochen hatte.

Es war der dritte Abend meines Aufenthaltes auf dem Gute, meine Abreise war nöthig — es sollte ein stiller Rath unter uns enger Verbundenen abgehalten werden. Nach einem sonnigen Nachmittage hatte sich auf einmal ein starker Nebel eingestellt, so daß man die Spitzen der Pappeln nicht erkennen konnte — diese Witterung paßte recht zu unserem Vorhaben, denn Adelheid konnte dem Schlosse entschlüpfen, ohne von der Mutter beobachtet zu werden, welche bei Nebel das Zimmer nicht verließ, auch die Gardinen niederzulassen und Licht zu befehlen pflegte, da sie die künstliche Welt ihres luxuriösen Boudoirs der wirklichen Natur vorzog und sich nur deren Sonnenschein und Blumen gefallen ließ. In der kleinen, verschwiegenen Kapelle,

am Dorfende des großen Parkes, fanden wir uns Nachmittags um sechs Uhr zusammen, Adelheid und Alexander traten plötzlich und früher, als mein Herz erwartet hatte, aus dem Nebel hervor an das Fenster. — Bald saßen wir traulich beisammen und besprachen unsere wichtigsten Angelegenheiten. Ich war nach Tisch bei dem kranken, auffallend schwachen Landrathe gewesen und ihm mit meinen Vorstellungen, nunmehr die Hand Adelheid's vor der Welt zu empfangen, näher an's Herz getreten; der gute Mann schien sich in diesem Punkte vor seiner Frau zu fürchten und gestattete mir nur, die Braut von der Mutter zu erbitten. Ich hatte ihn überhaupt recht verändert und hinfällig gefunden, seine Brust schien leidend geworden zu sein, selbst die Pfeife, die er über Alles setzte, war ihm gleichgültig geworden. Wenn mich schon dieser Umstand drängte, nicht lange mehr mit dem Geheimnisse meiner Liebe zurückzuhalten, so mahnte mich zugleich der Gedanke, daß meine äußere Stellung am Hofe unmöglich lange währen könne, indem mein Gewissen anfing sich zu rühren. Ich entdeckte Alexander und Adelheid die wahren Verhältnisse, wie man mich nur berufen habe, den Herzog vollends verrückt machen zu helfen, um seine Abdankung zu bewirken, ich deutete vorsichtig auf meine Mission nach Dresden hin. Alexander war mehr sinnend als mitredend, Adelheid folgte in ihren kühnsten und der Erfüllung

sicheren Wünschen nur dem Bedürfnisse des liebenden Herzens, meine Schwester fürchtete sich vor meinem entscheidenden Antrage bei der Landräthin. „Nichts entscheidet!“ rief Adelheid, „ich bin keine Leibeigene meiner Mutter, fordere frei und kühn meine Hand, wenn ich sie Dir reiche, Walther, dann kann sie nur als Mutter Deine äußere Stellung vor der Welt befragen. Und diese ist eine solche, die ihr imponiren muß, wenn ihre Achtung vor allem Hofleben und aller Hoffähigkeit nicht nur Maske sein sollte — und das ist es nicht!“ Alexander, welcher sinnend dagesessen hatte, erhielt jetzt plötzlich die Sprache für seine stillen Meditationen. „Ja,“ rief er, „so ist's gut, morgen früh fordern Sie meiner Schwester Hand, treten Sie fest und entschieden auf, treten Sie ihr stolz und wie ein Mann der höheren Gesellschaft entgegen — am Hofe haben Sie ja bereits die Umgangsweise der Aristokratie gelernt. Aber nun ein Wort, kommen Sie, wir wollen einmal durch den Park gehen.“ Eifrig faßte er mich am Arme und zog mich in die feuchte Luft, wo die beginnende Dunkelheit und der Nebel uns schnell jedem fremden Auge entzogen. Wir schritten in dieselbe Allee, wo ich einst meine Mutter antraf. „Mein Plan ist fertig und die Zeit drängt zur Ausführung. Ich habe mit Emma eine fleißige Correspondenz geführt, sie hat endlich eingewilligt, das Leben der öffentlichen Künstlerin zu verlassen,

wenn sie als meine Schwester ein stilleres Glück finden könne — die anfängliche Begeisterung, welche sie noch in Wien für die Bühne hatte, ist einer Enttäuschung gewichen, Intriguen, die der Neid ihrer Nebenbuhlerinnen um die Lorbeeren des Gesanges tausendfältig erweckte, Rache vornehmer Wollüstlinge, die sie mit ihren Zärtlichkeiten verächtlich zurückwies, haben ihr die Freude an dem Loose der öffentlichen Primadonna getrübt — schon von Stuttgart aus schrieb sie unbefriedigt an mich, obgleich ihr Ruf als Sängerin immer strahlender sich verbreitet. Nun hören Sie meinen Plan — meine Mutter glaubt gewiß an meine stille Resignation, denn ich habe nie wieder ein Wort darüber mit ihr gewechselt; sie soll Emma sehen, bewundern, ich will Ihnen einen Brief an das herrliche Mädchen mitgeben, der mehr wirken wird, als alle Einladungen Ihres Herzogs und Hofmarschalls — sie soll nach der herzoglichen Residenz kommen — ich aber werde meine Mutter dort hinführen, unter dem Vorwande, daß ich mir dort eine Stelle bei Hofe suchen wolle, was sie gern fördern wird, weil es ihr Aerger ist, daß ich, statt der von ihr geträumten Höflingscarrière, den „Oekonomiebauern" und „Krautjunker" spiele; — wenn ich ihr sage, daß mich persönliche Abneigungen zurückhalten, am königlichen Hofe meines Vaterlandes um eine Stelle nachzusuchen, daß mich meine Laune nach dem Hofe

hinzöge, wo Sie wären, so wird sie schon mit mir reisen, um Ihre Stellung in der Nähe zu beobachten. Dann soll sie Emma sehen, hören — dann gestehe ich ihr ein, daß ich — ihr Bruder bin."

Ich erschrak; ich suchte vergebens nach anderen Wegen der Abwicklung des Verhältnisses — ich konnte sogleich keinen milderen, weniger gewaltsamen Rath ertheilen. „Nennen Sie meinen Plan eine durch Grübeln erzeugte, tolle oder fixe Idee," sprach er, „ich führe sie aus — Emma ist meinem Herzen näher, als meine herzlose Mutter."

Vom Nebel durchfeuchtet, kehrten wir in das wärmere Stübchen zurück, wo die Liebe mich umfing und durch ihre beglückende Gewalt alle stillen Besorgnisse in mir beschwichtigte.

Am anderen Morgen warf ich mich in die Toilette eines Hofbeamten; ein brauner Frack mit den Wappenknöpfen des herzoglichen Dienstes gab mir die Erscheinung eines Mannes der höheren Gesellschaft. So meldete ich mich durch eine Karte bei der Baronin, es dauerte ungewöhnlich lange, ehe der Diener zurückkam; unter dieser Zeit nickte mir Adelheid's Kopf flüchtig Muth aus der vorsichtig geöffneten Thür des Gartensaales zu, worin sie mich klopfenden Herzens erwartet hatte. „Alexander ist bei der Mutter!" flüsterte sie und zog sich schnell zurück. Der Diener kam die Treppe mit der Erklärung herab, daß ich hinaufgehen möge;

er geleitete mich in ein Zimmer und hieß mich warten. — Es vergingen wieder mehrere Minuten, da wurde eine Thür des zweiten Zimmers geöffnet, Alexander kam heraus, sahe mich lebhaft an und sprach: „Dreist und stolz, ich habe vorbereitet. Ich erwarte Sie in der großen Allee.“ Damit eilte er fort, weil in diesem Augenblicke eine hellklingende Silberglocke erscholl. Eine Kammerjungfer erschien in der Thür und lispelte: „Der Herr Leibarzt möchten eintreten.“ Die Jungfer ging durch das Vorzimmer davon, ich trat in die Thür, aus der sie eben gekommen war. Die Baronin saß in einem mit weißen Rosen gestickten, blausammetnen Sessel neben einem runden Tische, auf dessen gewirktem Teppiche ein silbernes Kaffeegeschirr stand. Sie sahe mich mit einer ironischen Neugier an, winkte nach einem Stuhle, ließ ein Lächeln um den Mund kräuseln, als sie die scharfen Blicke auf meine Wappenknöpfe heftete und spielte dann, die Hände im Schooße, mit einer Rose, die frisch von einem blühenden Topfgewächse, das auf dem Tische stand, abgebrochen zu sein schien. Es entspann sich folgendes Gespräch:

„Gnädige Frau — die einstige Audienz, welche ich bei Ihnen hatte, vermochte nicht, das Gefühl zu ändern, welches ich Ihnen eingestand, wohl aber mir die äußerliche Kluft fühlbar zu machen, welche damals zwischen dem Gegenstande meiner Wünsche

und mir lag. Ich habe, von den Verhältnissen begünstigt, nunmehr eine Stellung errungen, welche mich fähig macht, in näherem Verkehre mit höchsten Personen, die Bedingungen zu erfüllen, welche die vornehme Welt von der äußeren Stellung und Ehre fordert und jetzt bitte ich Sie, eine Thatsache anzuerkennen und zu segnen, die zwei Herzen seither mit glücklicher Hoffnung erfüllt, aber auch die Oeffentlichkeit nöthig hat, um zum vollen Genusse des Daseins zu gelangen."

Sie ließ mich ruhig ausreden, lächelte und zögerte lange mit einer Antwort. Endlich begann sie mit Pathos, aber herablassender Güte: „Sie, Herr Leibarzt und Hofmedicus, haben eine merkwürdige Gewalt über meine beiden Kinder — nicht nur wußten Sie meine Tochter aller ihrer kindlichen und standesmäßigen Pflichten zu entrücken, wodurch Sie mir manchen Kummer bereitet haben, sondern zu meiner Ueberraschung vermochten Sie sogar meinen hypochondrischen Sohn an seine Pflicht und eigentliche Bestimmung zu erinnern, freilich wiederum mit einem Resultate, das mir Ihren Einfluß immer geheimnißvoller macht, indem mein Sohn an demjenigen Hofe eine seinem Stande angemessene Ehrenstelle anzunehmen geneigt ist, wo Sie eine so glückliche Rolle spielen. Sie haben es allerdings in kurzer Zeit recht weit gebracht; so aus Nichts emporzuklimmen und das Vertrauen fürstlicher Personen zu

gewinnen, ist ein Zeichen Ihres Talentes für die Welt."

„O! gnädige Frau, segnen Sie die Liebe, welche Adelheid's Vater längst gesegnet hat, die keine Erdenmacht schwächen kann. Nur, ob diese Liebe glücklich oder unglücklich sein soll, darüber haben Sie einen Einfluß — was könnte es sein, das Sie von diesem Segen zurückhielte?"

„Mich hält nichts zurück, was in meinem Willen allein läge, Herr Leibarzt — aristokratische Familien haben aber Rücksichten zu nehmen, hängen in Banden der Convenienz, können selbst mit dem besten Willen nicht frei handeln, wo es die Fragen der Standesvorrechte betrifft — an kleinen Höfen ist das schon anders; wenn Sie für Ihre Pläne der Hofcarrière eine adlige Familie nöthig haben und eine Frau aus edlem Geblüte erringen wollen, so wäre das an einem kleinen Hofe eher möglich, wo man den Parvenü vergißt und den Mann so taxirt, wie er gerade von Einfluß ist."

Das Wort „Parvenü" hatte sie aber nur hingehaucht, aber es traf schneidend in meine Seele.

„Gnädige Frau, ich liebte, ehe ich am Hofe lebte, Ihre Tochter; meine Liebe ist keine Speculation — genehmigen Sie mir die Thatsache, daß Adelheid mir schon seit Jahren ihr Herz treu gewidmet hat."

„Mein Herr, Sie vergessen, daß meine Tochter ein adliges Fräulein ist."

„Und wäre sie die Tochter einer Fürstin,“ rief ich eifrig und vom Stuhle emporspringend aus, „ich hätte nur ihre eigene Liebe zu fragen; was haben Sie an mir auszusetzen? Ihre Tochter wird am Hofe leben, ich werde ihre Ehre vor der Welt bewahren, wie es nur ein Cavalier vermöchte — auch ich habe Ehre!“

„Sie sind gewiß sehr ehrgeizig, mein Herr — und gewiß darin sehr empfindlich.“

„Ja — meine Ehre ist meine empfindlichste Seite.“

Sie lächelte und spielte mit der Rose; es entstand eine drückende Pause. Ich fühlte, daß ich um Nichts weiter gekommen war, daß ich diese Stunde nicht ohne Resultat vorübergehen lassen durfte. Den Muth zu einer entschiedeneren Sprache aus Alexander's Zuflüsterung fassend, hub ich an: „Frau Baronin, lassen Sie Adelheid rufen, meine Pflicht führt mich heute wieder fort von hier, legen Sie unsere Hände in einander, haben Sie gar kein Mitleid mit dem Herzen Ihrer Tochter?“

„Ach! ein großes Mitleid.“

„So schätzen Sie auch die Gefühle Ihres Kindes in Hinsicht ihrer Wahl — wenn Sie mich nicht achten wollen als bürgerlichen Mann, so schätzen Sie mich als den von Ihrer Tochter Auserwählten.“

Die Baronin stand schnell auf, warf die Rose auf den Tisch und sahe mich mit erhobenem Antlitze

stolz an. Ich fürchtete eine Abweisung, aber sie hielt meinen ebenfalls stolzen Blick aus und sagte: „Ich werde mit meiner Tochter sprechen.“

„Um zu hören, was Sie schon wissen? Ist es nicht genug, daß Adelheid um keinen Preis von mir lassen wird? Erlauben Sie, daß ich sie hole, sie wird ohnehin schon um Ihren Segen gebeten haben.“

„Gut denn, ich muß der Gewalt der Verhältnisse weichen, aber glauben Sie mir, es ist keine Abneigung gegen die Verbindung, welche mich zu deren scheinbaren Gegnerin macht, sondern Bedenklichkeit anderer Art, worüber ich mich nicht auslassen darf. Ich gestatte Ihre Liebe, aber die Verlobung soll erst später, im nächsten Jahre, öffentlich geschehen.“

„Ich kann nicht eher das Glück Ihrer Einwilligung empfinden, bis Sie mir dieselbe in Adelheid's Gegenwart wiederholt haben.“

Sie sahe mich durchbohrend an — wie giftige Pfeile schossen ihre Blicke auf mich — sie ergriff die silberne Glocke am Elfenbeinstiele und der helle, wohltönende Klang drang durch das Gemach. Die Kammerzofe trat ein. „Meine Tochter!“ befahl die Landräthin mit strengem Tone. Wir standen uns stumm gegenüber, nachdem die Zofe fortgegangen war. — Eine Minute verging, da stürmte Adelheid, glühend, leidenschaftlich herein, die leuchtenden Augen fragend

und glücklicher Vermuthung voll, auf mich und die Mutter schlagend, dann mit offenen Armen auf mich zueilend. — Die Baronin trat ihr rasch entgegen, ergriff ihre Hand und sprach: „Welch' ein unanständiges Benehmen — versäume auch gegen Den die Anstandsform der höheren Geburt nicht, der Dir für dieselbe einen bürgerlichen Namen geben will — Kind, bedenke, was Du forderst, wer Du bist."

„O, Mutter! ohne Walther wäre ich das Aermste aller Wesen — ich kann nicht leben ohne ihn!"

„Ihren Segen!" flehte ich, der Geliebten Hand fassend und vor der Mutter, welche ihre unstäten Augen funkelnd umherschweifen ließ, mich erwartungsvoll beugend. Da, wie in einem grollenden Zucken, mit hohnlachender Miene, warf sie mir Adelheid's andere Hand zu und sprach: „Da — da — Ihr habt's gewollt — ich wünsche Euch Glück!"

„Nun bin ich Dein vor der Welt!" jubelte Adelheid und blickte ermuthigend zu mir auf. Ich wollte der Baronin etwas Verbindliches sagen, aber sie zog ihre Tochter heftig von meiner Seite und sprach: „ich fordere noch das Geheimniß dieser Verlobung — die aristokratische Welt muß erst allmälig darauf vorbereitet werden." Sie blieb auf unsere Gegenvorstellung stumm — ein Lächeln umspielte ihren stolzen Mund, das mir das Herz be-

klommen machte. Da sprach sie in der Geberde eines kalten Anstandsknixes: „Herr Leibarzt, ich bedauere dieses Mal nicht Gelegenheit zu haben, Sie in der Familie wiederzusehen, reisen Sie glücklich.“ Dabei hielt sie Adelheid fest an der Hand, aber die Geliebte lächelte mir die Zuversicht der Liebe zu. — Ich ging — die Baronin erwartete meine Entfernung. In einem Gefühle, von dem ich nicht wußte, ob es Befriedigung oder Enttäuschung war, eilte ich durch den Park; Alexander schritt in der großen Allee auf und nieder. — Als er mich sahe, eilte er rasch auf mich zu. Ich erzählte ihm das Vorgefallene. „Sie haben gesiegt, auch wenn die Schlacht noch nicht beendigt ist,“ sagte er mir tröstend, „das Benehmen meiner Mutter, daß sie sich herbeiließ, Adelheid zu rufen, beweiset mir, daß sie um Gegenmittel verlegen ist, daß sie Ihre Person anerkennen muß. Ich theilte ihr kurz vorher meinen Entschluß mit, am herzoglichen Hofe Dienste zu suchen, bat sie, mich dorthin zu begleiten — sie stutzte, ging auf meine Wünsche ein — nun, Kern, hier ist der Brief an Emma — schreiben Sie mir, wann sie bei Ihrem Hofe eintreffen wird. — Adelheid wird schon die Begleitung dorthin durchsetzen.“

Meine ängstlichen Bedenken fanden bei Alexander's lebhafter Phantasie kein Gehör — im Stillen überkam mir selbst der Gedanke, daß eine Demüthigung der Baronin, Angesichts ihres Sohnes, den

Stolz brechen und mir Adelheid's Besitz sichern könne. — Der Rest des Tages ging rasch in Reisevorkehrungen und persönlichen Besprechungen hin; Adelheid kam am Nachmittage in die Kapelle, um mir ihr Herz auszuschütten und zu verrathen, daß die Mutter ihr nochmals streng das Geheimniß der Liebe anbefohlen habe, ich war mit ihr in der Dämmerung zum Vater gegangen, der uns mit Herzlichkeit seine theuren Kinder nannte und uns Beide in seine Arme schloß; dann hatte ich ihm auf seinen Wunsch ärztlichen Rath ertheilen müssen, da er selbst fühlte, daß er einmal etwas an sich thun solle. — Noch einen letzten Weg hatte ich zu machen, nämlich zum alten Pfarrer Willburg, der bedenklich schwach geworden war; sein Sohn Fritz war so eben aus der Residenz eingetroffen, um sich von dem Zustande des Vaters zu überzeugen und war nicht wenig überrascht, mich hier zu treffen.

Nach einem schweren Abschiede von den Theueren, welche sich in dem geweihten Asyl der Kapelle des Parkes um mich versammelt hatten, bestieg ich eine mir vom Landrathe angebotene Chaise und fuhr am Spätabend davon, um die mitternächtige Eilpost im nächsten Landstädtchen zu erreichen. —

---

24. Eine ernsthafte Consultation.

Der Herausgeber dieser Memoiren muß hier in die Selbstbekenntnisse Walther Kern's eine Episode einschieben, deren Inhalt dem auf dem Wege nach Dresden befindlichen Manne zur Zeit noch ein Geheimniß war, aber für ihn von großer Bedeutung wurde. —

Am andern Tage nach Kern's Abreise gab die Baronin plötzlich den Befehl, den Reisewagen zu packen, da sie nach der Stadt fahren wolle. Sie hatte ihrem Gatten einen Besuch gemacht, über dessen Zustand der Schwäche große Besorgniß geäußert, Kern's zurückgelassene Verordnungen belächelt und erklärt, daß sie nichts zurückhalten könne, sofort nach der Residenz zu reisen, um den Obermedicinalrath Fischer über den Gemahl zu consultiren. Als sie wirklich noch an demselben Nachmittage abfuhr und Alexander, der mit Fritz Willburg auf dem hohen Felde am Dorfe spazieren ging, den Wagen durch das Thal rollen sahen, meinte der junge Pfarrer in seiner scharfen Ausdrucksweise, daß vielleicht die Angst vor dem Heimgange des guten Landrathes mit der weit größeren Sorge verbunden sei, die Verschwendung in der Residenz nicht in dem gewohnten Maße fortsetzen zu können, wenn der Sohn sein Erbe angetreten habe. Willburg war von Alexander, den er seit der Wandlung nach der mit Kern vollbrachten Reise recht lieb

gewonnen und mit dem ihn Emma's Geheimniß schnell und innig verbunden hatte, in den Zweck der Reise Kern's, sowie in Adelheid's Verlobung eingeweihet, hatte erfahren, wie sie das stille Loos einer Schwester dem strahlenden Künstlerinrufe vorzuziehen geneigt sei — und Beide schmiedeten Pläne, was mit Emma ferner anzufangen sei, wenn sie wiederkäme. —

Frau von Pfannenschmidt gönnte sich auf der Reise so wenig Ruhe, daß sie die Nacht durchfuhr und schon am anderen Nachmittage die Residenz erreicht hatte. Der Verwalter des städtischen Palais war nicht wenig überrascht, die Baronin unangemeldet vorfahren zu sehen. Schnell aber war die Zimmerreihe desselben wohnlich hergestellt, die Vorhänge gelüftet, der Comfort auf den gewohnten Stand geführt; Kammerzofe und Kutscher, die einzige mitgebrachte Bedienung, wetteiferten mit dem Hausmeister, der Baronin aufzuwarten, welche dieses Mal auffällig zerstreuet und verdrießlich erschien. Sie schickte noch am späten Abend zum Obermedicinalrathe Fischer, sie am nächsten Morgen zu besuchen. —

Am andern Morgen rollte schon gegen zehn Uhr die elegante Droschke des angesehenen Arztes vor. Fischer trat mit der Miene der Ueberraschung in das Zimmer der Baronin, welche mit erhitzter Wange in ihrem Sessel saß und ihm entgegen eilte.

„Ei, meine Gnädige, schon so früh, von der ge-

wohnten Saison angekommen?" fragte Fischer, die Hand der Baronin sanft berührend, um sie an den Sessel zurückzuführen.

„Doctor! helfen Sie mir, der Tod ist mir an's Herz getreten, haben Sie auch Zeit zu einer gründlichen Consultation?"

„Für Sie, meine Gnädige, habe ich immer Zeit und besten Eifer — aber setzen wir uns dabei, Ihre Hand fiebert. Doch vom Tode wollen wir nicht reden."

„O! ich möchte sterben — aber Sie müssen mir helfen, gründlich helfen, ohne Zeitverlust — so erfahren Sie, daß Ihr College Kern mich tödten will."

„College? Hm! Sie sind sehr bitter — aber was will denn der Mensch von Ihnen?"

„Der Hochmuthsteufel ist in ihn gefahren, er nennt sich Leibarzt — dünkt sich wol gar zu sein, was Sie sind — bester Doctor, ich kann nicht an seinen Dünkel, an seine Frechheit denken, ohne zu erzittern."

„Nun, nun, meine Gnädige — welcher Aufruhr in Ihnen? Ist Ihnen der Mensch wirklich so wichtig erschienen? Der Hochmuth kommt vor dem Falle, er ist ein ganz bedeutungsloser Mensch."

„Der eine Rolle am herzoglichen Hofe spielt."

„Ich weiß, eine traurige Rolle; wer mag aber in den schmutzigen Schacht hinabsteigen, um zu ergründen, wie er dort aus der Tiefe emporgekommen ist; — ein Charlatan ist er immer gewesen."

„Nur Ihnen kann ich anvertrauen, was meine ganze Seele empört. Denken Sie Sich, der Mensch, der immer wie ein böses Gespenst durch meine Familie geschlichen ist, die Zuneigung meines gutmüthigen Mannes sich erschlichen, meinen Sohn in seine Netze gezogen hat, er — ich schäme mich, es auszusprechen — hat das Herz meiner Tochter bethört, hat vorgestern keck und auf seine hohe Ehrenstelle bei Hofe, seine Rechte auf die gute Gesellschaft pochend, die Hand meiner Tochter verlangt, mir das mütterliche Jawort abzwingen wollen —"

„Haben Sie ihn nicht durch die Bedienten fortjagen lassen?"

„Bester Doctor, ein unglückseliges Verhältniß, eine augenblickliche Schwäche haben mich gezwungen, ihm eine gewisse Zeit der Prüfung aufzulegen — mein Gemahl ist geneigt für diese Liebe, meine Tochter . . ."

„Unmöglich — sollte Fräulein Adelheid nicht verständiger geworden, nicht von der Ehre ihrer alten, noblen Familie durchdrungen sein?"

„Helfen Sie mir, Sie haben ihn früher zu demüthigen gewußt — es giebt nur ein Mittel."

„Früher stand er unter meiner Verwaltung, . . . aber welches Mittel meinen Sie?"

„Er muß vor der Welt zu Schanden werden."

„Hm — das ist freilich das Einfachste und Leichteste. Man müßte die dortigen Hofverhältnisse

näher studiren, die Personen gewinnen, ihn verdächtigen — als Charlatan ... besser als Demagogen."

„Das ist's! in seine Vergangenheit muß man zurückgreifen, das können Sie — suchen Sie aus seinem Leben die Stellen heraus, wo er verwundbar ist — ich will, unter dem Vorwande, meinem Sohne eine Hofstelle zu suchen, nach der herzoglichen Residenz reisen, um dort die Personen zu sprechen, die das Terrain kennen. Einen Schritt habe ich bereits gethan — Sie erzählten mir einst, daß er den jungen von Witzenhausen im Duell getödtet hat — ich erfuhr, daß die Schwester desselben, über den Tod des schwärmerisch geliebten Bruders fast zum Wahnsinn getrieben, den Baron von Isenbach geheirathet hat, dessen Schwägerin ich kenne und die ihm mittheilen mußte, was der Leibarzt Kern eigentlich sei. Isenbach zweifelte daran, ließ Kern unter dem Scheine einer ärztlichen Hülfe rufen und entlockte ihm das Geständniß selbst. Frau von Isenbach ist seitdem mit glühendem Hasse gegen den Mörder ihres Bruders erfüllt und man lauert nur auf eine Wandlung der politischen Lage des Hofes, um den zweideutigen Leibarzt aus dem Lande zu jagen. — Die Frechheit aber, womit derselbe jetzt, trotzend auf seine Stellung, auf die öffentliche Verlobung mit meiner Tochter dringt, natürlich nur, um seiner Scheinexistenz ein Relief zu geben, erfordert von meiner Seite ein rascheres Handeln, ich kann auf den zögernden

Schritt der Hofintrigue nicht warten. Nun rathen Sie mir, lieber Freund, ich belohne Ihre Mühe fürstlich, denn Sie retten mehr als mein Leben, Sie retten die Ehre einer alten Adelsfamilie. Ueber den Zweck, der erreicht werden soll, bin ich entschieden — Kern muß schnell vor der Welt um seinen Credit gebracht werden — nun sinnen Sie auf die besten Mittel. Auch Sie sind ihm eine Revanche schuldig, auch Ihr Verläumder ist der Mensch, denn er hat an gewissen Orten anzügliche Aeußerungen über Ihre Gemahlin gemacht — doch sprechen wir von solchen empörenden Lästerungen nicht!"

Im Hintergrunde von Fischer's verkleinerten Augen lächelte eine boshafte Erinnerung an die Universitätszeit. „Meine Gnädige," sprach er im Flüstertone der Wichtigkeit, „der Mensch, welcher Ihr Schwiegersohn zu sein sich dünkt —" . . .

„Sprechen Sie das Wort nicht aus — nur von meinen Feinden erwarte ich solche Kränkung."

„Ich bitte um Entschuldigung — wollte nur sagen, daß der Mensch eine starke Seite hat, die wenige Renommisten besitzen — er hat kein Buch geschrieben. Wäre das der Fall, so brauchte man nur einigen von den tausend bissigen Hyänen, welche man Recensenten nennt, ein paar Louisd'or vorzuwerfen und sie würden ihn öffentlich zerfleischen — durch Lüge, Verläumdung, Verdächtigung oder Gerücht; er muß aber durch ein anderes Mittel zum

Gegenstande der Zeitungsschreiber gemacht werden. Es giebt keinen besseren Weg, um Jemandes gesellschaftliche Stellung zu erschüttern, als ihn öffentlich, schuldig oder unschuldig, zu compromittiren, ihn einer Strafe, einem Verdachte zu unterwerfen — die Welt freuet sich, die Zeitungen haben Stoff zu Entstellungen und Ausschmückungen, die gute Gesellschaft zieht sich zurück; — ist er erst isolirt, dann fällt er der öffentlichen Meinung zum Opfer, denn diese bedarf, ihrer eigenen Nahrung wegen, der Opferthiere. — Man muß ihm Feinde machen, die er ohne fremdes Zuthun unzählige haben würde, wenn er Bücher geschrieben hätte — man müßte zum Beispiele verbreiten lassen, daß er gegen den ärztlichen Stand feindlich geredet, daß er ein anonymes Pamphlet gegen die Freimaurer geschrieben, irgendwo gegen die Regierungsmaßregeln geurtheilt, über Orthodoxie gespöttelt, Freisinnige heimlich denuncirt habe — man müßte die Behörde auf ihn hetzen, ihn fortwährend in Athem erhalten — doch, warum suche ich die Hülfsmittel so weit, mir fällt ein, daß ihm das Messer schon an der Kehle sitzt — wir haben ein nahe liegendes, ganz gewisses Mittel."

„Ich bin begierig — die vorgeschlagenen gefallen mir nicht, es muß ein Mittel sein, das ohne Beihülfe des Publikums, ganz im Stillen wirkt — ich meine durch eine Behörde — er muß einer Polizei, einem Gerichte verfallen, einer officiellen

Macht, die ihn vernichtet, die unser Werkzeug wird."

„Das können wir jetzt mit Leichtigkeit, meine Gnädige. Mir ist das Rechte eingefallen, die Zeitumstände sind uns günstig. Sie wissen noch nicht, daß man gegenwärtig bei uns eine strenge Wachsamkeit auf Umtriebe gewisser Verbindungen ausübt, die Grundsätze vertreten, welche die Hoheit des Fürsten kränken, Rechte des Volkes beanspruchen, Menschengleichheit, Freiheit und dergleichen Wahnsinn mehr."

„Um Himmelswillen, welche Frechheit!"

„Man hat die Urquelle solcher Ideen verfolgt und dieselbe in der Burschenschaft entdeckt, welche deßhalb ganz im Stillen auf unserer Landesuniversität verboten wurde, während man damit umgeht, ohne Aufsehen eine umfassende Demagogen-Untersuchung zu veranstalten. — Meine Gnädige, Kern ist ein schwer betheiligter, trotz seines Wappenknopf-Fracks, heimlicher und um so gefährlicherer Demagoge."

„Er muß entlarvt werden, das ist Pflicht!"

„Daß er, ein Bürgerlicher, darauf ausgeht, eine Adlige aus den ältesten Stammbäumen zu heirathen, liegt in dem Principe des Demagogenthums — man will den Adel mit dem Proletariate verschmelzen, das edle Blut verunreinigen, das Wappen beschimpfen."

„Hören Sie auf! Mir bebt das Herz vor solchen Verbrechen! Ein verkappter Ehrenräuber ist in meine Familie eingedrungen, hat meiner Tochter edle Natur mit seinem demagogischen Gifte geimpft, ihre gute Sitte geblendet, . . . Hülfe muß ich haben. Hülfe!"

„Es bedarf nur der Denunciation und des Umstandes, daß er hier in sein Vaterland kommt; es sind hier zwei achtungswerthe Männer, der Künstler Fritzel und der Stadtrath Schlemper, welche mit Kern studirt haben — die Denunciation wäre bald mit Aussagen von Zeugen zu bekräftigen."

„Wirken Sie, edler Freund — ich gebe meine Angelegenheit ganz in Ihre Hände."

„Ich werde mit dem Justizrathe Selmer, dem die demagogische Untersuchung anvertrauet ist, Rücksprache nehmen — wird Kern hier oder auf dem Wege zu Ihrem Gute verhaftet: so ist damit seine Stelle am herzoglichen Hofe ferner unmöglich geworden, auch wenn er unschuldig wieder freigelassen würde — das leidet schon die Etiquette der befreundeten Höfe nicht — wir wollen sehen, was geschehen kann; ist eine Hoffnung da, so bekommen Sie Nachricht von mir."

„O! Sie edler Mann! Sie verdienen schon an mir die höhere Ordensklasse — Sie dienen aber auch zugleich der öffentlichen Ordnung im Vaterlande, das wird der regierende Herr Ihnen lohnen

— rechnen Sie stets auf meine Dankbarkeit.“ Fischer verneigte sich mit süßem Lächeln der Bescheidenheit.

Als bald darauf die Droschke des Arztes davon rollte; glänzten oben am hohen Fenster zwei funkelnde Augen, als wollten sie die Spur des Dahinfahrenden mit anstachelnden Flammenpfeilen verfolgen.

Am anderen Morgen brachte der Diener ein Billet. Die Baronin erbrach, las, die gespannte Miene ging in ein erhitztes, stolzes Hohnlächeln über, der Kopf legte sich in den Nacken über, der Busen richtete sich höher auf, ein tiefes Ein- und lautes Ausathmen schien die Brust der Frau zu erleichtern, „so ist's gut — hi! hi!“ hauchte sie unter scharfem Lachen und schritt triumphirend durch das Zimmer. Nach einer Weile ergriff sie die Klingel. Der Kutscher trat ein. „Ich lasse den Herrn Obermedicinalrath bitten, mit Frau Gemahlin heute Abend bei mir zu speisen!“

---

25. Die Opervorstellung.

Der Brief Alexander's an Emma hatte seine Wirkung gethan — sie wurde, nach ihrer festen Zusage, in den nächsten Tagen in der herzoglichen Residenz erwartet. Nicht ohne stille Besorgniß hörte

ich den Hofmarschall die Reize und Talente der italienischen Sängerin gegen den Herzog erfinderisch rühmen, der in seiner gelangweilten Lage und wirklichen Geistlosigkeit alle Morgen fragte, ob sie schon angekommen sei. Er hatte die Reise nach Italien zeitweise vergessen und die Suhren-Isenbach'sche Partei wartete still auf eine andere Gelegenheit, über den Willen des Fürsten Einfluß zu gewinnen. —

Ein Billet am späten Abend von Emma's Hand benachrichtigte mich, daß sie im Gasthofe zur „Krone" eingetroffen sei; ich eilte sofort hin und gab ihr die nöthigen Winke, welche ich in Dresden nicht für passend gehalten hatte, um sie nicht zurückzuscheuchen, Winke über die Verhältnisse am Hofe. „Ach!" seufzte sie, „diese abscheuliche Künstlerinnen-Bahn — auf der Bühne fordert man von uns Kunst, außer der Bühne aber Natur — wie habe ich mir das Alles anders gedacht — wie sehne ich mich jetzt nach der letzten Vorstellung! — Man nennt uns Nachtigallen — ja, man glaubt zu unserer Schande, wir sängen nur aus demselben Grunde, wie die Nachtigall im Mai — man denkt an unsere leichtere Sitte, wenn man unserer Kunst Kränze zuwirft. Ach! warum ist Alexander auch mein Bruder!" Ich merkte aus solchen Aeußerungen nur zu gut, wie heiß ihre Schwesterliebe war. —

Kaum war die Sängerin Emmy Maretti beim Hofmarschall und dem Hoftheaterintendanten

angemeldet, als sie für mich keine Zeit mehr hatte; man fuhr bei ihr vor, brachte ihr Huldigungen, holte sie in die Opernproben ab und arrangirte die Gastspiele. Ich hatte sofort an Alexander geschrieben und die Angabe der Zeit gemacht, wenn Emma zuerst im Robert, der erst neu erschienen war und zum ersten Male gegeben werden sollte, auftreten würde. Der Tag kam — da am Mittage erschien Alexander bei mir. Er war mit seiner Mutter ohne Adelheid, die sie mit Entschiedenheit zurückgelassen hatte, in der „Krone" abgestiegen, er hatte Emma bereits mit zärtlicher Bruderliebe umarmt, seine Mutter hatte keine Ahnung davon; sie sei sofort zur Baronin Isenbach gefahren, berichtete Alexander — von dem Theater sei noch keine Rede gewesen, sie scheine andere Dinge im Sinne zu haben, habe von vielen Besuchen geredet, die sie machen wolle, müsse aber jedenfalls heute Abend in die Oper mit ihm, um Emma zu sehen. — Eine Stunde vor der Theaterzeit ließ ich mich bei der Baronin melden, um meine, als Schwiegersohn schuldige Aufmerksamkeit nicht zu versäumen; ich wurde aber nicht vorgelassen, da die gnädige Frau ihre Toilette zum Theater mache, wie die Kammerzofe sagte. Alexander war ausgegangen, um die Stadt zu besehen.

Die Theaterstunde kam; ich sahe die Equipage der Herzogin über den Schloßplatz rollen, etwas später fuhr der Herzog, vom Hofmarschalle begleitet,

nach dem Opernhause. Mit ängstlicher Erwartung ging ich ziemlich spät denselben Weg. Die Oper hatte bereits begonnen, der Herzog, welcher eine kleine, dunkle Seitenloge hatte, blinzelte hinter den blauseidenen Gardinen, die ihn den Beobachtungen des Publikums entzogen, mit neugierigen Blicken nach der Bühne, wo eben die fremde Sängerin erschienen und mit lautem Empfange begrüßt worden war — die Herzogin saß mit ihrer Hofdame in ihrer Loge des ersten Ranges und ihr blitzendes Doppelperspectiv war ebenso häufig nach dem Versteck ihres Gemahls, als auf die Bühne gerichtet. Meine Augen suchten die Baronin — bald hatte ich sie gefunden, in strahlender Toilette, mit Pariser Kopfputze, im Lichtreflexe bei jeder Bewegung Brillantfunken aussprühend, saß sie im Hintergrunde der überfüllten Fremdenloge; sie mußte vielleicht zu lange mit der Toilette beschäftigt, und zu spät gekommen sein, um vorn an heller Ballustrade einen Platz zu finden; ihre Miene schien verstimmt, mißlaunig, sie betrachtete mit dem Operngucker die Sängerin. Hinter ihr stand Alexander, ernst und nachdenkend, die Hand am Kinn. — Die Sängerin riß alle Zuhörer hin, der Applaus wiederholte sich immer stürmischer, sie sang mit ungewöhnlicher Leidenschaft, ihre Erscheinung war schön und siegreich — die blaue Gardine des herzoglichen Verstecks lüftete sich immer mehr, des Herzogs Kopf

lugte immer weiter hervor, ich sahe den Hofmarschall im Hintergrunde befriedigt lächeln. Der zweite Akt war zu Ende, ich sahe die Baronin nicht mehr, Alexander war mit ihr verschwunden; ich stieg hinauf in den Corridor des ersten Ranges und fragte den Logenschließer, ob Jemand aus der Fremdenloge fortgegangen sei. — „Jawohl, eine fremde, vornehme Dame," war die Antwort, „sie wurde schon im zweiten Akte unwohl, ein junger Herr führte sie heraus und sie befahl einen Wagen. Sie ist in den Gasthof „zur Krone" gefahren." Es mußte etwas Wichtiges vorgefallen sein, ich verließ das Theater und eilte nach dem Gasthofe. In der Beletage befanden sich die beiden Zimmer, welche die Landräthin bewohnte; Niemand war zugegen, der eine Anmeldung hätte übernehmen können, ich trat ein, da mein Klopfen nicht beantwortet wurde — ein lautes Sprechen erscholl im zweiten Zimmer, Alexander's Stimme rief: „Mutter, ich beschwöre Dich, frische die schwankende Achtung, die der Sohn Dir gegenüber ganz zu verlieren fürchtet, wieder durch eine That der Sühne und Liebe auf — gieb mir Emma zur Schwester, da ein furchtbares Geheimniß sie mir als Gattin unmöglich gemacht hat — ich fordere nur Ehre und Pflicht von Dir — adoptire Emma als eine Waise, die Welt wird Dir's danken, Deines Sohnes Herz wirst Du versöhnen."

„Entsetzliche Verschwörung gegen die Ehre

einer Frau, die Tugend einer Mutter — ha! wenn ich sterben könnte, wenn ich nie Dich und Deine ehrvergessene Schwester geboren hätte! — Diese Lüge hat Dir Kern eingegeben, um mich zu demüthigen, diese Rolle zwischen mir und der Sängerin hat er, der Intriguant, Euch einstudirt; — rede nie wieder davon, oder weiche auf ewig aus meinen Augen, morde mich, tödte Deinen Vater, zerbrich Dein Wappen."

„Du redest in einer Leidenschaft, Mutter, die mich leider überzeugt, daß Du mehr weißt und verstehst, als ich Dir gesagt habe. Laß uns mit Ruhe wiederholen, was geschehen. Erst im Theater fiel Dir der Name Maretti auf, Du hattest Recht, es ist derselbe Name, den ich Dir einst als den meiner Liebe eingestand, als ich von Wien heimkehrte — Du befahlest mir, augenblicklich, mit Dir die Loge zu verlassen, als Du im zweiten Akte von mir erfuhrest, daß ich Dich mit der Sängerin bekannt machen wollte — was konnte Dich so erschrecken und aufregen, als ich Dir unterwegs sagte, daß die Maretti keine Andere als Emma, des Pfarrers Willburg vermeintliche Tochter, ein Findling sei, der eigentlich von einer mysteriösen Frau von Roqueville aus Italien stammen solle."

„Genug von dieser Romanerfindung, schweig davon, haben meine Kinder nicht hinreichend den Namen der Familie durch die aufgedrungene Person

des suspecten Kern geschändet, will man noch eine liederliche Sängerin einführen? Gestehe es ein, ungerathener Sohn, die Rolle hat Dir Kern einstudirt!“

„Er ist nur Mitwissender eines Geheimnisses ...“

„Einer Erfindung zur Demüthigung Deiner Familie — siehst Du denn nicht ein, daß er die Kluft zwischen ihm und uns durch den Ballast der Gemeinheit auszufüllen sucht, um uns näher zu kommen?“

Empört riß ich die Thür auf und trat ein. Die Baronin fuhr zusammen, Alexander eilte mir mit glühenden Wangen entgegen und sprach: „Sie kommen zu rechter Zeit, sagen Sie ohne Schonung meiner Mutter, wer Emma ist — reden Sie allein mit ihr.“

„Mein Herr, ich verbitte mir Ihre Komödie — fände ich Wohlgefallen daran, so würde ich in der Oper geblieben sein.“

„Ich gehe dorthin zurück, reden Sie mit meiner Mutter,“ sagte Alexander feierlich, warf einen bedeutsamen Blick auf mich und entfernte sich. Ich stand allein der in sichtbarer Verzweiflung nach Fassung ringenden Frau gegenüber.

„Gnädige Frau — wie es mich schmerzt in diese Lage gerathen zu sein — Sie konnten gegen den Sohn nicht anders auftreten, aber schenken Sie mir, dem leider „Fremden“, das Vertrauen,

um die Sache zu würdigen, wie sie ist; ergreifen Sie den Rath der Vermittlung."

„Ich fordere Sie auf, mir zu sagen, auf Ihr Gewissen zu sagen, was Sie von einem Geheimnisse wissen, welches mich compromittiren soll."

Ich erzählte von einer Frau von Roqueville, ohne damit irgend auf die Baronin zu zielen, was ich wußte; als ich der Mitwissenschaft des Friedrich Willburg Erwähnung that, biß sie krampfhaft auf die Lippe, und schwankte; als ich des Generals, des Bruders in Forstkleidung und der Absicht desselben, das Kind der aufzusuchenden Mutter vorzuführen, schonend erwähnte, barg sie die Augen unter dem Taschentuche und schritt, wie im Schwindel, nach dem Stuhle. Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Krampfhaftes, die Hände, welche das Tuch vor das Gesicht drückten, zuckten. Nach einer Weile lüftete sie das Gesicht und sahe mich ungewöhnlich matt an.

„Ich habe eben schwer geträumt, das war nicht Wirklichkeit — Kern — was hat Ihr Haß gegen mich weiter ersonnen?"

„Gnädige Frau, nennen Sie es nicht Haß, Was ich Ihnen jetzt leisten möchte — wie könnte ich Adelheid lieben und Diejenige hassen, welche sie Mutter nennt? Bringen Sie durch eine That der Klugheit und Selbstverleugnung die schwierige Lage zu einer friedlichen, nehmen Sie Emma, als das

Kind einer Frau von Roqueville, die, wie ich vermuthe, eine sehr nahe Freundin von Ihnen gewesen sein muß, an Kindes Statt an; wenn auch Adelheid Sie verläßt, haben Sie ja ohnehin keine Tochter mehr — Emma wird Ihre Einsamkeit mit ihrem schönen Talente erheitern."

„Und mein Sohn?"

„Ist beruhigt, er liebt Emma aufrichtig, er wird seine Liebe in Dank gegen Sie theilen."

„Ich will Emma sprechen, führen Sie das Mädchen heute Abend noch zu mir. Nun lassen Sie mich allein!" Sie trat tiefathmend zurück. Ich eilte in das Theater, wo Alexander, versunken in den Anblick der Sängerin, im Hintergrunde der Fremdenloge stand — Emma sang so eben die große Arie und auf eine tiefe Stille folgte ein leidenschaftlicher Beifallssturm; der Herzog klatschte mit beiden Händen. Alexander zog mich hinaus vor das Theater, ich mußte ihm berichten. „Gottlob, so wird das harte Herz endlich von dem natürlichen Gefühle durchbrochen!" seufzte er und forderte mich auf, mit ihm in den Gasthof zurückzukehren. Wir setzten uns in das öde Gastzimmer und tauschten bis Zehn unsere Gefühle und Hoffnungen aus. Da verrieth das Geräusch der Menschen auf der Straße, daß das Theater zu Ende sei — erst gegen Elf fuhr ein Wagen vor den Gasthof und Emma stieg mit ihrer Garderobenfrau aus. Beifall klatschende

Hände empfingen sie beim Aussteigen, die Garderobenfrau war mit Blumen und Kränzen beladen. Auf der Treppe traten wir zu Emma; sie war erschöpft, flüsterte uns zu, daß der Herzog mehre Male zu ihr auf die Bühne gekommen sei, sie nach dem Schlusse noch lange gesprochen und um ein Hofconcert ersucht habe. Wir theilten ihr mit, was wir auf dem Herzen hatten, sie machte Einwendungen, weil sie zu erschöpft sei, aber Alexander's Bitten konnte sie nicht widerstehen. Nur einige Minuten der Erholung und Sammlung forderte sie. Alexander ging zu seiner Mutter, die in derselben Etage, nur am anderen Flügel, logirte — ich blieb bei Emma, um sie auf Alles vorzubereiten. „Ich bin in einer tragischen Stimmung," sprach sie, „meine Rolle hat mich in erkünstelter Leidenschaft mit dämonischen Wesen kämpfen lassen, jetzt soll ich noch dem Dämon meiner wahrhaftigen Liebe entgegentreten, aber es sei, führen Sie mich hin."

Alexander hatte uns schon im Vorzimmer der Mutter erwartet. Wir traten ein: die Baronin sahe Emma groß und prüfend an, doch wich ihr Auge unruhig dem offenen Blicke der schönen Jungfrau aus. „Welch' ein Zusammentreffen," hub sie an, „in der Oper bewundere ich Sie, erfahre von meinem Sohne, daß Sie unseres Pfarrers mir freilich ziemlich unbekannt gebliebene Stieftochter, Emma Willburg sind und in dieser ersten Ueberraschung

wünschte ich Ihnen meine doppelte Freude des Wiedersehens zu erkennen zu geben.“ Emma blickte sie fragend und erwartungsvoll an. „Alexander!“ klang dann ihre melodische Stimme, „Du wolltest mich einer Mutter vorstellen, die nach mir verlangt — wie deute ich diese Anrede Deiner Mutter?“

Rasch fiel die Baronin ein: „Mein Sohn meinte, daß Ihr schönes Talent mich erheitern könnte, wenn ich ohne Töchter sein würde; — und wirklich, Sie möchten die Bühne verlassen?“ Sie faßte Emma auf die Brust — lüftete etwas die Spitzengarnitur des Mieders und heftete das glänzende Auge scharf auf die blendende Haut des Busens. Ein muthiges Funkeln belebte ihren Blick, ein siegreiches Frohlocken zuckte durch ihre Miene — sie ließ ein ebenso flüchtiges, wie teuflisch vernichtendes Hohnlachen auf mich gleiten. „Mein Sohn,“ hub sie an, „diese ist nicht die Tochter meiner unglücklichen Freundin, Frau von Roqueville — ich habe damals ihr Kind gesehen, es hatte ein Maal in Gestalt eines Halbmonds auf der Brust — diese Fremde hat dies Zeichen nicht — man hat mich betrügen wollen!“

„Du bist meine Schwester nicht?“ rief Alexander jubelnd und breitete die Arme um die betroffene Jungfrau. „Unglücklicher!“ fiel die Baronin ein, „was redest Du von Schwester? Vergißt Du, daß Du mein Sohn bist?“

„Deine Erklärung hat mir eine Geliebte gegeben, der ich schon, von einem furchtbaren Verhängnisse gefesselt, entsagen sollte," fuhr Alexander glühend fort, „ich danke Dir Mutter — nun segne meine Liebe!"

„Ach! Ach! ich sterbe!" stöhnte die Baronin und sank ohnmächtig auf den Stuhl nieder. Daß diese Ohnmacht nur eine erheuchelte war, davon überzeugte mich ihr von mir geprüfter Puls. — In demselben Momente erscholl unter den Fenstern auf der Straße eine sanfte, edle Musik — die Hofkapelle brachte der berühmten Sängerin eine Serenade. Emma ließ den finstern Blick von der Baronin verklärt und wehmüthig auf Alexander gleiten und sich dessen Umarmung willenlos gefallen; man sahe ihr die Erschöpfung an. „Komm!" sprach dieser, wir wollen unter den sanften Melodien von unserer Liebe reden, jetzt darf ich Dich vor der Welt anerkennen, komm, die Erklärung meiner Mutter ist die Befestigung unseres Herzensbundes." Er führte sie hinaus — ich blieb bei der Scheinohnmächtigen zurück. — Jetzt schlug dieselbe die Augen auf, mit furchtbarem Zornglanze traf mich ihr vernichtender Blick; sie raffte sich empor und stellte sich mit dem vollen Ausdrucke ihres verächtlichen Zorns mir gegenüber. „Ich will allein sein!" befahl sie. Kalt und gereizt entfernte ich mich. Was ihr letzter, mir nachgeschleuderter Blick sagte,

das fühlte ich so deutlich, als ob sie mit Worten gesprochen hätte; tief in ihrer Seele dröhnte der Gedanke: „Du hast mich in meiner Schwäche gesehen — Du wirst mich nicht wieder außer Fassung bringen!“

Im schneidenden Gegensatze zu dieser Stimmung tönte die schmelzende Serenade zu den Fenstern empor. Ich suchte die Liebenden auf, sie standen am Fenster des Logis, welches Emma bewohnte. Alexander war ungewöhnlich kühl gegen mich, ich glaubte, daß er durch meine Gegenwart genirt sei und wünschte gute Nacht.

---

26. Die Katastrophe.

Am anderen Morgen kam der Hofmarschall zu mir auf dem Rückwege vom Herzoge. „Durchlaucht ist in die Maretti total verschossen,“ sagte er, „diese Sängerin müssen wir hier festhalten, engagiren, zum Werkzeuge unserer Absichten auf den Herzog machen. — Durch ein solches Weib werden Riesen zu Kindern gezähmt — Ihre wohlbemerkte Bekanntschaft mit der Maretti, ohne Zweifel, aus der Zeit, wo Sie in Wien waren, muß sich jetzt von Einfluß auf sie zeigen. Durchlaucht hat der Maretti gestern eine Serenade von der Hofkapelle bringen lassen,

man hat aber in ihrem Zimmer einen jungen Mann bemerkt, der den Arm um sie geschlungen, einmal dem Fenster so nahe gekommen ist, daß er gesehen werden konnte — sollten Sie das gewesen sein — na! na! nur nicht unruhig, man kennt das — so werden Sie Ihr persönliches Interesse in den Hintergrund treten lassen und Ihre Avançen für den weiteren Zweck nützlich machen. Die Sängerin soll engagirt werden, es koste, was es wolle, so habe ich den Herzog noch nie entbrannt gesehen — morgen Abend singt sie im Hofconcert, das ich veranstalten werde. Tages darauf im Freischütz — stacheln Sie den Ehrgeiz und die Habsucht der Sängerin — das sind die schwachen Stellen solcher Bühnenheldinnen — ich heiße im Voraus Alles gut, was Sie bei ihr erreichen und vorbereiten — Adieu, ich eile zur Herzogin."

Ohne mir die Zeit einer Antwort zu lassen lief der Hofmarschall davon. — Ich quälte mich ab, in meiner schwierigen Lage durch irgend einen Ausweg Herr über die Verhältnisse zu werden. So war ich denn anfangs das arglose Werkzeug der Intrigue gewesen, welche Emma zur fürstlichen Buhlerin herbeilocken sollte, jetzt wollte man mich zum bewußten Werkzeuge gebrauchen. Ich hatte überhaupt tiefere Blicke in dieses Hofleben geworfen. Die Partei der Herzogin, welcher Herr von Münchebergen diente, war schwankend und unsicher geworden, die Suh-

ren'sche Partei arbeitete, von dem Gesandten einer benachbarten Großmacht unterstützt, auf den Sturz des Hofmarschalls hin, die Minister und Officiere, sämmtlich Anhänger der Herzogin, waren in ihrem Streben, den Herzog im Lande mißliebig zu machen, selbst beim Volke verdächtig und gehässig geworden, der Hofmarschall griff daher zu Extremen, der Wahnsinnerklärung des Herzogs, der Sängerin, nach Mitteln, welche das geistige und moralische Leben des ohnehin blasirten Fürsten völlig zerrütten und seine freiwillige oder eingeredete Abdankung herbeiführen sollten. —

Mein erster Gedanke war, zu Alexander zu eilen. Im Gasthofe zur Krone angekommen, übergab mir der Kellner einen Brief; ich las ihn in der Halle des Hauses und war starr vor Ueberraschung. Der Briefinhalt lautete: „Herr Doctor! Nach einer heftigen Scene mit meiner Mutter, welche meine Verbindung mit Emma höchst entschieden für eine Unmöglichkeit erklärte, habe ich die Geliebte zur Flucht bewogen — heute früh sind wir nach England abgereis't — von dort werde ich an meinen Vater schreiben. In mir ist der Gedanke unwiderstehlich aufgekommen, daß die Geschichte von Emma's Herkunft nur eine Erfindung von dem, meiner Mutter stets feindlich gesinnten Fritz Willburg ist, die Sie benutzt haben, um mich um meine Liebe zu betrügen, die Ihnen vielleicht damals in Wien für

Ihre Stellung zu mir und meinem Vater ungelegen kam, und um meine Mutter zu demüthigen. Machen Sie das mit ihnen ab. Leben Sie wohl! — Alexander von Pfannenschmidt."

Nach der ersten Betäubung sagte ich mir zum eigenen Troste, daß der Brief in einer unzurechnungsfähigen Leidenschaft geschrieben sei; die rasche Wandlung der brüderlichen Liebe in die heiße Gluth und Gewißheit eines ganzen Besitzes und Liebesgenusses hatte Alexander's Charakter schnell aus der scheinbar ernsteren Lebensansicht in das flüssige Element seiner leichteren Natur umgeschmolzen, die lange Verzögerung dieses Glückes der Liebe, durch meine plötzliche bedeutungsvolle Einsprache und Enthüllung in Wien, hatte ihn jetzt mit Eifer gegen mich erfüllt. Emma war durch die stürmische Leidenschaft Alexander's und die eigene Liebesgluth gewiß leicht zu überreden gewesen. — Ich ließ mich bei der Baronin melden, man sagte mir, dieselbe sei schon früh ausgefahren. Ungewiß, was ich beginnen sollte, setzte ich mich in ein Gastzimmer und schrieb ausführliche Briefe an Helene, Adelheid und an Friedrich Willburg, die ich sofort selbst auf die Post brachte. Als ich in das Schloß zurückgekehrt war, berichtete mir ein Lakei, daß der Hofmarschall eben in's Schloß gefahren und eilig in meine Stube gegangen sei, da er mich aber nicht angetroffen, befohlen habe, ihm sogleich meine Rückkehr zu melden.

Ich kam dieser Anmeldung zuvor, indem ich sofort zu ihm ging. Er sahe verdrießlich aus, trat aufgeregt auf mich zu und rief: „Was haben Sie gemacht? Herr! welch' einen Mißbrauch meines Vertrauens! — Das hätte ich nicht von Ihnen erwartet!" Ich wollte ihm die Mittheilung meiner eigenen Bestürzung machen, aber er fiel mir in das Wort: „Sie haben eine Intrigue gegen meine Pläne gespielt, Sie wußten um die Liebe der Sängerin zu einem jungen Adligen, dessen unglückliche Mutter Sie anklagt, ihren einzigen Sohn zur Flucht mit der Sängerin verführt, die Flucht selbst begünstigt zu haben."

„Herr Hofmarschall hören Sie mich an, Sie irren."

„Da lesen Sie den Brief der Gräfin Lanitz an mich — diese Dame hat es übernommen, die Anklage einer verzweiflungsvollen Mutter zu meiner Kenntniß gelangen zu lassen — Sie sind nur Werkzeug, nicht selbstdenkendes Organ in Ihrem Amte — schaffen Sie dem Herzoge die Sängerin oder ich vergewissere mich in dem Argwohne, daß Sie im heimlichen Dienste der Suhren'schen Partei stehen — ich habe erfahren, daß Sie die Frau von Isenbach besucht haben."

Vergebens mühete ich mich ab, den Hofmarschall zu beruhigen und von der wahren Thatsache zu überzeugen — das einmal vorgefaßte Mißtrauen

eines Hofintriguanten faßt schnelle und tiefe Wurzeln, da seine ganze Existenz auf einer beargwöhnten und unterhöhlten Erdscholle ruht. Ich wurde in hohem Grade ungnädig entlassen. Im Verlaufe des Tages erkannte ich selbst die wohlbegründete Verlegenheit, worin sich der Hofmarschall befand. Der Herzog war wild, in wahrem Sinne des Wortes wüthend, als ihm die Flucht der schönen Sängerin bekannt wurde, er war in sinnlicher Leidenschaft für sie entbrannt, befahl schnelle, heimliche Nachsetzung der Fliehenden, die jedoch stillschweigend unterblieb und geberdete sich wirklich wie ein Toller. Das Schlimmste aber war, daß die Gegenpartei das Gerücht verbreitete, die Sängerin sei entflohen, weil der Hofmarschall ihrer Ehre zu nahe getreten sei. Das Volk, um den Genuß, der weiteren Theaterfreuden so unerwartet betrogen, murrte laut gegen die „saubere Wirthschaft" bei Hofe, man merkte böse Bewegungen und Versammlungen im niederen Volke, das sogar zu einer militairischen Maßregel Gelegenheit gab, indem es vor dem Theater einen Tumult erhob, als der Wagen der Herzogin vorfuhr. Acht Tage vergingen mir in einer höchst unerquicklichen Stimmung; der Hofmarschall grollte mit mir, die Herzogin nahm mich nicht an, als ich um Audienz bat; von der Landräthin erfuhr ich nur, daß sie am Tage der Flucht bereits abgereiset sei; von dem herzoglichen Leibdiener erhielt ich die Zuflüsterung, daß der Her-

zog seine Reise nach Italien mit dem Grafen Suhren antreten wolle. — Unter diesen Verhältnissen dachte ich an meine eigene Angelegenheit — ich bat schriftlich um Urlaub, die schriftliche Antwort des Hofmarschalls war: „Ihre Durchlaucht geruhen zu befehlen, daß Sie so lange ausbleiben können, wie Sie wollen.“ Das war eine deutliche Erklärung, daß man meiner Dienste nicht mehr bedürfe, mit anderen Worten, daß ich meinen Abschied fordern könne. Mein Plan war um so schneller gefaßt als ich, der Gefahr ausgesetzt, nach einem Rettungsboote greifen mußte. Adelheid wollte ich jetzt vor der Welt besitzen und dann, in glücklicher Zurückgezogenheit von der großen Welt, ein praktischer Arzt in einer Landstadt werden. Der Drang der Verhältnisse machte mich kühner als jemals, ich reisete geradenwegs nach dem Gute des Herrn von Pfannenschmidt ab. Helene fand ich in einer ängstlichen Aufregung, meine Briefe hatten sie, Adelheid und Willburg erschreckt; letzterer war im Dorfe gegenwärtig, weil vorgestern der alte Pfarrer gestorben war. Von der Landräthin wußte mir Helene nichts zu erzählen, da dieselbe, nach kurzem Aufenthalte in die Residenz gefahren war, Adelheid hatte der Mutter folgen müssen. Ich sprach mit Fritz Willburg über Emma. „Es ist dennoch seine natürliche Schwester,“ betheuerte er, „die schlaue Frau hat Euch durch ihre Rolle bethört, sie darf damit nicht

abkommen, schon der Sünde willen, welcher ihr Sohn entgegen gegangen ist. Ich werde Erkundigungen nach dem oesterreichischen General und seinem Bruder, dem verkleideten Forstmanne aus Böhmen, anstellen. Ihr Bruder Ludwig, der Kaufmann in Hamburg, kann mir dabei behülflich sein — vor fünf Tagen kam er hier durch, um Helene flüchtig zu sehen und dann eine Geschäftsreise durch Böhmen zu machen. Er erwartet von Helene einen Brief in Pesth — er kann den Bruder des Generals am Geschicktesten auskundschaften, nur seine Adresse brauche ich. — Der Forstmann hatte sich den Namen „von Sahlos" gegeben, wir müssen wissen, ob es der richtige ist."

Ich eilte zum Landrathe. Der alte Mann befand sich in einer kummervollen Lage. Er empfing mich mit dem Vertrauen eines Vaters und zeigte mir den gestern empfangenen Brief Alexander's aus einem englischen Hafenorte. „O! der excentrische Mensch!" klagte er, „warum kommt er nicht zu mir, gesteht mir ein, daß er Emma Willburg liebt — ich bewillige sie ihm gern, wenn er nur ein guter, praktischer Mensch werden will — ich habe ihm heute schon geschrieben, daß er zu mir, seinem Vater, eilen und mir die Begleiterin seines Lebens vorstellen möchte — ich sehne mich nach Ruhe, Liebe, Frieden in meinen alten Tagen — was hilft mir mein Vermögen, wenn ich mir damit nicht einmal meinen

Frieden im Hause, das Glück meiner Kinder erkaufen kann — mein Plan ist in der vergangenen, schlaflosen Nacht zur Reife gekommen — Alexander und Sie sollen mit mir hier auf dem Gute leben — in Eurem Familienglücke will ich das entbehrte, eigene Glück im Hause wiederfinden."

„O! edler, gütiger Vater!" rief ich tief gerührt, „Sie schütten einen Himmel von Glück über mich aus — aber wird Ihre Gemahlin, wird Adelheid's Mutter uns diesen Frieden gönnen?"

„Lieber Freund! Seit kurzer Zeit ist eine Spannung zwischen mir und meiner Frau eingetreten, die mich deutlicher als je fühlen läßt, was ich mir selbst schuldig bin — meine Frau ist in bösem Eifer von mir geschieden, auch Ihretwegen. Aber ich bin entschlossen, ich will nicht mehr einsam auf dem Gute sitzen; sobald Alexander angekommen ist, dann veröffentliche ich selbst in der Zeitung die Verlobung und ihr Beide feiert hier auf dem Lande an Einem Tage die Hochzeit." Berauscht fiel ich dem Schöpfer meiner glücklichsten Zukunft an die Brust und weinte Freuden- und Dankesthränen. Er schloß mir sein ganzes Herz auf, beklagte seine Schwäche nachgiebiger Gutmüthigkeit gegen seine Gattin, gegen deren hochfahrende Launen, entdeckte mir, daß Adelheid mit Gewalt durch die Hand der zornigen Mutter vom Vaterherzen gerissen und in den Reisewagen geschleppt sei und in der Residenz schwere

Stunden verleben werde. Ich erklärte, im rasch erwachsenen Muthe meines Glückes, hinreisen und sie von der Mutter fordern zu wollen. „Thuen Sie das," erwiderte der Landrath, „ich will Adelheid fordern, ich werde Ihnen einen Brief an meine Frau mitgeben."

Schon am anderen Tage, nachdem wir den alten Pfarrer auf dem Dorfkirchhofe neben der Kirche unweit des Hügels meiner Mutter, zur Erde bestattet hatten, fuhr ich nach der Residenz ab. Ich war von Fritz Willburg eingeladen, in seiner Pfarrwohnung in der Vorstadt abzusteigen, er selbst war noch bei der Mutter im Dorfe zurückgeblieben. Mein erster Gang nach der Ankunft war nach dem Hause der Baronin. Ein glänzender Luxus, wie nie, zeichnete die Fenster aus, als wolle die hochmüthige Frau die Berührung mit der niederen Sphäre eines Arztes und einer Sängerin durch das Blendwerk äußeren Pompes vergessen machen; tropische Gewächse, oceanische Vögel, seidene Gardinen mit Goldquasten, gaben den Fenstern das Ansehen höchsten Wohllebens. Ich fragte dreist nach dem Fräulein, ein neuer Bedienter — die Baronin wechselte oft mit ihrer Bedienung — sahe mich an und meinte, er dürfe dem gnädigen Fräulein Niemand melden. Etwas gereizt und ohne lange zu überlegen sagte ich: „Bestellen Sie nur dem Fräulein, daß ihr Bräutigam da sei." Der Bediente stutzte, betrachtete mich

anfangs lächelnd dann ehrerbietig und, für diesen Fall nicht vorbereitet, schlich er langsam die Treppe hinauf. Ehe er aber wiederkehrte, flog Adelheid, nach raschem Blicke über das Geländer, die Stufen herab, mit ausgebreiteten Armen in die meinigen und zog mich, ohne weitere Reflexion, in das Parterrezimmer, wo ich sie einst vor der Reise mit dem Vater verlassen hatte. Sie jubelte an meiner Brust, weinte dann ihre Seele gegen mich aus und entdeckte mir ihre Absicht, heimlich zu dem Vater zurückzufliehen. — Meine Mittheilungen über mein letztes Gespräch mit ihm, sein Brief, der ihre Rückkehr mit mir forderte, die glückliche Zukunft unter dem Schutze des Vaters und dem ländlichen Frieden machten ihre Seele schwellen, die Trübsal vergessen, das Herz muthig. „Komm zur Mutter, ich fürchte sie nicht mehr!“ rief sie, mich aus der Thür drängend und die Treppe hinauf führend, wo der Bediente eine tiefe Reverenz vor mir machte und ehrerbietig zur Seite trat. Sie stieß im Muthe der Liebeszuversicht die Flügelthür des Salons auf, eilte mit mir hindurch vor die Stube der Mutter und trat stürmisch hinein. „Da ist Kern!“ rief sie, „er bringt einen Brief vom Vater!“

Die Baronin, welche im Sopha saß und las, erschrak so heftig, daß sie erbleichte, aufsprang und die Klingel ergreifen wollte. Schnell beherrschte sie sich, trat mit stolzer Würde neben den Tisch und

sprach: „Kennen Sie so wenig Anstand, daß Sie nicht wissen, wie man sich bei Leuten von Stande anzumelden pflegt? — Gehe in Dein Zimmer, Adelheid — mein Herr, verlassen Sie mich, ich bin nicht in der Laune, Ihren Besuch anzunehmen."

„Ich gehe nicht," versetzte Adelheid, „mein Verlobter hat ein Recht, meine Anwesenheit zu fordern."

„Ich habe Ihnen einen Brief vom Herrn Landrathe zu übergeben und zwar eigenhändig."

Sie rührte den dargereichten Brief nicht an; ich legte ihn auf den Tisch, sie sahe verächtlich auf mich herab. „Mein Gemahl hat eine sonderbare Art gewählt, mit mir zu correspondiren," sagte sie, „es ist gut, nun haben Sie Ihre Commission erfüllt, nun gehen Sie."

„Ich habe mündlich eine Antwort von Ihnen zu holen; lesen Sie, es ist eine Angelegenheit, die gewiß von Wichtigkeit für Sie ist." Mit einer deutlichen Unruhe, die ihre stolze Kälte nicht ganz zu verstecken vermochte, nahm sie den Brief, las ihn, sahe mich lächelnd und mitleidig an, während sie den Brief scheinbar gedankenlos in Stückchen zerzupfte und sprach mit furchtbarem Hohne: „Sind Sie etwa schon vom herzoglichen Hofe entlassen, um jetzt Ihr Heil an meinem geistigschwachen Manne zu versuchen? Den Brief haben Sie wol dictirt?"

„Frau von Pfannenschmidt, würdigen Sie Ihren

Gemahl nicht herab — auch Sie sind ihm Dank und Achtung schuldig. Ich reise mit Adelheid nach dem Gute zurück."

Ein entsetzliches Lachen kicherte aus ihrer Kehle grell hervor — Adelheid erschrak gleich mir, denn sie mußte solchen Ton noch nie gehört haben, mir klang es wie das Hohnlachen eines Satans, der seiner Beute sicher ist. Mit großer Entschiedenheit erklärte Adelheid jetzt, daß sie nichts abhalten könne, mir nach dem Gute zu folgen, da der Vater unsere Verlobung bekannt machen lasse. „Thue, was Du willst," antwortete sie plötzlich sanft und ironisch gefühlvoll, „nun, Herr Bräutigam, wann gedenken Sie denn Ihr Bräutchen heimzuführen? Werden Sie sie mit nach der herzoglichen Residenz nehmen? Wie viel Einnahme haben Sie?"

Es kam allmälig zu einem ruhigeren Gespräche, sie sahe mit scheinbarer Gelassenheit, wenn auch funkelnden Blicken, meine Zärtlichkeit gegen Adelheid, hörte meiner Erzählung von den Hoffnungen, die mir der Landrath gemacht habe, ruhig zu, richtete einige aushorchende Fragen über mein Verhältniß am Hofe an mich, stutzte, als ich der Sängerin erwähnte und sprach unterbrechend: „davon kein Wort — ich muß bitten, mich allein zu lassen, ich erwarte, daß Sie gegen die Mutter Ihrer Geliebten die Formen der guten Gesellschaft beobachten, welche uns mit einander aussöhnen können — man muß sich

in das Schicksal fügen; da ich heute nicht zu Haus sein werde, so begreifen Sie, daß Sie heute meine Tochter nicht weiter sprechen können — aber morgen — morgen — ja, morgen!" Sie machte die Bewegung der höflichen Entlassung, ließ es geschehen, daß Adelheid mit mir das Zimmer verließ und sahe uns mitleidig lächelnd nach. — Ich wußte nicht, wie diese rasche Wandlung der Frau zu deuten sei — was hätte sie, meiner Meinung nach, gegen mich unternehmen können, da der Landrath schützend über unsere Liebe den Segen ausgesprochen hatte. Adelheid überließ sich, in heimlichem Bangen vor einem nahen, großen Glücke, dem Gefühle der Liebe, sie hing sich draußen vor dem Salon innig an meine Brust, blickte mich groß, glühend und schwärmerisch an, als sauge sie mein Bild tief in ihre Seele ein, ihre Lippen öffneten sich wie im Traume und der Athemhauch ihrer Brust erwärmte meine Wange. „O! Geliebter!" flüsterte sie ganz leise, „ich bin so selig in Dir und doch so angst — o! wäre es doch erst morgen und wieder morgen — aber ich lebe und sterbe mit unserer Liebe — gieb mir heute Abend ein Zeichen von Dir, daß ich Dich sehe, gehe am Fenster vorüber —"

„Adelheid — Du bebst — was bedrückt Dich? Jene Frau hat keine Macht mehr über unsere Liebe, von den Händen Deines Vaters habe ich Dich empfangen — bald wird keine Trennung mehr sein,

muthiger als jemals gehe ich heute von hier fort, heute Abend — morgen —"

„O! wäre es doch erst morgen und ich hätte Dich umfaßt wie jetzt — Walther — eine Welt voll Schmerz schmilzt mir an Deiner Brust — höre, hilf mir, daß ich von der Mutter fliehe, daß ich zum Vater flüchte — dort — dort hast Du mich ohne Gefahr."

„Wenn Deine Mutter nicht einwilligt, daß Du freiwillig heimkehrst, dann — dann —"

Ein Geräusch an der Thür riß unsere Lippen von einander. Ich schritt langsam, die Arme gegen sie, welche sich sehnsüchtig zu mir herabneigte, hinaufgestreckt, die Treppe hinunter; — noch ein nasser Blick, ein Wink, ein Handkuß — dann stürzte ich verwirrt aus dem Hause.

---

27. Das verhängnißvolle „Morgen".

Ich war am Abende einige Male vor dem stattlichen Gebäude vorüber gegangen, hatte Adelheid am Fenster lauschen, lächeln und winken sehen. — Am anderen Morgen, als ich noch im Bette lag, denn bis nach Mitternacht hatte ich keine Ruhe finden können, eilte die Magd meines abwesenden Gastfreundes Willburg vor mein Lager und meldete, daß eben zwei Männer in einer Droschke vorgefahren

wären und mich zu sprechen verlangten. Schnell kleidete ich mich an und ging in die Stube hinunter, wo die beiden, dem Aeußeren nach gerade nicht sehr feinen Männer meiner harrten. „Sind Sie der Herr Doctor Walther Kern?" fragte mich der Eine, indem er sein blatternarbiges, spitzes Gesicht listig auf mich richtete. „Gut, mein Herr, wir haben Sie zu bitten, sogleich mit uns in der Droschke nach dem Polizeibüreau zu fahren, uns aber zuvor eine Einsicht in Ihre Effecten zu gestatten."

„Wer sind Sie und was will man von mir?" fragte ich erschrocken und mein schneller Gedanke eilte zur Landräthin.

„Wir sind Officianten der Polizei, die aus Rücksicht gegen Ihre Person in Civil erscheinen — der Zweck Ihrer Citation ist uns unbekannt. Wo sind Ihre Sachen? Ich mache Sie in Voraus darauf aufmerksam, daß jede Widersetzung uns zu Zwangsmaßregeln auffordern würde."

„Mein Herr, fürchten Sie nichts, aber ich bemerke Ihnen, daß ich herzoglicher Leibarzt und Unterthan eines anderen Staates bin, der sich als rechtlicher Mann legitimiren kann."

„Wenn Sie das gefälligst nur auf der Polizei bemerken wollen, wir haben keine weitere Verfügung — wo sind Ihre Papiere, Effecten?"

„Oben auf meinem Logis — ich habe nur einen Reisekoffer."

Beide Männer durchstöberten meine Effecten, warfen sie sämmtlich in meinen Koffer, dessen Schlüssel sie zu sich steckten, trugen ihn, ohne mich zu fragen, auf den Kutscherbock und luden mich ein, in den Wagen zu steigen. Sie antworteten auf meine empfindlichen Fragen nach der Ursache dieses seltsamen Benehmens nicht, baten mich nur höflichst, kein Aufsehen zu machen, da ich ja auf dem Büreau die nöthige Auskunft über mich geben könne und schoben mich in die Droschke, welche sofort abfuhr. Die Magd hatte die Ursache meiner Abfahrt nicht erfahren, ich rief ihr zu, daß ich bald wiederkehren werde. Ich beruhigte mich mit dem Gedanken, daß ich vielleicht als nicht angemeldeter Fremder für verdächtig gehalten, ein Irrthum der Person obwalten und ich mich nur zu legitimiren haben würde — ich hatte wol früher erfahren, daß in meinem Vaterlande, unter dem Ausflusse eines sehr monarchischen und lichtfeindlichen Ministers, eine ungewöhnlich strenge Polizeigewalt herrsche und man zum Polizeichef einen Mann aus weiter Ferne habe kommen lassen, der sich durch Härte, Schlauheit und Eifer überall gefürchtet gemacht habe. Indessen, was wollte er von mir, der ich nichts verbrochen hatte! — Die Droschke hielt in einer düsteren, engen Gasse vor einem großen, grauen und düsteren Gebäude. Beim Aussteigen wurde ich erst gewahr, daß ich in dem abgeschlossenen Hofe des Gebäudes mich befand.

Man führte mich in ein düsteres, von den gegenüberliegenden Wänden aller Aussicht beraubtes Parterrezimmer, dessen Fenster außerdem durch Eisenstäbe verdunkelt wurden; einige Officianten gingen darin auf und nieder und beobachteten mich, indem sie sich stellten, als ob sie keine Notiz von mir nähmen. Eine ganze Stunde mußte ich hier warten, als endlich eine Klingel erscholl, einer der Officianten hinausging und mit der Anrede zurückkam: „Herr Doctor Kern, Sie möchten vortreten.“ Ich wurde eine Treppe hinauf, durch mehre von Officianten bewachte Zimmer in ein Lokal geführt, wo ein grüner Actentisch stand und ein junger, kränklicher, verdrießlich aussehender Mensch, ein Musterbild scrophulöser übler Laune, am Fenster lehnte und einen Brief las. Ich redete ihn an, da er keine Notiz von meiner Anwesenheit nahm; er las ruhig weiter — endlich legte er den Brief zwischen eine dünne Akte, woher er ihn auch genommen zu haben schien und setzte sich, ohne mich anzusehen, an den Tisch, falzte einen Bogen Papier, griff zur Feder und schnarrte mit unangenehmer, frostiger und schneidender Stimme: „Ich bin in der Lage, Ihre Personalien zu Protokoll nehmen zu müssen — wo und wann sind Sie geboren, wie heißen Ihre Namen — Ihre Eltern?“

„Ich sollte als ein Kind dieser Stadt, wo ich erwuchs, Schulen besuchte, Staatsprüfungen machte,

gewiß der Behörde bekannt sein — habe ich als Fremder etwa die Anmeldung versäumt, so —"

„Ich muß bitten, mich nicht aufzuhalten," fiel er mir in's Wort, „antworten Sie nur auf meine Fragen."

„Herr, vergessen Sie nicht, daß ich in Diensten des Herzogs von .... stehe, ich legitimire mich als künftigen Schwiegersohn des Baron von Pfannenschmidt." Er verzog keine Miene. „Bin ich etwa denuncirt, verdächtigt, bin ich in Untersuchung?"

„Das weiß ich nicht, ich habe Sie nur zu fragen." Jetzt erst bemerkte ich, daß mein Koffer geöffnet auf einem Stuhle stand und meine Papiere, mit Rothstift numerirt, auf dem Tische lagen. — Es begann ein ausführlicher Examen meines ganzen vergangenen Lebens, namentlich meiner Studienzeit. Auffällig war es mir, daß der Assessor oder Referendar, was er sein mochte, einige Male wieder in den erwähnten Brief sahe und dann nach speciellen Dingen, zum Beispiel der gestohlenen Hand, dem Duell, der Burschenschaft, umständlicher fragte. Inmitten dieses Verhörs wurde die Thür geöffnet, ein feister Mann trat ein, der vom jungen Inquirenten mit großer Hochachtung begrüßt wurde und diesem etwas zuflüsterte. Dabei sahe er mich neugierig hämisch, schlau lächelnd und scharf an. Ein Phrenologe würde diesem Nero-Kopfe mit dem breiten Hinterschädel, den weit abstehenden Ohren und

der gewulsteten Oberlippe den Charakter der geschlechtlichen Sinnlichkeit und Grausamkeit abgesehen haben. Er ging, nachdem er mich betrachtet hatte, wieder fort, ein unheimliches Gefühl in mir zurücklassend. Die Fragen nach meinen Personalien gingen ihren Fortgang, wurden aber immer specieller, richteten sich auf meinen Umgang, auf Mitglieder der Burschenschaft. Es dauerte an zwei Stunden. Ich mußte das Protokoll unterschreiben, der junge Mann lächelte zum ersten Male flüchtig und sagte schnarrend: „Sie sind hervorragendes Mitglied einer staatsgefährlichen Verbindung, der gegenwärtig der Proceß gemacht wird — ich habe Ihnen anzuzeigen, daß Sie Sich auf Requisition des Tribunals in Sachen der Demagogenumtriebe von jetzt an in Untersuchungshaft befinden." Ich war wie vom Donner gerührt, wollte Einwendungen machen, Protest einlegen, aber er antwortete nicht, zog die Klingelschnur und zwei Officianten traten ein. „Doctor Kern ist in Haft, wird auf das Gefangenhaus in .... abgeliefert," schnarrte er und alsbald umringten mich beide Männer mit drohender Geberde. — Ich erzähle nichts von meinem Schmerze, meinem Widerstande, meiner verzweiflungsvollen Ueberwältigung. Man sperrte mich in ein finsteres Gemach, wo ich etwas Wassersuppe und Brot zu Mittag erhielt, und von wo man mich gegen Abend in eine Droschke schob, die ein Gensd'arm mit mir

theilte. Man fuhr mich die ganze Nacht hindurch nach dem .... berge, wo die Demagogen-Untersuchung ihr amtliches Gericht und ihre Kerker aufgeschlagen hatte. Erst am Mittage des nächsten Tages traf ich dort ein, ein Kerker in einem runden Thurme ward mein Aufenthalt. —

Ich mag die ganze Wirklichkeit meiner Lage nicht in der Erinnerung enthüllen, der Wahnsinn wühlte in meinem Gehirn, es waren Tage nöthig, ehe ich mich so weit sammeln konnte, um mit stumpfem Gefühle der Seelenabmattung die Wahrheit der Begebenheiten zu denken. Allmälig kam die Reflexion — der Gedanke, daß die Landräthin meine heimliche Anklägerin sei, um mich zu vernichten und meine Verbindung mit Adelheid unmöglich zu machen, erfüllte mich mit um so größerer Empörung, je gewisser er in mir wurde. Ich suchte vor allen Dingen Nachricht von mir an Willburg, Helene, den Landrath und den Hofmarschall zu bringen, aber der Kerkermeister verweigerte mir jedes Briefschreiben. — Abgesperrt von der Außenwelt, verschollen und vernichtet blieb ich meinem Schicksale, der Rache meiner Feinde überlassen. Mein kleines, feuchtes Thurmzimmer hatte ein hohes Fenster, zu dem ich hinaufklettern mußte, wenn ich den Himmel, die Gegend sehen wollte — ein ödes Thal, ein dichter Wald am engen Horizonte umgab und begrenzte meine Abgeschiedenheit.

Vier trostlose Wochen verstrichen, ehe ich verhört wurde — man führte mich in ein alterthümliches Gemach vor meine Richter, die eine Untersuchungscommission bildeten und in der nächsten Stadt wohnten. Mit Schreck sahe ich auf dem grüntuchenen Tische meine Papiere liegen, welche ich daheim im Schlosse der herzoglichen Residenz zurückgelassen hatte. „Erkennen Sie diese Schriften als Ihr Eigenthum an?“ war die erste Frage. Ich berief mich auf meine Stellung zum herzoglichen Hofe; man zog ruhig ein Rescript aus dem Aktenstoße hervor und las mir mein Entlassungsdecret vor. „Durch Requisition der herzoglichen Polizei sind Ihre Papiere und Effecten mit Beschlag belegt und hierher geliefert,“ sagte der Richter, „aus aufgefundenen Papieren, aus Zeugenaussagen und eigenem Geständniß geht erwiesener Maßen hervor, daß Sie auf der Landesuniversität in die Burschenschaft getreten, dann wegen Tödtung relegirt und mit Festungsstrafe belegt sind, trotzdem aber auf einer ausländischen Universität die Rolle eines Sprechers in der Burschenschaft übernommen haben — diese Verbindung hat, als eine demagogische, die staatsgefährlichsten Ansichten und Pläne gehegt, worüber Sie Sich weiter vernehmen lassen müssen.“ Vergebens strengte ich mich an, den Richtern zu beweisen, daß zu meiner Zeit kein verbrecherischer Gedanke in der Burschenschaft laut geworden sei,

daß wir nur auf sittliche Entwicklung des Menschen, auf deutsches Nationalgefühl und volksthümliche Kraft hingewirkt hätten — man begnügte sich nur, meine Aussagen stillschweigend niederzuschreiben. —

Ich will schließen — meine Feder zittert in meiner Hand, meine Stirn brennt, ich darf die einzelnen Momente dieser Epoche meines Lebens nicht wieder heraufbeschwören. Beklage mich, der Du, glücklicher Mensch, einst meine Biographie lesen solltest — beklage mich doppelt, wenn Du jemals erfahren hast, was man unter Demagogenuntersuchung begriff. Genug, es verging ein halbes Jahr, ehe ein neues Verhör stattfand — ich saß ein Jahr in diesem einsamen Kerker, in den man endlich meine medicinischen Bücher zuließ, ohne von der Außenwelt mehr zu sehen, als die Richter, den Kerkermeister, das öde Thal, wo auf einzelnen Hügelvorsprüngen Schildwachen standen, den Waldsaum und den Himmel; ich wußte nichts von Adelheid, von Helene, von den mir theueren Freunden. Endlich nach dem furchtbaren Jahre einer Untersuchungshaft lautete mein Urtheil: „Zehn Jahre Festung wegen burschenschaftlicher Verbindung gegen die bestehende Staatsordnung.“ Ich war schon zu abgestumpft, um davon alterirt zu werden, ich freuete mich des Urtheils in der Hoffnung, nun von der Außenwelt Etwas zu erfahren, durch die gesetzliche Veröffentlichung meiner Strafe Zeugniß von meinem

Leben zu geben und Adelheid von mir zu benachrichtigen. Nachts, in einer geschlossenen Kutsche fuhr ein Gensd'arm mit mir fort — ich wurde in eine Citadelle an die äußerste Grenze des Landes gebracht, wo ein feuchtes Thurmgemach mich aufnahm und mein früher confiscirtes Eigenthum mir ausgeliefert wurde. Auf einer geschlossenen Bastion durfte ich täglich eine Stunde die freie Luft genießen. Nach und nach fing ich an zu lesen, zu schreiben — ich bat den Commandanten, einen gutmüthigen, halbinvaliden Officier, der mit meinem seligen Vater gedient hatte, um Erlaubniß, an meine Familie schreiben zu dürfen. Es wurde mir mit der Bedingung zugestanden, daß meine Briefe dem Commandanten offen übergeben und einlaufende von ihm erbrochen würden. Ich schrieb an den Landrath an Helene und an Willburg. Nach acht Tagen brachte mir der Soldat, welcher mich bediente, einen erbrochenen Brief — er war von Willburg, ich küßte ihn, es war die erste Taube mit dem Oelzweige, die mir ein Zeichen gab, daß noch eine Außenwelt für mich existire. Der Brief lautete in vorsichtiger Sprache: „Unglücklicher Freund! Wir haben Sie für todt gehalten, Niemand kannte Ihr Schicksal, als Sie so plötzlich und spurlos aus meinem Hause verschwunden waren. Aber nach einem Jahre der Trauer, erst vor vier Wochen, lasen wir in der Zeitung Ihre Verurtheilung — das erste Zeichen

Ihres Lebens. — Unsere Briefe erreichten Sie nicht, unsere Bemühungen um Begnadigung hatten keinen Erfolg, der Landrath weiß noch nicht, daß Sie leben, er ist seit einem halben Jahre in Italien, um seine schwache Gesundheit zu stärken — er hat diese Stärkung nöthig. — Ich werde Alles aufbieten, um die Erlaubniß zu bewirken, Sie auf der Festung zu sprechen — erfahren Sie nur, daß Ihre Schwester Helene seit sechs Monaten meine Gattin ist und ich auf dem Gute die Pfarre meines Vaters bekommen habe. — Hoffentlich mündlich mehr."

Kein Wort von Adelheid! — O! dieser Brief erfüllte meine Seele mit noch schwärzeren Vorstellungen. Vielleicht schreibt sie besonders, vielleicht ist ihrer nicht erwähnt, um sie nicht bloß zu stellen oder die fremden feindlichen Leser dieses Briefes nicht zu veranlassen, neue Maßregeln gegen mich zu ergreifen, denn — das sagte mir meine Einsicht — nur die Landräthin hatte diesen Weg meiner Vernichtung gewählt, um mich von Adelheid auf immer zu trennen. Ich schrieb schnell wieder — aber keine Antwort erfolgte. Da — nach drei Wochen — meldete mir ein Unterofficier, daß meine Verwandten die Erlaubniß erhalten hätten, mich zu sprechen, sie wären bereits im Conferenzzimmer der Festungverwaltung. Mit bebenden Gliedern schwankte ich neben dem Unterofficier her — dieser führte mich durch eine Gallerie in das Hauptgebäude

der Citadelle und trat mit mir in die Thür eines düsteren niedrigen Saales ein. Da standen Willburg und Helene, Alexander und Emma — ich schrie krampfhaft auf, ich fühlte Arme und Lippen und Thränen, ich sank betäubt von Einem zum Andern, Keiner hatte die Sprache; — der Unterofficier stand gerührt im Hintergrunde. Allmälig wurde die bedrückte Brust fähig, den Gefühlen Worte zu geben, ich bemerkte das Mitleid in ihren Mienen, erst Helene wagte die Worte zu flüstern: „O, Walther, ich erkenne Dich nicht wieder, was bist Du elend!" Niemand widersprach ihr. —

„Redet von Adelheid!" rief ich aus der Betäubung erwachend, und blickte mit Bestürzung in die verlegen werdenden und mit der Antwort zögernden Gesichter. Da trat Willburg hervor und sprach: „Davon ein anderes Mal, wir haben Ihnen zunächst anzukündigen, daß Alexander vom Könige Ihre Begnadigung erlangt hat — hoffentlich kehren Sie mit uns zurück, wir bleiben so lange im nächsten Dorfe, bis die königliche Akte hier beim Commandanten eingelaufen ist."

„O! die Welt, die Welt soll mir wieder aufgethan werden, ich soll sie wiedersehen, die Geliebte, um die ich leide, die um mich weint — o! laßt mich die Bäume, die Kapelle, das Dorf wiedersehen, wo meine Gedanken so schmerzlich sich in Erinnerungen des verlorenen Paradieses ergingen — sagt

mir, hat Adelheid's Mutter es gestatten können, daß man mir die Freiheit giebt?"

Helene weinte, Alexander wandte sich ab. „Es hat sich Vieles geändert, seitdem Sie verschollen waren," erwiderte Willburg, „wir wollen später, im Pfarrhause des Gutsdorfes davon sprechen, heute wollen wir uns nur sehen und uns sättigen am Anblicke."

„Ich muß bemerken," fiel der Unterofficier ein, „daß reglementsmäßig die Unterredung nur zwanzig Minuten währen darf."

Ach! wie rasch gingen diese zwanzig Minuten an mir vorüber! — Ein Traum erschien mir Alles, als ich in meine einsame Thurmzelle zurückgeführt war. — Daß ich die Gesichter der Theueren gesehen, ihre Küsse und Umarmung gefühlt, ihre Stimmen gehört hatte, daß Helene die Frau Willburg's, daß Alexander seit fast einem Jahre Emma's Mann und Verwalter des väterlichen Gutes sei, was mir in der Eile nur flüchtig erklärt worden war, ich mußte es mir Alles als wirklich Erlebtes einreden. — Nun würde mir der Kerker noch unerträglicher geworden sein, wenn ich nicht täglich von der Bastion hätte in die Ebene niederschauen können, wo in der Nähe alle Nachmittage meine Theueren wandelten, mit Tüchern zu mir hinaufwinkten und dann unter den Mauern verschwanden, um wahrscheinlich beim Commandanten nach meiner Be-

freiung sich zu erkundigen. Endlich am achten Tage trat der Commandant mit einem Convolut offener Schriften, deren große Staatssiegel mich den Inhalt ahnen ließen, in meine Zelle. „Lieber Herr Doctor,“ sprach er mit sichtbarer Freude hinter dem amtlichen Ernste — „im Namen Sr. Majestät kündige ich Ihnen die Begnadigung an — mir ist der Befehl so eben zugegangen, Sie sofort in Freiheit zu setzen.“

Scheinbar ruhig hörte ich diese Nachricht an, aber in meiner Brust brannte die Sehnsucht, so schnell als möglich Kunde davon an meine Lieben gelangen zu lassen. Ich kleidete mich an und stürzte aus der Citadelle dem Dorfe zu, dessen Richtung ich von der Bastion herab kennen gelernt hatte, Schon im Holze vor demselben begegnete ich Willburg und Helenen, die auf dem Wege waren, um mir vom Felde aus nach der Bastion hinauf ihre Grüße zuzuwehen. „Erzählt mir von Adelheid!“ war meine erste Bitte nach der Umarmung und Mittheilung meiner Freiheit. „Lieber Bruder,“ begann Helene, nachdem sie den ernsten, mit den Blicken suchend umherschweifenden Willburg angesehen hatte. „Adelheid ist mit dem Vater auf Reisen — wir können auch keine Briefe nachsenden, denn wir wissen nicht, wo der Landrath ist — gedulde Dich — begnüge Dich einstweilen mit uns.“ Unter einem wichtigen Gespräche, da ich unersättlich im Fragen war, gelangten wir vor den Krug

im Dorfe, wo Alexander und Emma uns herzlich empfingen. Wir hatten uns so viel zu sagen, daß wir durch die Menge des Stoffes an einem zusammenhängenden Austausche gehindert wurden — endlich erfuhr ich Folgendes:

Mein Verschwinden hatte die höchste Bestürzung hervorgerufen, Willburg erfuhr von seiner Magd, daß mich zwei Männer in einer Droschke abgeholt und meinen Koffer mitgenommen hätten. An eine Gefahr dachte Anfangs Niemand, da man glaubte, daß ich wahrscheinlich eine eilige Reise im Auftrage des herzoglichen Hofes unternommen habe. Erst nach Wochen, als die Entlassung von der Stelle eines Leibarztes bekannt wurde, entstand der Verdacht eines heimlichen Inquisitionsverfahrens gegen mich. Willburg forschte bei den Justizbeamten, dem Minister, dem Tribunalrathe, überhaupt an allen Quellen der Gerichtsverwaltung nach, aber nirgends erhielt er Auskunft; er schöpfte Verdacht gegen die Landräthin, redete dieser heftig in's Gewissen, bekam aber die höhnische Antwort zurück, daß sie glaube, ich sei heimlich nach Amerika entflohen, da sie mich immer für einen Abenteurer gehalten habe. — Da ein tiefes Geheimniß über mich waltete, so wartete man die Enthüllung meines Schicksals von der Zeit und dem Zufalle ab. Inzwischen war Alexander auf des Vaters Einladung aus England mit Emma zurückgekehrt. Letztere

wurde Helenen zur Hut anvertrauet. Willburg setzte seine Forschungen über ihre Abkunft fort. Mein Bruder Ludwig war auf seiner böhmischen Reise dem Bruder des oesterreichischen Generals auf die Spur gekommen und dieser hatte einen Brief an Willburg mitgegeben, der ihn benachrichtigte, daß er seine Pläne gegen die Frau von Roqueville, eigentliche Baronin von Pfannenschmidt, aufgegeben habe, da durch ein unerwartetes Ereigniß die Gewißheit erlangt sei, daß das von der Baronin außerehelich geborene Kind, an einem flammenden halbmondförmigen Muttermaale auf der Brust erkennbar, wirklich gestorben und von der Wartefrau mit einem anderen Mädchen vertauscht sei, das ein armer Musicus in Mailand ihr als sein wildes Töchterchen gern überlassen habe, um noch ferner vom General die Pflegegelder zu beziehen. -- Willburg, von der stillen Ueberzeugung, daß die Baronin eine Urheberin und Mitwisserin meines Schicksals sei, und von dem tiefsten Abscheu gegen diese Frau beseelt, hatte dem Landrathe die Sache mit einleitender Schonung verrathen, dann aber den Brief des Oesterreichers übergeben. Der Landrath reisete sofort nach Böhmen, kam zurück und veranlaßte eine entscheidende Scene zwischen sich und der Frau, in deren Folge sie sich still trennten; die Frau reisete mit der Zusicherung einer Rente fort, der Landrath segnete seines Sohnes Liebe zu Emma, deren Hochzeit bald

darauf erfolgte; Willburg, welcher bereits die Guts-
pfarre angetreten hatte, segnete ihre Ehe ein und
verlobte sich an demselben Tage mit Helene. Aber
schon vor der Entfernung der Landräthin, deren
Haus in der Residenz nunmehr verkauft worden ist,
wurde Adelheid, welche zu ihrem Vater gekommen
war, im Uebermaße des Grames um mich, gefähr-
lich krank, ein schweres Nervenfieber warf sie dar-
nieder. — In dem Ringen zwischen Leben und Tod
bekam sie ihre somnambülen Zustände wieder — sie
richtete sich plötzlich geisterhaft auf, streckte die Arme
aus und sprach: „ich sehe einen alten Thurm, da
oben durch das Eisengitter blickt Walther, bleich,
abgezehrt — er sehnt sich nach mir, ich will ihn
retten, ach! er verschwindet!" Nach diesen Worten
war Adelheid in einen tiefen Schlaf gesunken. —
Kurze Zeit darauf las man in den Zeitungen meine
Verurtheilung neben der von mehren anderen poli-
tischen Verbrechern. – Der Landrath war bereits
abgereist, Alexander aber und Willburg eilten nach
der Residenz, ersterer suchte um eine Audienz beim
Könige nach und machte mit Willburg die eifrigsten
Versuche, mich bei der Regierung als einen unschul-
dig Verfolgten darzustellen. Eine hohe Justizperson
hatte erklärt: „Ich werde mir die Akten referiren
lassen, es kann sein, daß der Doctor Walther Kern
weniger gravirt ist, aber bei Tendenzunter-
suchungen und politischen Processen muß summa-

risch verfahren werden.“ Bei solchen Reden blieb es. — Willburg und Alexander wurden fast überall mit der höflichen Phrase abgefertigt: „wir wollen uns berichten lassen.“ Eine Audienz bei dem Könige, die nach einem persönlichen Wechsel in der Hofumgebung endlich erreicht wurde, und wo Alexander den Muth hatte, seine eigene Mutter als heimliche Anklägerin zu bezeichnen, welche die Justiz zum Werkzeuge ihrer Privatrache gegen mich gewonnen habe, gab den Ausschlag; die königliche Versicherung meiner Begnadigung brachte Alexander in den Kreis der Theilnehmenden zurück. Einer späteren Zeit war es vorbehalten, mich mit der Bosheit bekannt zu machen, welche Fischer, als Werkzeug der Baronin, bei meinem fingirten Processe geübt hatte; er sowol wie Fritzel und Schlemper waren die Zeugen meiner politischen Betheilung an Dingen geworden, die mir gänzlich fremd geblieben waren.

---

28. Adelheid!

Um mich zu zerstreuen, hatten Alexander und Willburg eine Reise mit mir zu machen beschlossen und die Heimreise durch angenehme Umwege zu verlängern gesucht. Erst in der freien Luft fühlte ich die Abschwächung und kränkelnde Ermattung

meines Körpers, die Wirkung der Kerkerluft. Meine Gedanken weilten bei Adelheid, ich sahe nur sie vor meinen Augen, wie sie oben an der Treppe stand, mit beiden Armen sehnend nach mir herabstrebte und flüsterte: „Morgen! morgen!" Bedrückend für mich war die kärgliche, unbefriedigende Antwort, welche ich auf meine Fragen nach ihr erhielt. Aber wer beschreibt mein Entzücken, als wir, auf dem Gute angekommen, von einem eingelaufenen Briefe des Landraths hörten. „Was schreibt er von Adelheid!" rief ich stürmisch. „Lieber Kern, sie ist wieder sehr krank geworden — seien Sie ein Mann, finden Sie Sich in das Schicksal, hoffentlich sehen Sie sie einst in voller Seligkeit der Liebe wieder," sagte Alexander mit großer Rührung. Ich lief in der erinnerungsreichen Gegend, dem Parke, Dorfe, Schlosse, umher wie ein Schwermüthiger; selbst Emma's Gesang konnte mir die Zerstreuung meiner Gedanken nicht benehmen — ich brachte stundenlang im Saale des Schlosses, vor Adelheid's lebensgroßem Oelgemälde zu, redete zu ihr, gab mir selbst die Antworten und schrieb Briefe, welche Alexander zur Besorgung von mir empfing. Er hatte gewünscht, daß ich im Schlosse wohne, ich sahe überall der Geliebten Spuren und Leben, träumte mir ihre Anwesenheit, küßte ihre Sachen, die ich wieder erkannte, und horchte oft in frohem Erschrecken auf, wenn ich ihre Stimme zu hören glaubte. — Es traf ein

zweiter Brief des Landraths ein. „Kein Brief von ihr?“ fragte ich mit Herzklopfen. „Nein, sie kann nicht schreiben,“ antwortete Alexander ernst und seltsam verschlossen. „O! sie ist todt!“ klagte ich verzweiflungsvoll, „sagt mir die Wahrheit, mein Schicksal hat die Unglückliche mit vernichtet — seht, ich bin stark, sagt mir die Wahrheit!“ Man antwortete mir ausweichend, nicht widersprechend, das drückte meine Seele. — Einige Stunden später kam Helene zu mir, um mich abzuholen, da sie ein Bedürfniß fühle, mit mir vereint auf dem Grabe der Mutter eine geschwisterliche Andacht zu üben. Ich folgte ihr gern. Wir schritten durch den Park, die Allee, an der verödeten Kapelle vorüber, in das Dorf, nach dem Kirchhofe, wir setzten uns auf das Grab und versenkten uns in eine sanft umflorte Vergangenheit. Eine mir früher nicht auffällig gewesene Pforte in der Kirchenwand, nicht weit von dem Grabe, wo wir saßen, fesselte meinen träumerischen Blick, denn sie stand offen und verrieth eine Krypta, in die der Sonnenstrahl einfiel. Auf meine Frage antwortete Helene aufstehend und nähertretend: „es ist die Gruft der gutsherrlichen Familie.“ Ein jäher Drang trieb mich durch die Pforte, aus welcher mir eine kalte Kellerluft entgegen wehte, ich suchte mit gereiztem Auge, eine furchtbare Ahnung legte sich wie ein Alp auf meine Brust, da stand ein Sarg mit frischen Blumen bedeckt, eine trockene

Myrtenkrone mit weißen Seidenbändern lag darauf — ein Porzellanschild schimmerte — der Name „Adelheid" trat mir vor die Sinne — ich schrie auf, hatte noch so viel Bewußtsein, zu sehen, wie Willburg und Alexander aus der dunklen Ecke hervoreilten, und sank am Sarge nieder. —

In den Armen meiner Theueren gewann ich die Fassung wieder, um zu weinen — „Adelheid ist todt!" war die entsetzliche Wahrheit, die mir heute enthüllt werden sollte.

Ich habe jetzt nur wenig noch von mir zu sagen, der Sturm des Lebens hat keine Gewalt mehr über die einmal niedergeworfene Pappel. Der Landrath kam zurück, seine Reise hatte keinen anderen Zweck gehabt, als nach Adelheid's Tode die eigene Fassung wieder zu gewinnen. — Er wollte, daß ich mit ihm im Schlosse wohnen bleiben möge, aber ich bat um die Erlaubniß, die kleine Kapelle, wo ich glückliche Augenblicke verlebt hatte, bewohnen zu dürfen — hier wohnte ich ja zwischen Schloß und Pfarre. —

Zwei Jahre lebte ich meinem Schmerze und meiner Erinnerung allein — nur zuweilen trug Emma's bezaubernde Stimme mein Gefühl auf die Höhe der tragischen Versöhnung mit dem Schicksale, oft aber wanderte ich mit Helenen die Wege der stillen Natur und füllte im engen Thalgrunde oder in friedlicher Waldeinsamkeit die Seele mit dem verklärten Schmerze der Erinnerung. —

Mit dem wiedergewonnenen Gefühle des Daseins und des Wirkens kam auch das, den Mann beschämende Bewußtsein der Unthätigkeit in mir auf; ich sehnte mich nach Arbeit und Beruf. — Die ärztliche Praxis hatte den Reiz der Zerstreuung für mich, ich ließ mich in der Nähe des Gutes in der Landstadt nieder, wo mir später ohne mein Zuthun, die Physikatsgeschäfte übertragen wurden — eine Entschädigung, wie man vielleicht in der Residenz glaubte. — Die Nemesis aber ereilte auch meine Feinde. — Fischer, längst durch die neuen Personen am Hofe um allen Einfluß gebracht, wurde in Folge seines tief verwundeten Ehrgeizes wahnsinnig und verschwand aus der Stadt — die Landräthin aber mußte von den Furien ihres Gewissens furchtbar gefoltert worden sein, daß ihr Stolz es zuließ einen reuigen, flehenden Brief an ihren Mann zu schreiben, den dieser durch die Versicherung seines Mitleids erwiderte. —

Ich nehme Abschied von Dir, lieber Leser; — hast Du ein Mitgefühl für angefeindete, verfolgte Menschen, die nicht wissen, wie sie die Feindschaft verschuldet haben und die gerne verzeihen, so wirst Du mir Deine Sympathie nicht versagen. —

E n d e.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.

Inhalt.